

Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1918)

Artikel: Aus der Geschichte der deutschen Sprache
Autor: Müller, A.
Kapitel: Die Formveränderungen der Sprache
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I. Die Formveränderungen der Sprache.

Einleitung.

Dich vor allem, heilige Muttersprache,
Preis' ich hoch.
Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar. H. Leuthold. (Die deutsche Sprache.)

Die Geschichte der deutschen Sprache geht parallel mit den kulturellen und politischen Verhältnissen der deutschen Volksstämme. In der Sprache spiegelt sich die Entwicklung der deutschen Kultur; sie läßt uns vielfach auch auf die politischen Zustände schließen.

Wie die älteste Geschichte der Völker überhaupt, so ist auch die Geschichte der deutschen Volksstämme und damit auch die Geschichte der deutschen Sprache in tiefes Dunkel gehüllt. Aus der Vergleichung der verschiedenen Sprachen wissen wir nur, daß fast alle europäischen und einige asiatische Sprachen auf eine gemeinsame Ursprache zurückzuführen sind. Zahlreiche Sagen, sowie die Sprache selbst, weisen darauf hin, daß die Heimat des Stammvolkes in Rußland oder im benachbarten Asien zu suchen ist. Dieses Stammvolk wurde Indogermanen oder Arier genannt. Es redete die indogermanische oder arische Grundsprache. (Die auch nicht vollständig richtige Bezeichnung indoeuropäisch hat sich bis jetzt nicht durchzusetzen vermocht.) Neuere Forscher sind der Ansicht, daß dieses Urvolk die Steppengebenden der mittleren Wolga bewohnt habe und dann durch das Eindringen finnisch-mongolischer Stämme von Norden her in eine östliche, asiatische, und eine westliche, europäische Masse geschieden worden sei. Wann sich dieses Urvolk der Indogermanen aufgelöst hat, wissen wir natürlich nicht; aber aus der Verwandtschaft der Sprachen können wir erkennen, daß sich aus der indogermanischen Grundsprache acht Sprachzweige entwickelt haben: der arische (indo-iranische), armenische, griechische, albanesische, italische, keltische, germanische und der baltisch-slawische. Aus

dem Urvolk der Indogermanen sind also folgende Völker hervorgegangen:

in Asien: die Inder, Perser und Armenier;

in Europa: die Griechen, Albanesen, Italiker, Kelten, Germanen und Slawen.

Die Literaturerzeugnisse der vielen indischen Völkerschaften lassen sich in solche der alt-, mittel- und neuindischen Sprachen einteilen. Beim Altindischen unterscheidet man den Weda (das [religiöse] Wissen) und das Sanskrit. Der Weda ist eine Sammlung religiöser Schriften, auf denen die brahmanische Religion beruht. Als geoffenbarte, heilige Schrift ist er dem Brahmanismus in ähnlicher Weise zugrunde gelegt wie dem Christentum die Bibel. Die wedische Sprache war die aus dem nordwestindischen Dialekt hervorgegangene, nur im Priesterkreise gebräuchliche, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Literatursprache. Das Sanskrit, d. h. „zurechtgemacht, geordnet, zubereitet, rein, heilig“, ist die Sprache aller andern altindischen Sprachdenkmäler. Ähnlich dem Lateinischen ist es die gelehrtliterarische Sprache. Das Mittelindische, das etwa bis zum 12. Jahrhundert dauerte, ist aus verschiedenen Dialekten hervorgegangen. Vom Neuindischen ist das Hindustanische am wichtigsten. Es hat sich zur allgemeinen Verkehrssprache Indiens entwickelt. Entstanden ist es im 12. Jahrhundert in Delhi, dem damaligen Mittelpunkt der mohammedanischen Macht.

Im Griechischen hatte sich schon im 5. Jahrhundert v. Ch. auf Grund des attischen Dialektes eine gemeingriechische Schriftsprache herausgebildet. Zur Zeit Alexanders des Großen entstand dann auch noch eine gemeingriechische Umgangssprache, die Koiné. Auf diese sind das Mittel- (11.—16. Jahrhundert) und Neugriechische zurückzuführen.

Das Albanesische ist die Entwicklung des halb romanisierten Altillyrischen. Es ist von Slawischem, Türkischem und Griechischem stark durchsetzt. Literarische Denkmäler seit dem 17. Jahrhundert.

Im italischen Sprachzweig übertraf das Lateinische an Wichtigkeit bald alle andern Dialekte. Es ist von etwa 300 v. Chr. an genauer bekannt. Das klassische Latein hat sich als künstlich stilisierte Literatursprache, als Sprache der römischen Kirche und der Gelehrten, fast unverändert bis heute erhalten; aus den volkstümlichen lateinischen Dialekten dagegen sind die sieben romanischen Sprachen entstanden: 1. das Rumänische, 2. das Rhätoromanische, 3. das Italienische (literarisch von 964 an auf-

tretend), 4. das hauptsächlich auf dem Dialekt der Isle de France beruhende Französische (842 durch den Straßburger Eid beurkundet), 5. das Provenzalische (Boethiuslied von ca. 1000), 6. das Spanische und 7. das Portugiesische (ersteres 1145, letzteres 1192 literarisch bezeugt).

Beim baltisch-slawischen Sprachzweig unterscheidet man das Baltische und das Slawische. Das erstere besteht aus dem im 17. Jahrhundert ausgestorbenen und nur in wenigen kleinen Sprachdenkmälern aus dem 15. und 16. Jahrhundert überlieferten Preußischen, sowie dem Litauischen und Lettischen, deren älteste Aufzeichnungen auf das 16. Jahrhundert zurückgehen. Viel stärker verbreitet ist das Slawische, das in das Russische, Süd- und Westslawische zerfällt. Südslawen sind die Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen. In altbulgarischer Sprache ist das älteste slawische Sprachdenkmal überhaupt abgefaßt. Es ist das eine in Bruchstücken erhaltene Bibelübersetzung des Kyrill und Method aus dem 9. Jahrhundert. Bei den Russen hat man die Groß-, Weiß- und Kleinrussen (in Galizien Ruthenen genannt) zu unterscheiden (ca. 55, 5 und 17 Millionen). Auf der Mundart von Moskau und Umgebung beruht die allgemeine russische Schrift und Umgangssprache. Das Westslawische umfaßt das Polnische, Wendische, Böhmisches (Tschechische), Mährische und Slowakische.

Bei ihrer Einwanderung in Mittel- und Westeuropa fanden die Indogermanen (Arier, d. h. die Edeln) schon eine Ureinwohnerschaft: Iberer, Tyrrhener, Pelasger. Diese scheinen einer körperlich kleinen und schwachen Rasse angehört zu haben. Sie wurden unterworfen oder wichen vor den Eroberern zurück. In den germanischen Sagen leben sie als das Volk der Zwerge fort.

Noch ganz unabgeklärt ist die Zugehörigkeit der Basken. Sie werden von den einen Forschern als ein Rest der iberischen Urbevölkerung, von andern als ein Volk keltischer oder sogar mongolischer Abstammung betrachtet.

Keine Indogermanen sind in Europa die Finnen, Kirgisen, Türken und Magyaren. Diese Völkerschaften sind mongolischer Abstammung.

* * *

Allen indogermanischen Sprachen ist gemeinsam,

1. daß die Wörter aus Vokalen und Konsonanten zusammengesetzt sind und
2. daß sie in einem lautlichen Zusammenhang zueinander stehen.

Zur Veranschaulichung der Ähnlichkeit der Bezeichnungen mögen folgende Beispiele dienen, wobei jetzt schon auf die drei Entwicklungsstufen der Konsonanten, die indogermanische, die germanische und die hochdeutsche Lautstufe und damit auf die erste und zweite Lautverschiebung hingewiesen sei:

Indo-germanische Stufe	indogermanisch:	patēr	péku	bhrátar	aksâ		
	sanskritisch:	pitr (wahrscheinlich für pātr)	paçu		ákṣa ^v		
	lateinisch:	patēr (z. B. noch in Jesuitenpater, ferner in Patron)	pecu (pecus) [vergl. pekuniär]	frater [noch Bezeichnung für Klosterbruder]	axis		
	italienisch:	padre	pecore	fratello	asse		
Germanische Stufe	englisch:	father	angelsächsisch: feoh (vergl. féodal = feudal)	brother	axe		
	niederländisch:	vader	vee	broeder	as		
Hochdeutsch		Vater	Vieh	Bruder	Achse		
* * *							
Indo-germanische Stufe	idg.:	ûdhr		dhur	medhu	bhudhnó	
	skr.:	ûdhar	hansî	hyas	dur [dvâr]	mádhu	budhná (für bhudhná)
	lat.:	über	anser [für hanter]	heri [hesternus gestrig]	fores	medus	fundus (für fudnus)
	ital.:	úbero [für mammella]	fr.:	hier			fondo
Germanische Stufe	engl.:	udder	gander [Gäuserich]	yesterday	door	mead	bottom
			ndl.:	gans	gestern	deur	
Hochdeutsch	mhd.:	iuter					
		Euter	Gans	gestern	Türe	Met	Boden
* * *							
Indo-germanische Stufe	indg.:	dwo			gnu [genu]	dékm	
	skr.:	dva	dama	dan[ta]	jānu	dācan	
	lat.:	labium	duo	verwandt: domus	dens-dentis	genu	decem
	ital.:	labbro (labiale)	due	duomo	dente fr.	genou	
Germanische Stufe	engl.:	lip	two	timber	tooth	knee	ten
	niederdeutsch:	Lippe	ndl.:	timmer	tand	knie	tien
Hochdeutsch		Lefze	zwei	Zimmer	Zahn	Knie	zehn
		(vergl. „Leff“)	(zwo, zwe, zwei)				

Während so sehr viele Wörter den gemeinsamen Ursprung der indogermanischen Völkerschaften darzutun scheinen, gibt es sonderbarerweise auch viele Bezeichnungen, die sich nur in einigen arischen Sprachen vorfinden, während sie in andern nicht haben nachgewiesen werden können. Vielleicht ist das nur eine Folge der mangelhaften Überlieferung. Da es sich

aber meist um Wörter von großer Wichtigkeit handelt, so ist es ebenso wahrscheinlich, anzunehmen, daß diese Ausdrücke in jenen Völkerschaften erst aufgekommen seien, nachdem sich diese schon zum Teil voneinander getrennt hatten. Dabei können Völker mit vielen gemeinsamen Sprachbezeichnungen ursprünglich ein gemeinsames Volk gewesen sein oder als Nachbarvölker einen ziemlich großen Verkehr miteinander gehabt haben, so daß Wörter des einen Volkes nach und nach auch Gemeingut des andern wurden. Bei den damaligen Verhältnissen ist aber wohl eher an einen gemeinsamen Ursprung zu denken. Infolge Übervölkerung des Landes, Änderung der Lebensverhältnisse, Stammesstreitigkeiten, Abenteuerlust drangen ganze Völkerschaften oder Teile solcher in die Nachbarländer ein, ja zogen, manchmal durch die Verhältnisse gedrängt, oft weit von ihrer ursprünglichen Heimat weg. Geschichtlich nachgewiesene Kämpfe und Wanderungen dieser Art bietet uns die Zeit der Völkerwanderung. Sagen und prähistorische Funde, sowie die Sprachverhältnisse deuten aber darauf hin, daß in vorgeschichtlicher Zeit sich ebenfalls solche Vorgänge abgespielt haben. So gibt es z. B. Sprachforscher, die der Ansicht sind, das Germanische und das Lateinische stehen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnis. Einen näheren Übereinstimmung zwischen den beiden Sprachen ergibt sich z. B. aus lat. sex = ahd. sēhs, lat. nōmen = ahd. namo, lat. longus = ahd. lang, lat. rectus = ahd. und mhd. rēht, „Est“ bedeutet sowohl im Germanischen wie im Lateinischen „er ist“; „es“ heißt in beiden Sprachen „du bist“. Germanisch und lateinisch hieß sīs „du seiest“; der lat. Konjunktivform velīs = „du wollest“ entsprach eine germanische Form welīs (vergl. unser mundartliches „du wellischt“). Sunt und sind, octo (vergl. Oktober = der 8. Monat, Oktave) und acht, noctem und Nacht, sal und Salz, scabo und schabe stimmen miteinander überein. Ahd. spanan = antreiben geht auf einen verloren gegangenen Verbalstamm spon = antreiben zurück, der sehr wahrscheinlich auch im Lateinischen vorhanden gewesen ist. Jetzt noch ist das Wort z. B. erhalten in spontan = von sich aus, freiwillig, eigentlich „aus eigenem Antrieb“, wie z. B. in der Wendung „in spontanen Beifall“ ausbrechen. Das Krähen des Hahnes faßte man einst als ein Singen auf. Nach den Lautverschiebungsgesetzen entspricht das Wort Hahn nämlich einem Verbalstamm, der im lateinischen cano = singe vorliegt. Darnach würde das Wort „Hahn“ nichts anderes als „Sänger“ bedeuten.

Haben wir gegenwärtig in Europa drei Hauptvölkergruppen, die Germanen (ca. 130 Millionen), die Slawen (etwa 125 Mill.) und die Romanen (ca. 110 Mill.), so waren in der Urzeit die Kelten eine der mächtigsten europäischen Völkerschaften. Sie bewohnten in der Urzeit Westeuropa und die britischen Inseln. Übervölkerung scheint einen Teil der keltischen Stämme zur Auswanderung veranlaßt zu haben. Livius berichtet, daß auf Betreiben des Königs Ambiatius, der an der Spitze der keltischen Volksgemeinschaften gestanden habe, dessen Neffen Segovesus und Bellovesus mit gewaltigen Heeresschwärmen ausgezogen seien, um sich neues Land zu Wohnsitzen zu suchen. Segovesus zog über den Rhein nach Süddeutschland, Bellovesus aber führte seine Scharen über die Westalpen nach Oberitalien, vertrieb die Etrusker und ließ sich mit den Seinen unter dem Namen Insubrer um Mailand herum nieder. Andere Keltenstämme drangen später bis nach Rom (390 v. Chr. Schlacht an der Allia [Brennus]), noch andere zogen längs der Donau bis in die Ostalpen und bis Illyrien. Das Vordringen des Keltenstammes der Helvetier in die Rhein- und Maingegenden beginnt etwa ums Jahr 550 v. Chr.; etwa hundert Jahre später, also ca. 450, setzten sich die Helvetier in jenen Landen und wahrscheinlich auch in der heutigen Schweiz fest. Sie überwandten oder verdrängten dabei nomadisierende Stämme, die wahrscheinlich germanischer Zugehörigkeit waren. So hatte z. B. das Wallis germanische Bevölkerung, die sich infolge der Abgeschlossenheit des Landes der keltischen Einwanderung besser zu erwehren imstande war als diejenige der ebeneren Gegenden von Süddeutschland, der übrigen Schweiz und Italien. Man kann über diese Vorgänge und Begebenheiten, über die wir natürlich keine irgendwie zuverlässigen schriftlichen Aufzeichnungen besitzen, aus den prähistorischen Funden ziemlich sichere Schlüsse ziehen. Bei uns besaßen die Bewohner bis etwa 450 v. Chr. die sog. Hallstattkultur (so geheißen nach dem reichen Fundort Hallstatt [Salzburg], wo man über 1000 Gräber ausgrub). In dieser wurden über die beerdigten oder verbrannten Toten (Verbrennung war in der Schweiz üblich) Erdhügel aufgehäuft. Die in diesen Gräbern vorgefundenen Gefäße und Schmuckgegenstände zeigen nur geradlinige Verzierungen, z. B. sich unter verschiedenen Winkeln schneidende Linien, ferner Rechtecke und Dreiecke. Die Sicherheitsnadeln, Fibeln heißen, die damals bei der Kleidung die Knöpfe ersetzten, hatten unilaterale (einseitige) Federn, d. h. solche, die sich nur auf einer

Seite des Bogens befanden. Im 4. Jahrhundert v. Chr. dagegen war unsere Schweiz von seßhaften keltischen Stämmen bewohnt, die ihre Toten in unterirdischen Gräbern nach der Art der unsern beerdigten; die Verzierungen sind krummlinig und die Fibeln tragen eine bilaterale (zweiseitige) Feder. Man nennt diese zweite Zeit die La Tène-Zeit (nach dem Fundort La Tène nahe beim Ausfluß der Thièle aus dem Neuenburgersee). Die Änderung der angegebenen Verhältnisse kann wohl nur eine Folge der Änderung der Völkerschaften sein: an die Stelle germanischer Volksstämme sind die gallisch-keltischen Helvetier getreten. Die Ortsbezeichnungen Nyon (Noviodunum), Yverdon (Eburodunum), Genf (Geneva), Avenches (Aventicum), Lausanne (Lausonium), Solothurn (Solodurum), Windisch (Vindonissa), Zürich (Turicum), (Ober)-Winterthur (Vitodurum), Zurzach sind keltischen Ursprungs. Unsern Flüssen und Bergen, wie der Aare, der Töß, der Thur, der Rhone, dem Albis, dem Irchel, dem Jura, Kamor und Säntis haben Kelten den Namen gegeben.

Eine Folge dieser keltischen Einflüsse sind offenbar auch die keltischen Flußbezeichnungen des Rheins und seiner Nebenflüsse: Lippe, Ruhr, Sieg, Lahn, Main, Neckar, sowie die Namen Ems und Elbe.

Der Volksname der süddeutschen Kelten, der Volcä, d. h. der Schnellen, wandelte sich bei den Germanen in Walchäs, Walchôs, Walen (vergl. Walensee), Welsche um und diente ihnen zur Bezeichnung aller Kelten.

Kurz nach 300 v. Chr. fand die dritte und letzte der großen Keltenwanderungen statt. Sie führte keltische Massen nach Böhmen, dem Bojer (Bojohämum, Bojerheimat) den Namen gaben, und sogar bis ins Innere von Kleinasien (Galater).

Diese Wanderungen fanden offenbar statt, weil die Kelten ihre Heimat zu unwirtlich fanden und sie zudem von den Germanen bedrängt wurden. Die Kelten waren zwar ein großes und weitverbreitetes Volk; aber die einzelnen Stämme lebten und handelten meist nur für sich; es fehlte ihnen der National-sinn, und darum sind sie nach und nach ein Opfer der Römer und der Germanen geworden.

Jetzt sind von diesen keltischen Stämmen in der Bretagne, in Wales, Schottland und Irland nur noch wenige Überreste vorhanden (etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen). Die Sprache der Nachkommen der einstigen Kelten zerfällt in das Britische und das Gälische. Beim ersteren kann man das Kymrische (Wallisische) und das

Bretonische, beim letztern das Irische und das Gälische im engern Sinne (gesprochen in Schottland) unterscheiden.

Die Trennung des Germanischen von den übrigen indogermanischen Sprachen.

Von ihrer Heimat an der mittleren Wolga und nördlich vom Schwarzen Meer zogen die Germanen (= ? Grenznachbarn) nach und nach west- und nordwärts. Wahrscheinlich folgten sie dabei vor allem dem Laufe der Weichsel. So gelangten sie in das Land zwischen der Ostsee und den mitteldeutschen Gebirgen bis über die Elbe hinaus. Jahrhundertlang war nun das ihre Heimat. Teile von ihnen zogen weiter nordwärts, nach der jütischen Halbinsel, den dänischen Inseln und Südkandinavien. Durch diese Wanderungen teilten sich die germanischen Völkerschaften in Ost-, Nord- und Westgermanen. Die Nordgermanen wurden mehr und mehr selbständig, standen aber den Ostgermanen näher. Von den Kelten waren die Germanen durch einen riesigen Sumpf- und Waldgürtel westwärts der Elbe getrennt; immerhin scheinen sie von ihnen viele Wörter entlehnt zu haben; auch ist man der Ansicht, daß die Germanen vor der Ausprägung ihrer sprachlichen Eigenart durch die erste Lautverschiebung unter keltischen Einflüssen gestanden haben. Im 3. Jahrhundert v. Chr. begannen dann germanische Stämme ihre Wohnsitze zu verlassen und süd- und westwärts zu drängen. Der Einbruch keltischer Massen in Böhmen scheint den Anlaß hierzu gegeben zu haben; doch werden auch Übervölkerung, Abenteuerlust oder das Verlangen nach einer schöneren Heimat Ursachen gewesen sein. In den Jahren 102 (Aquä Sextiä) und 101 (Vercellä) v. Chr. griffen dann zum ersten Mal zwei germanische Stämme, nämlich die Cimbern und Teutonen, das römische Reich an. Sie fanden dabei ihren Untergang. Aber nach längern oder kürzern Zwischenräumen drängten immer neue germanische Völkerschaften gegen das Weltreich der Römer vor, bis es schließlich 476 n. Chr. unter ihren Angriffen zusammenbrach.

Wahrscheinlich während die Germanen ihre Wohnsitze ostwärts der Elbe inne hatten, vollzogen sich in ihrer Sprache zwei Veränderungen, durch welche sie sich dann von den übrigen indogermanischen Sprachen unterschied.

Die erste dieser Veränderungen bezieht sich auf die Wortbetonung. In der Ursprache der Indogermanen war es noch

erlaubt, den Hauptton auf alle Silben zu legen. So konnte er ebenso gut auf dem Stamm wie auf der Endung ruhen. Ein Rest davon ist auch in modernen Sprachen noch erhalten. Im Italienischen z. B. betont man: la fábrica, aber fabbricáre, fábbriano, aber fabbrichiámo und fabbricatóre. Die Urgermanen haben den Hauptton ein für allemal auf die für die Bedeutung wesentlichste Silbe, also in der Regel auf den Wortstamm gelegt: blínd, Blínder, Blíndheit, Blíndenheim, Blíndenfürsorge; hófft, hóffen, Hóffnung, hóffnungslos, Hóffnungslosigkeit. Nur bei Fremdwörtern hat sich vielfach die fremdartige Betonung erhalten: modérn, fabrizieren, Átlas, Atlánten, Charáker, Charáktére.

Die zweite wichtige Veränderung, durch welche sich das Germanische vom Indogermanischen unterscheidet, ist die erste oder germanische Lautverschiebung. Die meisten Forscher verlegen diese in das erste vorchristliche Jahrtausend; doch gibt es auch andere, z. B. Kluge, welche die Ansicht vertreten, sie könne sich schon etwa 3000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung vollzogen haben; denn nur so lasse sich die besondere Verwandtschaft zwischen dem Italischen und dem Germanischen erklären.

1. Die germanische Lautverschiebung besteht in folgenden Veränderungen:

das indogermanische

P verwandelte sich in f (auch v geschrieben):

lat. **pater** engl. **father** (Vater)

it. **pelle** „ **fell** (Fell)

fr. **pâle** „ **fallow** (fahl)

t wurde zum Reibelaut th: (**pater**, **father**)

lat. **mater** engl. **mother** (Mutter)

it. **tenue** „ **thin** (dünn, zart, schwach)

fr. **trois** „ **three** (drei)

c (k) verwandelte sich in h:

lat. **cornu** engl. **horn** (Horn)

lat. **pecu** got. **faihu** (Vieh)

Die harten Verschlusslaute (Tenuis) p, t, k verwandeln sich in die entsprechenden Reibelaute (Spiranten) f (v), th, h.

2. f (indg. bh) verwandelte sich in b:

lat. **frater** engl. **brother** (Bruder)

indg. **bhudhnó** (lat. **fundus**) „ **bottom** (Boden)

lat. **forare** „ **to bore** (bohren)

oder auch f (indg. dh) in d: (**bhudhno** = Boden)

lat. **fores** engl. **door** (Türe)

indg. **ûdhar** „ **udder** (Euter)

h wurde zu g:

lat. **helvus** **gelb**

„ **heri** **gestern**

„ **anser** (für **hanser**) **Gans**

Die indogermanische Aspirata (Verschlusslaut mit Hauchlaut) bh, dh, gh (lat. dafür f, f, h) wurden zur Media b, d, g (stimmhaften Verschlusslaut)

3. b entwickelte sich zu p:

lat. labium	engl. lip (Lippe)
d verwandelte sich in t:	
lat. duo	engl. two (zwei)
„ domare	„ to tame (zähmen)
g in k:	
lat. gena	Kinn
„ ego	ik (ich)

Die indoger-
manische Media
(b, d, g)
veränderte sich
zur Tenuis
(p, t, k)

Man vergleiche im übrigen die auf Seite 6 erwähnten Beispiele. Von dieser ersten Lautverschiebung wurden die Lautverbindungen sp, st, sk, pt und kt nicht betroffen.

Die gotische Bibelübersetzung.

Der Begründer der germanischen Literatur ist Wulfila (griechisch Ulfilas), der Bischof der Westgoten. Die Goten waren einst eines der wichtigsten germanischen Völker. Sie bewohnten Südschweden (Gotenborg (Göteborg), Gotland (Gottland) und die Weichselgegenden. Die Goten, die in diesen letzteren wohnten, bestanden aus vier Stämmen: den Rugiern in Pommern, den Burgundern südlich von ihnen, den Vandalen (Silingen) in dem heute noch nach ihnen benannten Schlesien und den Goten an der untern Weichsel. Von ca. 150 n. Chr. an strebten diese gotischen Völker der untern Donau und dem Schwarzen Meere zu. Von dort aus unternahmen sie häufig Plünderungs- und Eroberungszüge. Im Jahre 268 gelang es aber Claudius II., ihnen bei Naissus (Nisch in Serbien) eine vernichtende Niederlage beizubringen. Sie trennten sich in der Folge in die Westgoten, die in Dacien (z. Teil heutiges Serbien und Bulgarien, auf dem rechten Donauufer) sesshaft wurden, und die Ostgoten, welche ostwärts vom Dnjestr, also im heutigen Rußland, noch etwas mehr im Nomadenzustand verblieben. Offenbar durch den Einfluß der benachbarten Römer nahmen die Westgoten bald eine ziemlich hohe Kultur an. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts bekehrten sie sich infolge der Wirksamkeit ihres Bischofs Wulfila (311—383) zum Christentum.

Wulfila = Wölfein war 311 n. Chr. als Sohn kriegsgefangener, kleinasiatischer Eltern in Dacien geboren. Infolge dieser Verhältnisse wuchs er unter den Westgoten auf. 341 empfing er die Bischofsweihe. Um seinem Volk die heilige Schrift näher zu bringen, unternahm er das Riesenwerk, sie ins Westgotische zu übertragen. Die Goten hatten zwar auch schon ein Alphabet, ein Runenalphabet; aber es eignete sich nicht zum Gebrauch auf Pergament; zudem reichte es nicht

für alle in der Bibel vorkommenden Laute aus. Infolgedessen sah sich Wulfila genötigt, manche Abänderungen und Ergänzungen zu treffen. Er entnahm dem griechischen Alphabet 20, dem lateinischen 5 Zeichen und schuf auf dieser Grundlage ein gotisches Alphabet von 27 Zeichen, das bald auch dem täglichen Leben diene. Diese Bibelübersetzung Wulfilas war die erste germanische Prosa. Nur etwa die Hälfte des kostbaren Werkes, nämlich 177 von 330 Blättern, ist unserer Zeit erhalten geblieben. Das vollständigste Bruchstück, die silberne Handschrift (mit Silber- und teilweise mit Goldtinte auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben), findet sich in der Universität Upsala.

Als Probe des altehrwürdigen Sprachdenkmals möge hier das Vaterunser gesetzt sein:

Atta unsar thu in himinam veihnai namo thein. quimai
 Vater unser du in (den) Himmeln, geweiht werde (der) Name dein(er). (Es) komme
 thiudinassus theins. vairthai vilja theins sve in himina jah
 (die) Herrschaft deine. (Es) werde (der) Wille dein wie im Himmel (so) auch
 ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan
 an (der) Erden. (Das) Brot (Laib) unseres dieses (das) beständige (immerwährende)
 gif uns himma daga. jah aflêt uns, thatei skulans sijaima,
 gib uns diesen Tag. Und erlass uns, dass Schuldende (wir) seien,
 svasve jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais
 sowie auch wir erlassen diesen Schuldenden unseren. Und nicht bringest (du)
 uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untê
 uns in Versuchung, sondern löse uns von diesem Übel; denn
 theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in
 dein ist (der) Herrscherhof (Reich) und (die) Macht und (die) Herrlichkeit in (die)
 aivins. amên.
 Ewigkeiten. Amen.

Mehr als anderthalb Jahrtausende sind seit dieser Bibelübersetzung verflossen, und doch erkennen wir bei einiger Vergleichung sofort die Ähnlichkeit einer großen Zahl von Wörtern mit denen unserer Sprache. Atta ist nichts anderes als unser Wort „Ätti“. Als Name hat es sich noch in Attila (mit neuhochdeutscher Lautverschiebung = Etzel) = Väterchen erhalten. „Unsar, himinam, namo, vilja, ana, unsarana, theina, daga“ usw. haben nur voller tönende Endungen als die entsprechenden Wörter „unser, Himmeln, Name, Wille, an, unseres, dein, Tage“ etc. des Neuhochdeutschen und erinnern dadurch an die klangvollern romanischen Sprachen, z. B. an das Italienische. „Gif“ hat sich noch in Mitgift erhalten. Diese bezeichnet das, was

man der Braut „mitgibt“. Ebenso hängt das Wort „Gift“ damit zusammen. Es bezeichnet ursprünglich das, was man einem „gibt“, ist also eigentlich eine „Gabe“. Jetzt noch ist dieses der Sinn im Englischen: the gift = die Gabe, das Geschenk. Das Wort sin (eig. nnd.) = immer, verwandt mit lat. semper (semperviva) hat sich noch erhalten in Singrün für Immergrün, sowie in Sündflut, eig. Sintflut (mhd. = sinvluot), große Flut. Der Diphtong ai wird vor r, w (v) und h zu ê; daher entstanden aus vairthai, airthai, aivins die Formen werde, Erde, Ewigkeiten.

Durch die Bibelübersetzung machte sich Wulfila nicht nur um das kirchliche, sondern auch das nationale Leben der Westgoten sehr verdient; denn durch seine Bemühungen blieb fortan ihre Kirchensprache gotisch, während sie bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und dadurch einen viel größern Einfluß auf das Volksleben hatte. (Vergl. Ekkehard, Die Waldfrau: Ich sag's, wie ich's weiß, sprach die Alte. Ich will den Heiland nicht beleidigen; aber er ist als ein Fremder ins Land gekommen, Ihr dienet ihm in fremder Sprache, die verstehen wir nicht. Wenn er auf unserm Grund und Boden erwachsen wäre, dann könnten wir zu ihm reden und wären seine treuesten Diener, und es stünde besser ums alemannische Wesen.) Jahrhundertlang wurde Wulfilas Bibelwerk vom Volk in Ehren gehalten und noch im neunten Jahrhundert von den Westgoten in Spanien verstanden.

Durch die Hunnen wurden die Westgoten 376 in ihren Wohnsitzen aufgescheucht. Unter steten Kämpfen zogen sie nun durch fast ganz Europa (Catalonien = Gotenland, catalanische Sprache), bis sie schließlich von den römischen Heeren aufgerieben wurden.

Trennung des Hochdeutschen von den übrigen germanischen Sprachen.

Während die erste oder germanische Lautverschiebung schon vor Beginn unserer Zeitrechnung den germanischen Sprachen ihr bestimmtes Gepräge verlieh, durch das sie sich von den übrigen indogermanischen Sprachen unterschieden, führte eine zweite, die hochdeutsche Lautverschiebung, auch noch zu einer Differenzierung innerhalb der germanischen Sprachen. Auch von dieser hochdeutschen Lautverschiebung kennen wir fast nur die Ergebnisse. Sie begann wahrscheinlich gegen Ende

des sechsten Jahrhunderts und vollzog sich etwa während der Zeitdauer von 200 Jahren. Wo sie ihren Anfang nahm, wissen wir nicht genau, noch weniger, wodurch sie veranlaßt wurde. Die einen sind der Ansicht, diese Lautbewegung sei von den Alemannen oder Bayern ausgegangen — denn dort kann sie vor allem zuerst nachgewiesen werden —, während andere die Langobarden für die eigentlichen Veranlasser halten. Diese, ein ursprünglich an der untern Elbe ansässiger Germanenstamm, der zur Zeit der Markomannenkriege (161—168) nach der Donau gezogen war und sich auf römischem Gebiete festgesetzt hatte, tauchen nach etwa 300jähriger Ruhezeit um die Mitte des fünften Jahrhunderts in Mähren auf. Unter ihrem König Alboin drangen sie dann in Oberitalien ein, wo sie sich nach jahrelangen Kämpfen festsetzten (569—572). Von den Langobarden hat ein Teil der Poebene jetzt noch den Namen Lombardei. — Während es einerseits aber sehr wahrscheinlich ist, daß die Sprache der Langobarden durch diejenige der Bevölkerung Oberitaliens beeinflußt wurde, und es sicher ist, daß sie mit derjenigen der Alemannen und der Bayern zuerst die zweite Lautverschiebung aufwies, so ist der Nachweis, die zweite Lautverschiebung sei von den Langobarden ausgegangen, deswegen sehr schwierig, weil sich die Sprachdenkmäler jener Zeiten überhaupt sehr spärlich vorfinden und die langobardischen zudem in lateinischer Sprache abgefaßt sind.

Die hochdeutsche Lautverschiebung, welche sich von der Schweiz und Süddeutschland nach und nach nordwärts verpflanzte, machte an der Grenze Niederdeutschlands Halt. Bis heute hat sich diese Sprachgrenze in der Hauptsache erhalten und nur unbedeutend zugunsten des Hochdeutschen verschoben. Diese Verschiebung hat ihren Grund im kulturellen und politischen Übergewicht Süd- und Mitteldeutschlands. Im großen ganzen aber bewahrten die Sachsen zähe ihren Lautstand und fügten damit zu der Stammes- eine wichtige Sprachgrenze. Diese geht von Aachen über Köln, Kassel, Aschersleben bis zur Mündung der Saale in die Elbe, verläuft also von Aachen aus ziemlich genau ostwärts. An der Elbe erreicht sie die alte deutsch-slawische Grenze. Von dieser zweiten oder hochdeutschen Lautverschiebung wurden also das Niederdeutsche, Skandinavische, Englische und Gotische nicht erfaßt, sondern blieben auf der alten Lautstufe der ersten Verschiebung stehen. Das Holländische wird wegen seiner bedeutenden eigenen Literatur und der politischen Wichtigkeit des selbständigen Landes als eine

Schwestersprache des Deutschen betrachtet; sprachlich bildet es mit dem Flämischen, Brabantischen und Limburgischen das Niederländische im weitern Sinne und gemeinsam mit dem Niedersächsischen das sogenannte Niederdeutsche. Bis im 16. Jahrhundert wurden die Niederländer als Deutsche betrachtet. So heißt holländisch in der englischen Sprache dutch (deutsch), und ein Holländer ist ein Dutchman (= Deutschmann).

Einige Beispiele mögen die Zugehörigkeit des Flämischen und des Holländischen zur deutschen Sprache und die nähere Verwandtschaft zum Niederdeutschen im besondern veranschaulichen.

Vlaamsch en Duitsch.

O Moëderspraak, du bist my waard¹
 En lief als geest en goed,
 Dy hang ik aan met trouwen aard²,
 Met zuiver³ jonglingsbloed.
 In't vlaamsch klonk⁴ myner moeder zang,
 By 't teeder⁵ wiegenlied,
 En zulk een dierbren zielenklank
 Vergeet myn harte niet.
 Doch duitsch⁶ en vlaamsch zyn nauw verwant,
 Zoo nauw als rechte en linker hand,
 En duitsch is duitsch, 't zy hoog of neder —
 Dat klinke in onze zangen weder. —
 Slechts waar de spraakbron rein en klaar
 Ter volksgeestlaving vloeit,⁷
 Slechts daar gedyt, wat recht en waar,
 Wat godlyk ons doorgloeit.
 Des roep ik van den Keulschen dom,
 Waarop ik vol begeestring klom:
 Verbindt u, Rhyn- en Scheldebroeders,
 Blyft eeuwig⁸ uwer tale hoeders.⁹

Johann Michael Dautzenberg (1846).

Deutsch und Flämisch.

Du Muttersprache, bist mir lieb,
 Mir lieb wie Geist und Gut,
 Dir hang ich an mit frommem Trieb,
 Mit reiner Jünglingsglut.
 Daß Flämisch mir die Mutter sang
 Und mich als Kind beglückt'.
 Das weiß ich, und ihr Seelenklang
 Noch heute mich entzückt.
 Doch Deutsch und Flämisch sind verwandt,
 So nah' als recht' und linke Hand,
 Und Deutsch ist Deutsch, ob hoch ob nieder,
 Das zeugen uns're Bundeslieder. —

Nur wo der Sprachquell rein und klar
 Dem Volksgeist offen steht,
 Nur dort gedeiht, was recht und wahr,
 Was göttlich uns umweht.
 Ich ruf' es hoch vom Kölner Dom,
 Auf den ich voll Begeist'ung klomm:
 Verbind't euch, Rhein- und Scheldebrüder,
 Bleibt ewig eurer Tale Hüter.

Nach Dautzenberg

Der Dichter, geb. 1808 zu Haarlem, † 1869 in Brüssel, verfaßte das Gedicht für das erste Fest des deutsch-flämischen Sängerbundes. ¹ wert, lieb. ² mit treuer Art. ³ (söuv'or) = sauber, rein. ⁴ klang. ⁵ (vergl. tendre) = zart, weich. ⁶ (dirbār) = teuer, wert, lieb: Solch einen lieben Seelenklang vergißt mein Herze nicht. ⁶ spr. döütß. ⁷ vloeien (vlūjō) = fließen; zum Volksgeist labend fließt. ⁸ ew'ch. ⁹ hūd'or.

Die erste Strophe eines Gedichtes, das Bürgers Schatzgräber (Ein Winzer, der am Tode lag) nachgedichtet ist (Verfasser J. van Lennep), heißt folgendermaßen:

De Gouddelvers (Der Goldgräber).

Een landman lāg in stervensnood,
 En sprak zijn kinders aan:
 „Hoort allen toe! 'k wil voor mijn dood
 U nog ten beste raēn.
 Ons land ('k weet niet aan welken hoek)
 Een schat verborgen houdt.
 Dus zoo uw vlijt slechts ijd'rig zoek,
 Vindt gij daar zeker goud.“
 Ein Landmann lag in Sterbensnot,
 Und sprach zu seinen Kindern:
 „Hört alle zu! Ich will vor meinem Tod
 Euch noch zum besten raten.
 Unser Land (ich weiß nicht an welcher Ecke)
 Einen Schatz verborgen hält.
 Drum, wenn ihr in eurem Fleiße nur eifrig sucht,
 Werdet ihr sicher das Gold darin finden.“

Sprich: sēin, hort, tu, ü, noch, (raēn = raden), hūk, dus, sūk, gēi, sek'r.

De aanhouder wint (der Anhaltende gewinnt = Beharrlichkeit führt zum Ziel); De appel valt niet ver van den stam; Niemand kan twee herren dienen; Beginnen en eindigen is twee; De gelegenheid maakt den dief; Eigen haard is goud waard; Heden rood, morgen dood; Jong gewend, oud getan, sagt auch der Holländer.

Jakob ter Meulen aus dem Twentherland schreibt in seiner Mundart, welche eine Mittelstellung zwischen dem Plattdeutschen und dem Niederländischen einnimmt:

As Y nig langer weett woar an Y Ouw mot houlden,
 komm Y öm 't wortelwoort toch zöken by my oulden!
 En of Y Ouw ook plaogt, my ganschlik te verdriven,
 Daor onder an den Rhiin, zal ik nog lange bliven.

Daor, waor den Issel vleuit, de Ems en Elve strick,
 bint nog de züsters baas out't zülfde hous as ik!
 Past, züsters, op den dam, op dat gin' vrömden stroom
 de wortels ondergraaft van Hermans heil'gen boom!

Wenn ihr* (gar) nicht mehr wißt, woran ihr euch halten sollt,
 kommt ihr des Wurzelwortes wegen doch bei mir Alten** nachsuchen.
 Und wenn ihr euch auch müht, mich gänzlich zu vertreiben,
 da unten am Rhein werd' ich noch lange bleiben.
 Da, wo der Issel fließt, die Ems und Elbe streicht,
 sind noch die Schwestern Meister, aus demselben Haus wie ich.
 Gebt Schwestern acht auf den Damm, auf daß kein fremder Strom
 die Wurzeln von Hermanns heiligem Baum untergräbt. Paul Pietsch.

* Gemeint sind die Hochdeutsch Sprechenden.

** dem Plattdeutschen und Niederländischen.

Die zweite Lautverschiebung besteht in folgenden Veränderungen:

1. engl. three	wird zu drei	} Der Reibelaut (Spirans) th wird zum weichen Verschlußlaut d (Media)
" that	" " das	
got. thein (engl. thine)	" " dein	
" thu (engl. thou)	" " du	

f und h wurden nicht verändert (the finger = der Finger, for = für, horn = Horn).

2. ndd. Bedd	verwandelt sich in Bett	} Statt des weichen Verschlußlautes (Media) d hat man im Hochdeutschen den harten Ver- schlußlaut (Tennis) t
" dull	" " toll	
" vader	" " Vater	
" Modersprak	" " Muttersprache	
" drinken	" " trinken	
" de Wedd	" " Wette	

g wurde von der zweiten Lautverschiebung nicht erfaßt, b verwandelte sich nur ausnahmsweise in p.

Am stärksten wurden die harten Verschlußlaute p, t, k von der hochdeutschen Lautverschiebung ergriffen.

a)	An Stelle Niederdeutsch	Schapskopp	heißt es	hochdeutsch	Schafskopf	} p wird zu f oder pf
	" "	upstahn	" "	"	aufstehen	
	" "	lop	" "	"	lauf	
	" "	deep	" "	"	tief	
	" "	Schimp	" "	"	Schimpf	
b)	" "	vertellen	" "	"	erzählen	} t wird zu z, tz, ß oder ss
	" "	vergeten	" "	"	vergessen	
	" "	betahlt	" "	"	bezahlt	
	" "	seten	" "	"	setzen	
	" "	water	" "	"	Wasser	
	" "	dat	" "	"	daß	
	" "	Middageten	" "	"	Mittagessen	
c)	" "	ick (ik)	" "	"	ich	
	" "	glik	" "	"	gleich	
	" "	maken	" "	"	machen	
	" "	sik	" "	"	sich	
	" "	ok	" "	"	auch	

An Stelle der harten germanischen Verschluß-
laute (Tennis) p, t, k hat man im Hochdeutschen
die Reibelaute (Spirans) f (pf), z (tz, ß), ch (auch noch k)

In Kürze lassen sich die Veränderungen durch die beiden Lautverschiebungen in folgender Tabelle zusammenfassen:

Indogermanisch	Germanisch	Hochdeutsch
p, t, k	f (v), th (engl. th), h (= ch)	f (v), d, h (ch)
bh, dh, gh (lat. dafür f, f, h)	b, d, g (ursprünglich stimmhafte Reibelauten)	b (p), t, g
b, d, g	p, t, k	f, ff, pf; z, tz, ss, ß; ch, k

Man kann sich die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung an dem lateinischen Worte *tam* und seinen Umstellungen *Amt* und *Meta* leicht einprägen. Es bezeichnet dann *t* die Tenuis (harten Verschußlaut), *a* die Aspirata (Reibelaut und *m* (*Me*) die Media (weichen Verschußlaut). In der ersten Reihe wird also die Tenuis zur Aspirata und diese zur Media, falls der Laut nicht auf der zweiten Stufe verbleibt; in der zweiten Reihe verwandelt sich die Aspirata in die Media und diese in die Tenuis (oder bleibt); in der dritten entsteht aus der Media eine Tenuis und aus dieser eine Aspirata.

Nach einem Hauptunterschied, dem plattdeutschen *t*, das im sächlichen Artikel zu *ß* geworden ist, unterscheidet man die beiden deutschen Sprachen auch kurz als *dat-Sprache* (niederdeutsch) und *daß-Sprache* (hochdeutsch). Natürlich haben sich an der Grenze in Mitteldeutschland die beiden Sprachen gegenseitig beeinflußt, und so sind mit der Zeit viele hochdeutsche Wörter ins Niederdeutsche eingedrungen und umgekehrt.

So haben wir z. B. neben dem hochdeutschen *Waffe* und *Staffel* die niederdeutschen Wörter *Wappen* und *Stapel*, neben *machen* auch das Verb *makeln* (vergl. *Börsenmakler*), neben den Städtenamen *Weißenburg* und *Altenburg* die plattdeutschen *Wittenberg* und *Oldenburg*.

Aus dem Niederdeutschen im weiteren Sinne, d. h. aus dem Plattdeutschen oder dem Niederländischen, hat die hochdeutsche Sprache besonders die Wörter entlehnt, welche auf das Meer und auf die Schifffahrt Bezug haben, wie: *Boje*, *Bord* (*Backbord*, *Steuerbord*), *Boot*, *Bai*, *Ballast*, *Brackwasser*, *Deich*, *Ebbe*, *Bagger*, *branden*, *Brandung*, *Hafen*, *Haff*, *Jacht*, *Kiel*, *Kajüte*, *leck*, *lichten*, *Luke*, *stoppen*, *Fracht*, *Lotse*, *Rhede*, *Werft*, *Riff*, *Wrack*, *Schleuse*. Zum Teil sind es immerhin auch für das Niederdeutsche ursprünglich Lehnwörter.

Niederdeutschen Ursprungs sind z. B. auch: flink, sacht, schlau, schlapp, schwül, knicken, kneifen, schnuppe, sich sputen, verblüffen, stöhnen, Born, Hafer, Roggen, Knüppel, Watte, Quacksalber.

Das Plattdeutsche hat, unter Führung von Fritz Reuter und Klaus Groth, auch eine hervorragende Literatur, deren Einfluß namentlich in der jüngsten Vergangenheit sehr bedeutend geworden ist und auch in der Gegenwart noch anhält.

Einige Beispiele mögen den Unterschied gegenüber dem Hochdeutschen etwas veranschaulichen.

Plattdütsch Tru.

Fast steiht* de Sassenstamm	Treue.
faster as Dik un Damm	fest
in Storm un Not.	Deich
Kem sülfst en Weltenbrand	käme selbst
Kaiser und Vaderland,	
juch hört uns' Hart un Hand	euch gehört unser Herz
bet in den Dod!	bis

Alb. Schwarz.

* Vergl. das Berndeutsche schteit, geit.

Gode Nacht!

(Schleswig-Holsteiner Plattdeutsch.)

Över de stillen Straten	Din Kind liggt in de Wegen,
geit klar der Klockenslag;	un ik bin ok bi di;
god' Nacht! Din Hart will slapen,	din Sorgen und din Leven
und morgen is ok en Dag.	is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient op de Däken,
uns' Herrgott hölt de Wacht.

Theodor Storm.

Wiegenlied.

Slap, min Kind,	Slap, min Kind,
De Nacht, de kümt.	In Storm un Wind
De Wind speelt' in dat Bladermeer	Dort steiht di Vadder op de Wacht
Un singt ein Wegenleed di vör	In Frankrich woll to später Nacht —
Slap, min Kind.	Slap, min Kind.

Slap, min Kind,
Un bed geschwind,
Dat unser Herrgott in de Nacht
Ök öwer dinen Vadder wacht.
Slap, min Kind.

Aus der Kriegszeit
von einem Unbekannten im Schützengraben
bei Roye.

Min Modersprak.

Min Modersprak, wa klingst du schön!

Wa büst du mir vertrut!

Weer ok min Hart as Stahl un Steen, Wär' auch mein Herz aus Stahl und Stein,
Du drevst den Stolt herut. Du treibst den Stolz heraus.

Du bögst mi stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fichelst mir umt Angesicht,
Un still is alle Larm.

Du beugst den steifen Nacken mir so leicht,
fäichelst

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Voerjahrswind
De kranke Boß torecht.

lützel = klein (Lützelau)

pustest = blasest
Brust zurecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
Un seggt do me: „Nu bee!“
Un „Vaderunser“ fang ik an,
As ik wul früher dee.

Mein Großvater faltet mir noch die Hände
Und sagt zu mir: „Nun bete!“
Und das Vaterunser fang ich an,
Wie ich es wohl früher tat.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
So sprickt dat Hart sik ut
Un Rau vunn Himmel weiht mi an
Un Allns is wedder gut!

Und Ruh' vom Himmel weht mich an

Min Modersprak, so slicht und recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader“ seggt,
So klingt mi't as en Bed.

Du alte fromme Rede
bloß
So klingt mir das wie ein Gebet.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigall;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thrän hendal.

Mir laufen ja gleichwohl im Augenblick
Die hellen Tränen herunter.

Klaus Groth.

An unse Modersprak.

Du söte Brut,¹ uns Hartensfreid!
Wi harrn di lang vergeten.
Din Süster harr uns all ant Leit,²
Mit glatte Wör de Kopp verdreht,
Vun di wulln wi nix weten.
Kumm, nimm uns werrer³ an to Ehrn,
Wi weeten't ja⁴, du söte Deern:
 En Brut as du
 So gut un tru
Is narbens⁵ mehr op Eern!

Din Süster rappelt vel to fühnsch,⁶
Is vel to stolt un flarri.⁷
Se snackt half dütsch un half latinsch,
Mit ehr ward son gewöhnli Minsch,

As wi man bünd, nich farri.⁸
 Se geit so staatsch un vel to stätsch,⁹
 De Groten hemm ehr rein verhätscht;¹⁰

För unse Art
 Is se to Bart,
 To afpoleert un smetsch.¹¹

Du büs Natur! So mägt wi't lidn.
 Och! bliv dat ok inskünfti!
 Büs fram un hartli ahne Schien,
 Snackst nich to vel in'n Tag herin,
 Un büs doch so vernünfti.
 Du büs de öllste vun ju beidn,¹²
 Un dochen büs du so bescheidn,

Makst keen Geschrigg,
 Un denkst ok nich,
 Din Süster to beneidn.
 Du leeve Deern! uns Wort ton Pand!
 Wes werrer gut, ik be di!
 Wat scheert uns all dat Flint und Flant —
 Kik du uns an, giff uns din Hand. —
 Un Allns is werrer redi.¹³
 Din Süster holn wir geern in Ehrn,
 Uns Leewd¹⁴ hört di, du söte Deern.

En Brut as du,
 So gut un tru
 Is narbens mehr op Eern.

Friedrich Dörr (1857).

¹ Die Braut ist das Plattdeutsche, ihre Schwester das Hochdeutsche. (Du süße Braut.) ² Deine Schwester führte uns alle am Leitseil (Gängelband). ³ wieder. ⁴ wir wissen es ja. ⁵ nirgends. ⁶ gebärdet sich viel zu launisch. ⁷ flatterhaft. ⁸ mit ihr wird so ein gewöhnlicher Mensch, wie wir nun eben sind, nicht fertig. ⁹ sie geht so (stattlich) vornehm und viel zu städtisch (gebildet) einher. ¹⁰ die Großen haben sie rein verhätschelt. ¹¹ biegsam, geschmeidig. ¹² du bist die Ältere von euch beiden. ¹³ (bereit) in Ordnung (vergl. engl. ready). ¹⁴ Leben.

Die deutschen Mundarten.

Wei¹ seggen: wer de grötste Dütsche is,
 Der schmelze uns tesamme,
 Un plant' en dütsches Paradis,
 Wu alles wäckst vom Stamme;
 Denn wu de Sprahke sich vereint,
 Da ist der grötste Trumpf verdeint.²

1843. Verfasser unbekannt.

¹ wir. ² Da ist die Hauptsache getan.

De junge Wetfru [Witwe].

Wenn Abends rot de Wulken treckt, zieht
 So denk ik och an di!
 So trock verbi dat ganze Heer, zog
 Un du weerst mit derbi.

Wenn ut de Böm de Blaeder fallt,	Wenn von den Bäumen die Blätter fallen
So denk ik glik an di!	
So full so menni brawe Jung,	fiel
Un du weerst mit derbi.	warst
Denn sett ik mi so truri hin	setze
Un denk so vel an di,	
Ik et alleen min Abendbrot —	Ich esse allein . . .
Un du büst nich derbi.	Klaus Groth.

Am Meer.

Die Sunn is dahl,¹ de Wolken glösen²
in Westen geel un fülerrot,
de Möben swevt, as wenn se dösen,³
wie Waterrosen op de Flot;
de willen Gös⁴ un Ahnten flegen
in Scharen na de faste Wall,⁵
liek⁶ opmarscheert in lange Reegen,⁷
as gul't Parad för'n Feldmarschall.

Nu fangt't bi lütten⁸ an to schummern,⁹
de Luft is bruttig,¹⁰ dick und swer,
ut Osten bebert¹¹ lises Lummern,¹²
as wie en Mahnrop über't Meer.
Unheemlich zuckt dat Wedderlüchten
as Spökels¹³ an de Kimmung¹⁴ rum;
de Waterspiegel deit sik slichten,
de wiede Welt ligt dod un stumm.

E. Gurlitt.

¹ hinab (gesunken). ² glimmen (vergl. mundartlich glöise). ³ schläfrig sind. ⁴ Gänse (vergl. engl. goose, geese). ⁵ Festland. ⁶ gerade. ⁷ Reihen. ⁸ bei kleinem, allmählich. ⁹ schimmern. ¹⁰ schwül (vergl. bruetig). ¹¹ zittert (bebt). ¹² leises Donnern. ¹³ Gespenst. ¹⁴ Horizont. (Es zieht ein Gewitter herauf!)

Na de Brut!

Jehann, nu spann de Schimmels an!
Nu fahr wi na de Brut!
Un hebbt wi nix as brune Per,
Jehann, so is't ok gut!

Und haben wir nur braune Pferde

Un hebbt wi nix as swarte Per schwarze
Jehann, so is't ok recht!

Un bün ick nich uns Weert sin Sæn bin, Wirt (Herr), Sohn
So bün'k sin jüngste Knecht. bin ich

Un hebbt wi gar keen Per un Wag', Pferd und Wagen
So hebbt wi junge Been!

Un de so glückli is as ik,
Jehann, dat wüll wi sehn! wollen

Klaus Groth.

Ein Beten anners.

Ein l

„Na, Jochen, segg, wo is dat nu mi Di?
 Kannst mit den Leutnant Di nu all verdragen?“
 „I ja, dat geiht; dat Gräwst, dat is vörbi, Gri
 Doch alle Dag' des Morrens früh
 Heww'n w'uns noch ümmer bi den Kragen hal
 Un slahn uns beid' de Jacken vull.“
 „Du Dinen Herrn? Dat wir doch dull! toll
 Warst em de Jack doch vull nich schlagen?“ Wi
 „Un düchtig, Brauder, segg ick Di!
 Doch ein lütt Unnerschied, de is dorbi: kleine
 Ick buller em de Jack man ut, klo
 Wenn hei nich drin is, wenn hei 'rut,
 Doch min Herr Leutnant, de sleiht tau, der s
 Wenn ick 'e noch insitten dauh.“ „e = da, drinsit
 [noch
 Fri

De Koppweihdag'.

Die F

„Gu'n Morgen, Herr Apteiker! Seggen S'mal,
 Wat is woll gaut vör Koppweihdag'?“
 „Min Sähn, dat is de düll'ste Qual, toll
 Dat is'ne niederträcht'ge Plag!
 Na sett Di man en Beten dal. Nun
 Du büst woll her ut Frugenmark.“ — [ein
 „Ja, Herr! Ik dein doar up den Hoff.“ — die
 „Na, sünd de Koppweihdag' denn stark?“ —
 „Ja, Herr! Sei maken't goar to grof.“ — gar
 „Na, denn kumm her und dauh tu'
 Mal ierst din beiden Ogen tau. — Aug
 Süh! so is't recht! Nu rük mal swinn riech'
 All, wat du kannst, in disse Buddel 'rin.“ —
 De Bengel deit ok ganz genau,
 Wat hei em heit: makt ierst de Ogen tau Was
 Un rükt recht düchtig 'rinner dunn.
 Bautz! föllt hei rüggling von dem Staul herun. Stu
 As hei nu wedder sik besunn, hei:
 Seggt de Apteiker: „Sähn, nu segg,
 Sünd dine Koppweihdag' nu weg?“ —
 „Ih, Herr, von mi is nich de Frag',
 Uns' Frölen hett de Koppweihdag'.“ Unser
 Fri

Twée Piower (Priegnitz).

De Englänner het een'n Sparr'n, einen Sp
 de Franzos makt sich to'n Narr'n,
 de Berliner het een grot Mul,
 de Piower — de is mulfuul.

noh d'Stadt. Se har'n de Hän'n sich drückt die Hände
 har'n beten an de Mützen rückt ein bißchen
 un wären stegen in d'Kalesch.
 As se nu kemen ran noh Bresch,
 wo een Schlag Weiten wär to sehn ein Schlag Weizen
 säd Schmok
 to Klok:
 „De Weiten, de steiht schön!“
 Bur Klok kickt sich den Weiten an, guckt
 un Schmok, de tippt de Pärđ bet an,
 un beid, de föhr'n so sachten fort,
 doch keener seggt een Wort.
 Singt wo een Lerch sich in de Höcht,
 kickt jedwer noh un jedwer söcht, jeder sucht
 un beid, de föhr'n so sachten fort,
 un keener seggt een Wort.
 Löppt mol een Hosen öwern Weg, läuft einmal ein Hase
 so kiken s'noh, bet he is weg,
 un beid, de föhr'n so sachten fort,
 un keener seggt een Wort.
 Een Handwerksbursch kem bi se ran
 an'n Wog'n, sprök üm een Gaw se an, Gabe
 un beid, de föhr'n so sachten fort,
 un keener seggt een Wort.
 Doch as se kom'n noh Perl'berg ran,
 wo'n schönen Weitenslag füng an,
 seggt Klok
 to Schmok:
 „De ok!“ Der auch!
 Hermann Gräbke.

Der Umlaut.

Neben den erwähnten Hauptveränderungen der Konsonanten, infolge der ersten und zweiten Lautverschiebung, haben sich schon im Urgermanischen zwei weitere Einwirkungen bemerkbar gemacht. Da diese beiden die Vokale umlauteten, werden sie Umlaut genannt. Man unterscheidet einen i- und einen a-Umlaut, welch letztern man auch Brechung nennt. Beide fanden sich schon im Urgermanischen, also vor der zweiten Lautverschiebung, vor; doch trat der i-Umlaut erst im Althochdeutschen völlig hervor. Auch diese Veränderung der Vokale hat seine Hauptursache im Hang der Menschen zur Bequemlichkeit, sich die Aussprache zu erleichtern und dadurch Kraft zu sparen.

Der a-Umlaut, Brechung. Urgermanisches betontes **u** wurde durch **a**, **e**, **o** der folgenden Silbe zu **o**, wenn nicht eine Nasalverbindung (n oder m plus Konsonant) dazwischen stand.

Alle ursprünglichen betonten deutschen o sind auf diese Weise entstanden. Das u erhielt sich also außer vor Nasalverbindungen nur vor i, j und u der folgenden Silbe. So hat man:

vuri, vora = für, vor; ubir, obar = über, ober; guldîn, golt (golda) = Gulden, Gold; durri, dorrên = dürr, dorren (verdorren); zurn(j)an, zorn = zürnen, Zorn; vulli, vulljan, voll = Fülle, füllen, voll. Aus wulfa entstand Wolf (aber Wulfila), aus sunna Sonne, wunna Wonne; siuka = ahd. sioh wurde zu siech abgeschwächt, während ahd. siuhhî zu Seuche umgelautet wurde. Von den ahd. Verben biotan, kriochan, fliogan, ziohan bildeten sich die neuhochdeutschen bieten, kriechen, fliegen, ziehen. Deren ahd. Form der dritten Person Einzahl biutit, kriuchit, fliugit, ziuhit verwandelte sich in die nun aus dem Neuhochdeutschen verdrängten ältern Formen: gebeut (der König gebeut), kreucht, fleucht (das ist seine Beute, was da kreucht und flucht), zeucht. (Indikativ-Präsens von ziohan: ziuhu, ziuhis, ziuhit, ziohamês, ziohet, ziohant. Man beachte, daß durch Analogiebildung nach der 2. und 3. Person Einzahl die erste Person ziuhu heißt und daß in der Mehrzahl durch die Brechung das iu in io umgelautet ist.)

Neben flugum (erhalten in Flug) haben wir „geflogen“ (giflogan) und neben wurfum (Wurf) steht die Form geworfen (giworfan).

Da sich bei „hunda“ vor dem a eine Nasalverbindung vorfindet, so bleibt das u erhalten (Hund).

Der i-Umlaut. Er bestand im Urgermanischen darin, daß *ë* vor einem i oder j der nachfolgenden Silbe zu *i* wurde. Darauf beruht z. B. die Unregelmäßigkeit in der Konjugation der Verben geben, nehmen, helfen, essen, flechten, gelten, treffen, brechen, stechen. (Ahd. Indikativ-Präsens von gēban: gibu, gibis(t), gibit, gēbamês, gēbet, gēbant.) In der 1. Person Einzahl wurde dann, zum Teil schon im Mittelhochdeutschen, das i wieder durch *ë* verdrängt, während es in der Mundart erhalten blieb.

Ahd.: nēman, nimis, nimit = nehmen, nimmst, nimmt;

hēlfan, hēlfat, hilfis, hilfît = helfen, hilft, hilfst, hilft;

ferner: gēban, gift (aus gifti) = geben, Gift

rēht, rihtî, rihtjan, girihti = recht, richtig, richten, Gerichte

bērg, gibirgi = Berg, Gebirge

fēld, gifildi = Feld, Gefilde

ērda (ērde), irdîn = Erde, irden (irdisch).

Ein zweiter i-Umlaut vollzog sich im Althochdeutschen. Er begann etwa ums Jahr 400 von Norden her. Seine Wir-

kung besteht darin, daß durch ein nachfolgendes i ein vorhergehendes hochtoniges a, o und u sich nach und nach in ä, ö und ü verwandelte; â wurde âe, ô zu ôe, û zu û (mittelhochdeutsch iu geschrieben) umgelautet. Da, wo dem a ein i folgt, entstand aus ai das umgelautete ei, wie wir es noch heute schreiben. (Got. ains, stains, aiks, hails, haims = ein, Stein, Eiche, heil, Heim.) [Im Niederdeutschen ist das ai zu ê monophthongiert worden: een, steen, eek, hêl, hêm.]

kraft, krefti = Kraft, Kräfte	} a durch nachfolgendes i in ä verwandelt (oft auch e geschrieben)
gast, gesti = Gast, Gäste	
grabu, grebis, grebit = grabe, gräbst, gräbt (grabem, grabet, grabant) (ähnlich in falten, halten, tragen, schlagen)	
lang, lengî = lang, Länge	
glas, glesin = Glas, gläsern	
man, mennisco = Mann, Mensch	

Angil wurde zu Engel, arbi zu Erbe, angi zu eng, strengi zu streng. Träge geht auf ahd. trâgi zurück; neben alt haben wir den Komparativ älter (mhd. elter, ahd. altiro), neben Macht die Mehrzahl Mächte und das Adjektiv mächtig (ahd.: maht, mahti, mahtig). Dem i-Umlaut sind auch die Formen Saal, Säle, Geselle (eig. Saal- oder Hausgenosse), gesellig, sowie Hand, Hände und behende zuzuschreiben; er ist auch die Ursache, daß man sagt Balg, Bälge (ahd. balg, Plural balgi, belgi). Bank, Bänke (bank, benki), Gans, Gänse, zahm, zähmen, Bach, Bäche, Magd, Mägde. (Daneben gibt es freilich auch viele Substantive, deren ä der Mehrzahl nicht auf den Einfluß eines nachfolgenden i zurückzuführen ist. Für den Abfall der Mehrzahlendung haben als Erkennungszeichen des Plurals den Umlaut angenommen im Mittelhochdeutschen die Wörter Nägel, Sättel, Schnäbel, ferner im Neuhochdeutschen die Substantive Äcker, Hämmer, Schwäger, Väter, Fäden, Gärten, Häfen, Mängel.)

Im Laufe des 9.–12. Jahrhunderts wurden dann die übrigen umlautbaren Vokale ergriffen.

loch, lochir = Loch, Löcher	} o wurde durch nachfolgendes i zu ö (ô zu oe)
oli = Öl	
hoh, hôhi (mhd. hoehe) = hoch, Höhe	
bôsi (böse) = böse	

Ahd. hōrjan wurde zu mhd. hoeren = hören, ôdi (mhd.), oede zu öde; aus scōno (adv.) = fein, artig, völlig, schön entstand schōne = schon, aus scōni (adj.) dagegen schoene = schön. In troum (nhd. Traum) blieb das o erhalten; hingegen bildete sich von troumjan das Verb trōumen (nhd. träumen); neben Baum (boum) haben wir Bäumlein (boumlîn).

Auch das u wurde umgelautet:

junc, jungiro = jung, jünger	} Aus u entstand durch nachfolgendes i ein ü
sluȝ, sluȝil = Schluß, Schlüssel	
guot, guotî = gut, Güte	
gurt (asächs. gurdjan), gurtîl = Gurt, gürten, Gürtel	
hûs, hûsir = Hus (Haus), Hüser (Häuser), mhd. hûser	} û verwandelt sich durch nachfolgendes i in mhd. iu (mundartlich ü)
brût, brûtigamo = Brut, Brütigam = Braut,	
Bräutigam (mhd. briutegome) = Mann der	
Braut	

So entstanden aus ahd. ubil, luȝil, kuoni, suoȝi, wuosti, scuȝila, kuoli, kumil, munistiri (munistri), muniȝa, rucki, rustîg die neuhochdeutschen Formen: übel, lützel, kühn, süß, wüst, Schüssel, kühl, Kümmel, Münster, Münze, Rücken, rüstig. Ebenso erklärt sich aus diesem Umlaut, daß es heißt Strauch, Sträucher, Bauch, Bäuche, Strauß, Sträube, Maus, Mäuse, Maul, Mäuler, Brauch, Bräuche.

Je weiter der Umlaut nach Süden vordrang, desto größeren Hemmungen begegnete er, und vielfach unterblieb er überhaupt; daher haben wir Doppelformen wie der Hupf, aber hüpfen, Nutzen = nützen, drucken (Druck) = drücken (Drücker), Ruck (Rucksack) = Rücken (rücken), zucken (Zuckung) = zücken (entzücken), Innsbruck — Osnabrück (Brügge). Eine Folge dieser Verhältnisse sind auch die mundartlichen Ausdrücke: schupfe, lupfe, rupfe (auch im Schriftdeutschen erhalten), stupfe, sich bucke (vergl. mundartl. buggel, buck, geblieben in Schildbuckel).

Vor ld und lt unterblieb der Umlaut des u fast ausnahmslos:

hulde (huldî im Ahd.) blieb Huld,

guldîn blieb Gulden (aber auch gülden: meine Mutter hat manch gülden Gewand).

In dulten (dultjan) = dulden schwächte sich nur das t ab.

Die Hauptperioden der Literaturgeschichte.

Parallel mit der sprachlichen Entwicklung gehen die Perioden der Literaturgeschichte. In der Entwicklung des Hochdeutschen lassen sich drei Hauptabschnitte unterscheiden, die jedoch nicht scharf voneinander getrennt sind:

1. das Althochdeutsche von 800—1100
2. das Mittelhochdeutsche von 1100—1500
3. das Neuhochdeutsche von 1500 bis zur Gegenwart.

Besonders nach dem klassischen Mittelhochdeutsch, das bis 1250 dauert, findet sich eine lange Zeit des Überganges. Erst im Neuhochdeutschen hat man eine eigentliche gemeinsame Literatursprache.

Das Althochdeutsche.

Es war keine einheitliche Sprache, sondern bestand aus mehreren Mundarten, nämlich denen der Franken, Alemannen und Bayern. (Franken von franca = die mit Wurfspeeren Ausgerüsteten; Alemannen aus al, ala = all, ganz und „man“ zusammengesetzt, also: die ganzen — die ausgezeichneten Männer.) Erst mit der Herrschaft des Christentums in Deutschland beginnt auch die deutsche Literatur. Die Dichter und Schreiber jener Zeit waren fast alle geistlichen Standes.

Zwar hatten die Germanen mindestens vier Jahrhunderte früher auch schon eine Schrift, die Runen. Die Runenschrift war aus dem Lateinischen entlehnt, aber von den Germanen nach Bedürfnis umgebildet worden. Es finden sich in ihr nur senkrechte und schräge Striche; denn die Runen wurden in Holz eingeritzt oder eingeschnitten.

R N T M T = Runen, X M R A F T M T = Germanen.

Bogen kommen keine darin vor, sondern gebrochene Linien; fast alle Zeichen haben die gleiche Höhe, damit die Breite des Holzstabes ausgefüllt werde. Es war natürlich etwas Unerhörtes, daß einer mit Hilfe dieser Runen die Gedanken eines andern auch in weiter Ferne lesen konnte, und so ist es begreiflich, daß die Kenntnis dieser Zeichen als Zauberei betrachtet wurde. So bedeutete rûna nicht nur eine geheimnisvolle Inschrift oder eine Zauberhandlung, sondern auch ein geheimnisvolles Gemurmel, und unser Wort „raunen“ hat den Sinn „geheimnisvoll flüstern“.

Die christliche Kirche suchte diese Runen als etwas Heidnisches zu verdrängen. In Sprache und Schrift bevorzugte sie das Lateinische. Das hatte zur Folge, daß eine große Zahl lateinischer Lehnwörter ins Deutsche eindrang. Aber die zahlreichen Zaubersprüche und heidnischen Lieder ließen sich trotz aller Verbote nicht unterdrücken. Die Germanen waren in der Hauptsache immer noch Heiden, wenn auch in christlichem Gewande, und selbst bis in unsere Zeit hat sich viel heidnisches Denken und Glauben erhalten. Die Zaubersprüche sind Segnungserflehungen oder auch Beschwörungsformeln gegen Krank-

heit; denn das Segensprechen galt dazumal als das beste Heilmittel. Ihre allgemeine Verbreitung und Wichtigkeit ergibt sich offenbar nur schon aus der Tatsache, daß die ältesten uns erhaltenen hochdeutschen Schriftdenkmäler namentlich solche Segen sind: Wiener Hunde-, Münchener Wurm-, Zürcher Milch-, Lorschener Bienensegen, ferner Blutsegen, Spruch gegen Steifheit, Fallsucht, Lähmung, ein Überbein, einen Karbunkel.

Als Beispiele seien angeführt:

Aus dem zweiten Merseburger Spruch. (8. Jahrh.)

Ganz ähnlich ein altindischer Spruch.

Das Pferd des Lichtgottes Balder hatte den Fuß verrenkt. Da wurde die Verrenkung beschworen:

bên zi bêna,¹ bluot zi bluoda, (Bein) Knochen zu Knochen, Blut zu Blut,
lid zi geliden, sôse gelîmida sin. Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien!

¹ Vergl. Gebein, Beinhaus, Schienbein, Schlüsselbein, Fischbein, Elfenbein, Mark und Bein, engl. bone.

Der Münchener Wurmsegen. (Handschrift des 9. Jahrh. aus Tegernsee.)

In einer Wiener Handschrift auch in ndd. Fassung.

Gang ûz, nesso, mit niun nessinchlînon,
ûz fonna marge in deo âdrâ,
vonna dên âdrun in daz fleisk,
fonna demu fleiske in daz fel,
fonna demo velle in diz tullî.

Geh' hinaus, Würmlein (Nisse!), mit neun (nün!) Würmlein,
Hinaus von dem Mark in die Adern,
Von den Adern in das Fleisch,
Von dem Fleisch in die Haut (das Fell),
Von der Haut (dem Felle) in diese Tülle.

Der im Mark sitzende Wurm entspricht der kindlichen Vorstellung der Naturvölker, daß die inneren Krankheiten durch Würmer verursacht seien. „Daz tullî“ ist die Röhre, womit die Schneide des Pfeils auf dem Schaft befestigt wird. — War dann der Wurm in die Tülle gekrochen, so wurde er mit einem Pfeil in den „wilden“ Wald geschossen, wo er natürlich zugrunde ging.

Der Lorschener Bienensegen. (Handschrift aus dem 10. Jahrh., im Vatikan.)

Kirst, imbi ist hûcze! nû fluic dû, vihu minaz, hera
fridu frôno in godes munt heim zi comonne gisunt
sizi, sizi, bîna: inbôt dir sancte Maria.
hurolob ni habe dû: zi holce ni flûc dû,
noh dû mir nindrinnês, noh dû mir nintuinnês,
sizi vilu stillo, uuirki godes uuillon.

Christ, die Biene ist heraus! Nun flieg (flüg!) du, mein Getier (Vieh mein), her
 Im Frieden des Herrn, in Gottes Schutz, um gesund heimzukommen. [und komme
 Sitze, sitze, Biene, das gebot dir die heilige Maria.
 Urlaub nie habe du; in den Wald fliege nicht,
 Entrinne mir nicht, noch entkomme mir. (noch du mir entrinnest, noch du dich mir entwinnest?)
 Sitze ganz still, wirke Gottes Willen.

Man beachte den Wechsel des r bei Christ und Kirst, ähnlich z. B. in Brunnen und Born (nidd., Quickborn von Klaus Groth), Chriesi und Kirsche. Imbi hat sich in Imme, Imbeli in der Mundart jetzt noch erhalten. (Vergl. Halbsuters Sem-pachlied.) Frô(no) = Herr findet sich noch im Worte Fron-dienst = Herrendienst und auch in Frau, früher frouwe, als Herrin, womit also eigentlich nur eine „Frau“, die über andere gebot, also eine Vornehme, bezeichnet wurde. Selbstverständlich hängt auch die „Verkleinerungsform“ Fräulein = kleine (junge) Frau damit zusammen. Das Wort „munt“, das von vielen Sprachforschern wurzelwandte mit lat. manus = Hand betrachtet wird, hat den Sinn Hand, Schutz, Macht. Erhalten ist es in Vormund = Beschützer (einer, der für einen andern handelt), Mündel = Schützling, mündig = im stande, sich selbst zu beschützen, un (ohne) mündig. Leumund dagegen ist abzuleiten aus got. hluma, mhd. liumet = Gehör, Ohr, also der durch das Ohr vernommene Ruf, was über eine Person gehört wird. Verleumden = in schlechten Ruf bringen. Siegmund, altd. Sigimunt, Sigismunt heißt wohl Sieghand, Schützer durch Sieg. Ob „Morgenstund hat Gold im Mund“ den Sinn hat „in der Hand“, ist nicht unbedingt sicher. Es werden auch Volkssagen, nach welchen die Morgenröte eine Person ist (vergl. Aurora), zur Erklärung herbeigezogen. Nach einer schwedischen Sage z. B. fällt der Morgenröte beim Lachen ein Goldring aus dem Munde.

Zauberspruch gegen ein Überbein. (Pariser Handschrift.)

Ih besueren dich, überbein, bî demo holze dâ der almahtîgo
 got an ersterben wolda durich meneschon sunda, daz dû suînest
 unde in al suachôst.

Ich beschwöre dich, Überbein, bei diesem Holz, an dem
 der allmächtige Gott sterben mußte, durch der Menschen Sünde,
 daß du schwindest (mundartlich: schwinischt) und gänzlich
 schwach werdest (schwachest).

Diese Worte sollen gesprochen werden, indem man ein
 Stück Holz (Splitter des heiligen Kreuzes) auf das Überbein
 legte und das Zeichen des Kreuzes darüber machte.

Damit sehen wir auch, daß die christliche Kirche sich bestrebt, den Beschwörungsformeln und Zaubersprüchen eine ihr eher passende Form zu geben.

* *

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, daß das Althochdeutsche, ähnlich dem Gotischen, noch viel vokalreicher war als das Hochdeutsche, daß es noch einen Wohlklang besaß, der demjenigen des jetzigen Italienischen zu vergleichen ist. Namentlich die vielen wohlklingenden Endungen: *bêna*, *bluoda*, *nesso*, *fonna*, *deo*, *âdrâ*, *demo*, *hera*, *vihu*, *frôno*, *bina*, *vilu*, *stillo*, *wolda*, *sunda*, zeigen uns, daß sich unsere Sprache an vokalischer Schönheit mit dem Althochdeutschen nicht mehr messen kann. Durch Sproßvokale wurde die Härte von Konsonantengruppen sehr gemildert: *geliden*, *gelîmida*, *meneschon*. Angenehm ins Ohr fallen mußte gewiß auch der große Vokalreichtum überhaupt. Man vergleiche z. B. *er betalôta*, *der betalâri*, *du rattôst*, *ebanî* (*ebanôti*), *menniskôna slahta*, *gaworahtôs*, *sweibôda* mit den jetzigen Formen: *er bettelte*, *der Bettler*, *du rettetest*, *Ebene*, *Menschengeschlecht*, *wirktest*, *schwebte*. Die Wörter unserer jetzigen Sprache können also wohl am besten mit Münzen verglichen werden, die durch den ungeheuer vielen Gebrauch so abgegriffen sind, daß man ihr einstiges Gepräge vielfach gar nicht mehr erkennt. Nur insofern stimmt der Vergleich nicht, als unsere Sprache durch diese Abschleifung an Brauchbarkeit viel gewonnen hat. — Einen wertvollen Schlüssel für das Verständnis dieser alten Formen haben wir vor allem in unseren Mundarten.

Von der Wirksamkeit der Kirche zeugt z. B. das fränkische Taufgelöbniß im Merseburger Dom:

gilaubistu In got fater almahtigan? — Ih gilaubu.

gilaubistu In christ gotes sun nerienton? — Ih gilaubu.

gilaubistu In heilagan geist? — Ih gilaubu.

Glaubst du an Gott Vater allmächtigen? — Ich glaube.

Glaubst du an Christus, Gottes Sohn, den Heiland? — Ich glaube.

Glaubst du an den heiligen Geist? — Ich glaube.

Der Anfang eines sächsischen Gedichtes, das in Bayern niedergeschrieben worden ist (Fundort Kloster Wessobrunn) und in ein Gebet, das sog. Wessobrunner Gebet, endigt, heißt:

Dat gafregin ih mit firahim friuuizzo meista,

dat ero ni uuas noh ufhimil,

noh paum noh pereg ni uuas,

ni nohheinîg noh sunna ni scein,

noh mâno ni liuhta no der mâreo sêo.

Das erfuhr ich unter (den) Menschen (als der) Wunder größtes,
 daß (der) Erdboden nicht war, noch der Himmel oben,
 noch Baum, noch Berg (nicht) war,
 noch .. die Sonne (nicht) schien,
 noch der Mond (nicht) leuchtete, noch das herrliche Meer.

Im Mûspilli = Erdzerstörung, Weltenbrand, ist ausgeführt,
 wie um die Seele des Sterbenden zwei Scharen, Engel und
 Teufel, kämpfen.

..... sîn tac piqueme daz er touuan scal.
 quanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit
 enti si den lihhamun likkan lâzzit,
 sô quimit ein heri fona himilzungalon,
 daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi.

(Der Mensch bemühe sich, gut zu sein, ehe) sein Tag kommt, daß
 er sterben soll.

Denn sobald sich die Seele auf den Weg erhebt
 und die Leibeshülle liegen läßt,
 so kommt ein Heer von Himmelszungen (Gestirnen),
 das andere kommt vom Pech: da streiten sie darum.

Auch hier sehen wir, wie die Konsonantenanhäufungen
 durch Zwischenvokale gemildert sind: gilaubistu, pereg, quimit,
 (vergl. im got. Vaterunser quimai). Man beachte die vokalschönen
 Formen: gafregîn = durch Hörensagen erfahren, arhevit, lihhamun,
 himilzungalon. Wie in den andern angeführten Beispielen fällt uns
 auch hier der Vokalreichtum der Sprache überhaupt auf, vor allem
 die Klangsönheit der Endungen: sunna, mano, liuhta (leuchtete!),
 likkan, lâzzit, andar. Firahim (firahja = der Mensch) ist verwandt
 mit nordisch ferah = Leben. Aus dem Partizip von touuan (später
 touwen, mhd. töuwen) = sterben ist das Adjektiv tot abgeleitet.
 Lihhamun von lihhamo, lihhinamo für lihhin-hamo = Leichnam,
 hat den Sinn Fleischhülle, Fleischgestalt. Nach dem Glauben
 unserer Vorfahren konnte die Seele den Körper zeitweise verlassen
 (aus der Haut fahren). Auf der gleichen Wurzel wie hamo beruht
 auch das spätlatein. Soldatenwort *camisia* = Unterkleid, Hemd,
 ital. *camigia*, franz. *chemise*, sowie das französische Lehnwort
Kamisol (aus ital. *camigiola*).

Mûspilli besteht aus mû = Erde und spillan (ags.) = zerstören.
 Mû hat sich noch erhalten in Maulwurf = moltwërf, multwerf =
 das die Erde aufwerfende Tier, Erdhaufenwerfer (mû noch in
 ags. *muga*, ital. *mucchio* = Haufen).

Aus dem Hildebrandslied.

Das wertvollste poetische Erzeugnis der althochdeutschen Literatur ist das Hildebrandslied, das um 800, wahrscheinlich in Fulda, von zwei Mönchen abwechselungsweise auf die äußern Umschlagseiten einer theologischen Handschrift geschrieben worden ist. Es enthält ein Zwiegespräch Hildebrands, der 30 Jahre vorher den Dietrich von Bern auf der Flucht zu den Hunnen begleitet hat und jetzt heimgekehrt ist, und seinem Sohn Hadubrand, der, damals von Hildebrand als unmündiges Kind zurückgelassen, nun nicht glauben will, seinen Vater vor sich zu haben. Hildebrand wird der Vorwurf der Feigheit gemacht, weil er sich nicht mit Hadubrand in den Zweikampf einlassen will. Das Lied enthält den Ausgang des dann doch stattfindenden Kampfes nicht. Wahrscheinlich ist Hadubrand im Waffengang mit seinem Vater gefallen.

Ik gihôrta dat seggen,
 dat sih urhêttun aenon muotin,
 Hildibrant enti Hadubrant untar heriun tuêm.
 sunufaterungo iro saro rihtun,
 garutun se iro gûdhamum gurtun sih iro suert ana,
 helidos, ubar hringâ, dô sie tô dere hiltiu ritun.
 Ich hörte das sagen,
 daß sich Kämpfer einzeln begegneten,
 Hildebrand und Hadubrand, zwischen zwei Heeren.
 Sohn und Vater richteten ihre Rüstung,
 machten fertig ihr Kampfgewand, gürten ihre Schwerter um,
 die Helden, über die Panzerringe, als sie zu dem Kampfe ritten.

Voll Schmerz ruft Hildebrand:

welaga nû, waltant got, (quad Hiltibrant), wêwurt skihit.
 ih wallôta sumaro enti wintro sehstic ur lante.
 dâr man mih eo sçerita in folc sçeotantero
 sô man mir at burc ênigeru banun ni gifasta,
 nû scal mih suâsat chind suertu hauwan,
 bretôn mit sînu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.

Weh nun, waltender Gott (rief Hildebrand), Wehgeschick erfüllt sich.
 Ich wallte der Sommer und Winter sechzig außer Landes,
 wo man mich stets scharte zu der Schießenden Volk.
 Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben,
 nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwerte erschlagen,
 mich töten mit seinem Beile, oder ich soll ihm zum Verderben werden.

Muotin ist conj. praet. von muoten = begegnen. In „tuem“ haben wir noch die Ähnlichkeit mit dem englischen „two“ oder dem italienischen „duo“. Garutun hängt zusammen mit garo = fertig. Es hat sich noch erhalten in gar kochen = weich kochen, eigentlich aber vollständig = fertig kochen, ferner in

gerben (von garawen) = das Leder fertig bereiten. Gûdhamum von gûdhamo besteht aus gûd (nhd.), hochdeutsch gund = Kampf, Krieg und hamo = Hülle, Kleid (vergl. lîhhamum). „Gund“ findet sich noch in den Wörtern Gunther = Kriegsherr, auch Günther, Gustav = Gundstab, also Kriegsstab, ferner in Gudrun (run mit Runen, raunen zusammenhängend) = die vom Krieg Wissende. Auch hiltiu von hiltia heißt Kampf. Es hat sich noch in mehreren Namen erhalten, wie in Mathilde (Machthilde) = die im Kampfe Mächtige, Kriemhild, Brunhild = die Kämpferin in der Brüne (Ringpanzer).

Die vierte Linie der Klage Hildebrands heißt genauer wiedergegeben: Ohne daß sich (man) mir bei einer Burg (dazumal auch Bezeichnung für Stadt) das Verderben fest angeheftet hätte. „Gifasta“ hängt zusammen mit fast und fest. Wahrscheinlich gehört auch fasten dazu = an sich halten, sich in bezug auf Essen und Trinken Fesseln anlegen, got. fastan = festhalten, beobachten. „Breton“ gehört zu ags. bréotan = töten, sceotant = sceotend ags. Krieger, bano alts. = Verderben.

An niederdeutsche Formen erinnern z. B.: ik, dat, seggen (vergl. de Koppweihdag); auch der Wortschatz stimmt mehr mit dem alts. und dem ags. als mit dem hochdeutschen.

Eigentümlich ist die sonderbare Mischung der Sprache. Das Lied ist in mitteldeutscher Mundart abgefaßt, aber von einem Hochdeutschen aufgezeichnet worden. Bezeichnend ist der Stabreim (Alliteration), d. h. die Übereinstimmung der Anlaute in den Stammsilben. Scherer schreibt darüber: „Die Alliteration gibt dem Verse nicht Melodie, aber sie verleiht ihm charakteristischen Klang; sie macht ihn nicht schöner (? der Verf.), aber derb und stark; sie entspricht einem frühzeitigen Drange germanischer Art, der uns alle Kunst erschwert: wir schätzen Charakteristik mehr als Schönheit, Gehalt mehr als Form. Nur die Anfangslaute der Stammsilben kommen für die Alliteration in Betracht, und alle Vokale werden einander gleich geachtet, so daß recht sichtlich den Konsonanten die Herrschaft übertragen ist. Man hat die Konsonanten wohl das Knochengerüst der Sprache genannt: den Vokalen fällt dann die Rolle des Fleisches zu: sie geben Blüte und Farbe. Für Blüte und Farbe demnach ist der altgermanische Sinn nicht offen.“ Noch jetzt hat sich eine ganze Anzahl solcher durch Gleichklang verbundener Wortpaare im Volksmund erhalten: Haus und Hof, Herz und Hand, Glück und Glas, Lenz und

Liebe, Leib und Leben, Land und Leute, Haut und Haar, Mann und Maus, Nacht und Nebel, Kind und Kegel, Rast und Ruh, Samt und Seide, Schimpf und Schande, Stock und Stein, Wind und Wetter, Gift und Galle, Tür und Tor, Himmel und Hölle, Deich und Damm, Wind und Welle, Bausch und Bogen, Fisch und Vogel, Bitten und Beten, Lust und Liebe, Blätter und Blüten, Wolken und Winde, Roß und Reiter, Zittern und Zagen, biegen oder brechen, (frisch, fromm, fröhlich, frei), frank und frei, ganz und gar, hoffen und harren, null und nichtig, klipp und klar, kreuz und quer, niet- und nagelfest, tun und treiben, singen und sagen, wanken und weichen.

Der Straßburger Eid (14. Febr. 1842),

[Handschrift in Paris.]

Eines der wichtigsten Dokumente des Althochdeutschen sind die Straßburger Eide, von denen hier nur der in deutscher Sprache angeführt ist. — Als 840 Ludwig der Fromme starb, teilten sich seine drei Söhne Lothar, Ludwig und Karl in sein Reich. Ludwig erhielt Deutschland, Karl Frankreich und Lothar ein Zwischenreich längs des Rheins. Da Lothar die Gesamtherrschaft beanspruchte, kam es zwischen ihm und seinen Brüdern zum Krieg. Lothar wurde 841 bei Fontenailles geschlagen, und sein Reich wurde nun von Ludwig und Karl geteilt. 842 wurde dann bei Straßburg der Vertrag der beiden Brüder von diesen als Königen und den beiden Heeren beschworen. Karl legte den Schwur in deutscher Sprache ab, damit er vom Heer seines Bruders verstanden werde, Ludwig dagegen leistete den Eid auf französisch. Im folgenden Jahr, also 843, erfolgte dann durch den Vertrag von Verdun die offizielle politische Trennung. Dadurch war die Grundlage geschaffen für die Entstehung eines französischen und eines deutschen Reiches.

„In godes minna ind in thes christiânes folches in unsêr bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got geuuiszi indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher, sôso man mit rehtu sînan bruodher scal, in thiû thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniû thing ne gegango, the mînan uuillon imo ce scadhen uuerdhên.

Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher Ludhuuîge gesuor, geleistet, indi Luduuîg mîn hêrro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es iruuenden ne mag: noh ih noh thero nohhein, then ih es irwenden mag, uuidhar Karle imo ce fol-lusti ne uuirdhit.“

(In der Hoffnung) auf die Liebe Gottes und des christlichen Volkes und unser beider Seligkeit, von diesem Tage an fernerhin, soweit mich Gott bei Verstand und Macht behält, so unterstütze ich diesen meinen Bruder, wie man nach Recht soll (in der Erwartung), daß er mich ebenso unterstütze, und mit Lothar werde ich mich in keine Verhandlungen einlassen, die mit meinem Willen ihm zu Schaden gereichen können.

Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig schwur, hält und Ludwig, mein Herr, den, welchen er ihm schwur, bricht, so werde, wenn ich ihn nicht davon abbringen kann, weder ich noch irgend einer von denen, die ich davon bringen kann, gegen Karl ihm Hilfe leisten. (Es gab also schon damals Aktendeutsch. D. Verf.)

(Nach Schauffler).

Das Wort „minna“ = Minne, das jetzt fast nur noch in der Poesie vorkommt und nur noch etwa in Minnesänger, Minnelied, einen Streit in Minne beilegen, angewendet wird, war im Mittelalter ein sehr viel gebrauchter Ausdruck, welcher aber beim Übergang des Mittel- zum Neuhochdeutschen ausgestorben und erst im 18. Jahrhundert wieder aufs neue in Anwendung gekommen ist. Minne bedeutet Erinnerung, Andenken, minnen also: an jemanden viel denken, sich seiner zärtlich erinnern. (Freiheit, die ich meine (minne) = Freiheit, an die ich denke.) Meinen = denken und minnen sind miteinander verwandt; Meinung = Gedanke, Ansicht. Nach der Annahme vieler Sprachforscher hängen auch die Wörter Mann = der Denkende und Mensch damit zusammen, während andere an eine Verwandtschaft mit „manus“ glauben. Nach dieser letztern Auffassung wären also dann die Hände das bezeichnende Merkmal des Menschen. Unser Wort „lieb“ hat mit Lob (englisch: the love = die Liebe), geloben, glauben eine gemeinsame Wurzel gehabt. „Lieb“ ist einem, was man heftig verlangt, was einem gefällt; „Liebe“ bedeutet „Verlangen, Begierde“. Vielleicht gehörte hieher auch das Wort Lust. „Loben“ und „glauben“ haben den Sinn „als kostbar bezeichnen“ und „gutheißen“ (was einem gefällt), „Vertrauen haben“. Ein Gläubiger hat Vertrauen zu seinem Schuldner. Die gleiche Bedeutung wie „glauben“ hat das Verb erlauben, also gutheißen, was ein anderer wünscht.

Die Verschiedenheit der Lautformen des ahd. unta, unti = und ersehen wir z. B. aus: unde (Zauberspruch gegen ein Überbein), enti (Hildebrandslied), ind und indi (Straßburger

Eid); fonna oder vonna (Münchener Wurmsegen) heißt auch fona (Mûspilli) und fon (Straßburger Eid); unmittelbar nacheinander heißt es: iruunden und irwenden (irrewenden und irrwenden = abwenden). Teile der ahd. Deklination haben wir z. B. in: thesan mînan bruodher, sînan bruodher, mînan uuillon (Akkusativ); thesemo dage, sînemo bruodher (Dativ); mîn hêrro (Nominativ).

Deklination: der tag	{	Einzahl: der tag, des tages (-as), demu tage (-a), den tag;
Starke Maskulina.		Mehrzahl: die tagâ (-a), dero tago, dêm tagum (om, un, on), die tagâ (a).
Reiner a-Stamm		
der hirti	{	Einzahl: der hirti, des hirtes, demu hirte, den hirti;
ja-Stamm		Mehrzahl: die hirtâ (-e, a), dero hirteo (io), dêm hirtum (un, on, im, in), die hirtâ (-e, a).
(Der See) der sêo	{	Einzahl: der sêo, des sêwes, demu sêwe, den sêo;
wa-Stamm		Mehrzahl: die sêwâ (-a), dero sêwo, dêm sêwum, (-un, on), die sêwâ (-a).
der gast	{	Einzahl: der gast, des gastes, demu gaste, den gast;
i-Stamm		Mehrzahl: die gesti, dero gesto (-io, eo), dêm gestim (-in, en), den gesti. (Zweiter i-Umlaut.)
Starke Neutra: daꝥ wort	{	Einzahl: daꝥ wort, des wortes (-as), demu worte (-o), daꝥ wort;
Reiner a-Stamm		Mehrzahl: diu wort, dero worto, dem wortum (om, un, on), diu wort.
(Das Geschlecht) daz kunni	{	Einzahl: daz kunni, des kunnes, demu kunne, daz kunni;
ja-Stamm		Mehrzahl: diu kunni, dero kunnio (-eo, o), dêm kunnim (-in, um, un, on), diu kunni.
daꝥ lamb	{	Einzahl: daꝥ lamb, des lambes, demu lambe, daꝥ lamb;
a-Stamm		Mehrzahl: diu lembir, dero lembiro, dêm lembirum, diu lembir;
daꝥ kneo	{	Einzahl: daꝥ kneo, des knewes, demu knewe, daꝥ kneo;
wa-Stamm		Mehrzahl: diu kneo, dero knewo, dêm knewum, (-un, on), diu kneo.
Starke Feminina: diu gēba	{	Einzahl: diu gēba, dera gēba (-u, o), deru gēbu (-o), dia gēba;
(Gabe)		Mehrzahl: dio gēbâ, dero gēbônô (-ôn, ono), dêm gēbom (-ôn, on), dio gēbâ.
ô-Stamm		

diu kraft	{	Einzahl:	diu kraft, dera krefti, deru krefti, dia kraft;
i-Stamm		Mehrzahl:	dio krefti, dero kreft (i) o, dêm kreftim (-n), dio krefti.

Aus Otfrids Evangelienbuch.

(868 zu Weißenburg vollendet; die von Otfrid selbst korrigierte Handschrift ist in Wien.)

In dieser Dichtung ist das Leben Jesu erzählt. Das Werk ist insofern von großer Bedeutung, als es hochdeutsch abgefaßt ist und dadurch eine sehr wichtige Fundgrube für die Sprachwissenschaft bildet, und ferner, weil es in Strophen gedichtet ist und darin zum ersten Mal der Reim (Endreim) verwendet wird. Der heidnische Stabreim wird damit fast ganz verdrängt, ein poetisches Zeichen, daß das Christentum gesiegt hat.

Johannes der Täufer.

Er fuar bredigônti
ioh doufta thio liuti;
scôno er iz gisuahta,
thâr sih ther liut buazta.

Lis forasagon altan,
thâr findist inan gizaltan,
thâr uuard sus êr sîn giuuahet,
sô thû thir thâr lesan maht.

Er (fuhr) zog predigend (umher)
und taufte die Leute;
(schön er es versüßte) mild klangen seine Worte,
wo die Leute Buße taten.

(Lies Vorhersager alten) Lies den alten Propheten,
Dort findest (du) ihn genannt (gezählt);
Dort war vorher seiner Erwähnung getan.
Wie du dort lesen kannst.

In „er fuar bredigônti“ haben wir das Verb fahren noch im ursprünglichen Sinne „reisen, sich fortbewegen“. So hat es sich z. B. noch erhalten in Wallfahrt (wallôn = wandern, Fahrt = Reise, also „Wanderreise“), Gefährte (der mit einem fährt (reist), Vorfahren (die vor uns die Lebensreise gemacht haben), Hoffahrt (Hochfahrt), Auffahrt, fertig (fährtig = zur Fahrt bereit). — Predigen ist ein lateinisches Lehnwort (prædicare = vorsagen), das mit vielen andern durch den christlichen Gottesdienst in die deutsche Sprache eingeführt wurde. — doufta von toufen, touffan = taufen hängt zusammen mit tief. Es hat den Sinn von „untertauchen“, eigentlich „machen, daß jemand tief“ hinunterkommt (Kausativ zu tief). Dadurch erinnert es an die Zeiten des ersten Christentums, während welchen noch die Taufe der Erwachsenen bestand, bei welcher der Täufling untergetaucht wurde, welcher Brauch sich dann indessen auch lange für die Kindestaufe erhalten hat. — thio liuti ist weibliche Mehrzahl; der Singular liut = Volk war masc., fem. od. n. — inan: er, sîn, imu (imo), inan (in).

Warum der Verfasser sein Werk deutsch dichtete.

Der Dichter erinnert daran, daß viele Völker ihre Großtaten aufgezeichnet haben. Dadurch sei ihr Ruhm gemehrt und die Dichtkunst zur Blüte gebracht worden. Vornehmlich den Griechen und Römern sei dies in vollendeter Weise gelungen; sie haben auch die heilige Schrift in dichterisches Gewand gekleidet.

Uuánana sculun fráncon	Warum sollen Franken
éinon thaz biuuáankon,	allein es unterlassen,
ni sie in frénkiskon beginnen,	(und) nie fränkisch beginnen,
sie gotes lób singen?	Gottes Lob zu singen?
Níst si so gesúngan ¹ ,	Und ist sie für den Sang nicht so brauchbar,
mit régulu bithuúngan ² ,	(nicht so) in Regeln gefaßt,
si hábet thoh thia* ríhti ³	so ist ihr doch Geradheit
in scônero slihti**.	in schöner Schlichtheit (eigen).

¹ Nicht ist sie so gesungen. ² in Regeln bezwungen. ³ sie hat doch die Rechte (sie trifft doch das Richtige). * für thio (thie). ** slihtî, dazu slihten = gerad machen.

Lob der Franken.

Wohl seien bei den Griechen und Römern die Dichtungen glatt wie Elfenbein; aber auch die Franken seien zu rühmen. An Kühnheit könne man sie gar wohl mit jenen Völkern des Altertums vergleichen. Sie haben:

Rihiduam ginuagi,	Reichtum genug,
ioh sint ouh filu kuani,	auch sind sie sehr kühn,
zi uuâfane snelle	in den Waffen gewandt,
sô sint thie thegana alle.	so sind die Helden alle.

Sie seien klug und anständig, reich und betriebsam, graben Erz, Kupfer und Silber und waschen Gold (lesent [von lesan] gold in iro sante). Die Völker aller angrenzenden Länder seien ihnen dienstbar.

Si lêrtun sie iz mit suuerton,	Sie lehrten sie es mit den Schwertern
nalas mit then uuorton.	nicht mit den Worten.

nalas = ni ales = durchaus nicht.

Die Feinde wagen nicht, etwas gegen sie zu unternehmen.

ni gidurrun sies biginnan = nicht getrauten sie sich zu beginnen (d. h. [gegen die Franken]).

Diese gehorchen nur ihrem König, der gewandt, weise und kühn sei und in trefflicher Weise mancherlei Völker beherrsche und ihnen gute Zucht beibringe wie den Seinigen in der Heimat; daher gebe es auch keine, die ihm schaden können, so lange ihn die Franken verteidigen. Dabei seien sie fromm und gottergeben.

... allaz thaz sies thenkent,
sie iz al mit gote uuirkent,
in duent sies uuiht in nôti
âna sîn girâti.

... alles, was sie denken,
wirken sie mit Gott,
und sie tun nichts in der Not
ohne seinen Rat.

Aus dem Ludwigslied (881—882).

Das Ludwigslied ist eine weltliche Dichtung. Ludwig III., der König der Westfranken, ein Enkel Karls des Kahlen, erstritt 881 bei Saucourt einen Sieg über die Normannen. Über denselben dichtete dann ein Mönch das Ludwigslied. Es wurde 1837 in der Bibliothek zu Valenciennes gefunden.

Einan kuning uueiz ih,
heizsit her Hluduîg,
ther gerno gode thîenôt:
ih uueiz her imos lonôt
Kind uuarth her faterlos.¹
thes uuarth imo sâr buoz:
holôda inan truhtîn,
magaczogo uuart her sîn.
Gab her imo dugidi,
frônisc githigini,²
stual hier in Vrankôn.
sô brûche her es langô!³
Thaz gideilder thanne
sâr mit Karlemanne,
bruoder sînemo,
thia czala uuunniôno.

Einen König weiß ich,
er heißt Herr Ludwig,
der gerne Gott dienet;
ich weiß, (daß) er es ihm lohnt.
(Noch als) Kind verlor er seinen Vater;
dafür ward ihm bald Ersatz (Buße):
(es) holte ihn der Herr,
Erzieher ward er sein.
(Er) gab ihm Tugenden,
ein herrliches Gefolge,
(den) Thron hier in Franken.
Möge er ihn lange innehaben!
Das teilte er dann
bald mit Karlmann,
seinem Bruder,
die Zahl der Wonnen.

¹ Kind ward er vaterlos. ² herrliche Degenschaft. ³ so gebrauchte er dessen lange.

Das altertümliche h in Hluduîg hat sich nur noch in dem königlichen Eigennamen erhalten. Hlu bedeutet Ruhm. Es findet sich noch in lût, laut = hörbar, gehört. Ein Laut ist also, was man hören kann. Als Übergang zwischen „hörbar“ und „berühmt“ hat man sich wahrscheinlich zu denken: „berühmt“ ist einer, von dem man viel hört. „Wig“ hat die Bedeutung von „Kampf“; Ludwig heißt also „berühmt im Kampf“. Das gleiche Wort haben wir in Chlodwig und in Chlotilde, ferner in Lothar und Luther = einer, dessen Namen im Heere lauten Klang (Ruhm) hat. Das Wort ist auch noch geblieben in Hedwig = Haduwig (Herzogin Hadwig im Ekkehard!) = Streit, Kampf, also jedenfalls eine „Streitbare“ (vergl. Hader = Streit); Hadubrand = Kriegsbrand. „Thionôt“ gehört zu „thionôn“ = dienen. Davon abgeleitet ist „thiu“ = die Magd, sowie thiorna = Dirne = Dienerin. (Dirne hatte dazumal gar nicht den Sinn von heutzutage, sondern bezeichnete eine Jungfrau

überhaupt, so wird z. B. im Heliand auch die Maria eine „sâlig thiorna“ = selige Dirne genannt). Auch thiomuotî, später diemuotî = Demut = dienender Mut, hängt damit zusammen. Magaczogo, eigentlich Knabenerzieher, stammt vom germanischen Wort magus = Sohn, Knabe (auch Knecht). Es findet sich noch in irischen Eigennamen: z. B. Mac Kinley (früher Präsident der Vereinigten Staaten), sowie Mac aulay (engl. Geschichtsschreiber). Dugidi (von dugan = taugen; Tugenden sind also Eigenschaften, die etwas taugen) kann hier Tugenden heißen, aber auch die Bedeutung von dugud = kräftige Mannesgestalt haben. Githigini ist das Kollektivsubstantiv von thegan = Degen, Held (vergl. Lob der Franken: thie thegana; ferner im Nibelungenlied: und Gîselher der junge. ein wætlicher [= stattlicher] Degen). Es bezeichnet, wie das Wort Gesinde, die Reise- oder Kriegsgefolgschaft, wobei zu bemerken ist, daß Reise ursprünglich einen Kriegszug bedeutete (engl. to rise [spr. reis] = sich erheben). Gesindel ist die Verkleinerungsform von Gesinde, also = kleines Kriegsgefolge. In der jetzigen Bedeutung findet sich das Wort erst seit dem 18. Jahrhundert. Der Thron (lat. thronus), aus dem Französischen trône entlehnt, war zur Zeit, da das Ludwigslied abgefaßt wurde, noch ein stual (= Stuhl). Wunna, wunni, eigentlich „Weideland“ hat vielleicht hier schon den Sinn von „Wonne“, „das, woran man sich freut“. Die gleiche zu Grunde liegende Wurzel haben „wohnen“ = sich irgendwo erfreuen, und gewohnt = woran man Freude empfindet (weil man es kann oder versteht). Verwandt damit ist auch Wunsch, wünschen = an etwas Gefallen finden.

Aus dem Leben Jesu. (Von Frau Ava.)

Gegen das Ende der althochdeutschen Zeit verloren, infolge der Betonung der Hauptsilben, die Endungen mehr und mehr ihre Volltönigkeit.

Aus den nur sprachlich wichtigen Dichtererzeugnissen jener Zeit sei hier eine Stelle aus dem „Leben Jesu“ der österreichischen Klausnerin Frau Ava angeführt. Das Gedicht stammt etwa aus dem Jahr 1100.

Christus und die Ehebrecherin.

Dô sprach er durch sîne guote,
 swer di ê habe behuotet,¹
 der solte si steinen,
 anders neheiner.
 Dô si daz vernâmen,

Da sprach er in seiner Güte,
 Wer die Gebote der Ehe nicht über-
 Der sollte sie steinigen, [treten hat,
 Sonst niemand.
 Da sie das vernahmen,

unwirdlichen si sâhen,²
 fliehen si begunden,
 ze den turn si ûz drungen:
 dâ ne bestuont inne nehein lip
 wanne Christ unde daz wîp.
 Dô screip der gotes werde
 mit den vingeren an der erde;
 vil lange er nider nihte,
 dar nâch er ûf blihte.
 duo sprach er ze der gemeinen:
 „Wâ sint, die dich wollten steinen?“
 „Dô sprach daz suntige wîp:
 „Hie nist, hêrre, nehein lip!“
 Duo sprach daz êwige lieht:
 „Ich verteile dîn ouch nicht!
 Nû denche an die sêle,
 unde ne sunde niht mære:
 ze wâre sagen ich iz dir —
 dîne sunde sint vergeben dir!“

Wurden sie unwillig,
 Begannen sie zu fliehen,
 Aus dem Turme drangen sie heraus:
 Niemand blieb innen
 Als Christus und das Weib.
 Da schrieb der Gottes Würdige³
 Mit den Fingern auf die Erde;
 Lange neigte er sich;
 Dann blickte er auf. [darauf:
 Zu der gemeinen (Frau) sprach er
 „Wo sind die, welche dich steinigen
 Das sprach das sündige Weib: [wollten?“
 „Hier nicht, Herr, hier ist niemand!“
 Da sprach das ewige Licht:
 „Ich verurteile dich auch nicht!
 Nun denke an die Seele
 Und sündige nicht mehr:
 Wahrlich ich sage dir —
 Deine Sünden sind dir vergeben!“

¹ Wer das Gesetz (der Ehe) hat behütet. ² unwillig sie sahen (einander an). ³ der Sohn Gottes.

Man beachte, daß fast alle Wörter konsonantisch endigen oder ein „e“ am Schluß haben. Heißt es im Mûspilli noch „diu sela“, im Ludwigslied noch lango, und findet sich im Lob der Franken die Wendung filu kuani und im Straßburger Eid mîn hêrro, so steht im Gedichte der Frau Ava „die sele, hêrre, vil lange“. Die klangvollen Endvokale wie in „gihôrta, iro, saro, ana, hringa, dero, hiltiu“ im Hildebrandslied und in „doufta, thio, liuti, scôno, gisuazta, buazta“ in Otfrids Evangelienbuch sind fast alle durch e ersetzt worden; die volltönenden Endungen wie in: muôtin, untar, heriun, rihtun, garutun, gurtun, helilodos (Hildebrandslied); forasagon, altan, inan, gizaltan; lesan (Otfrids Evangelienbuch); einan, heizsit, thionôt, lonôt (Ludwigslied) sind zu en, er, et abgeschwächt. So ist dieses Gedicht ein Sprachdenkmal der Übergangszeit zum Mittelhochdeutschen.

Mittelhochdeutsche Zeit 1100—1500.

Literaturdenkmäler dieser Zeit sind besonders die beiden Volksepen, Nibelungenlied und Gudrun, sowie verschiedene Kunstepen: der „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach, „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg und „Der arme Heinrich“ von Hartmann von der Aue. Dazu kommen hauptsächlich Minnelieder, vor allem von Walther von der Vogelweide. Von etwa 1100—1350 war die Blütezeit des Ritterwesens; die Helden-

taten der Ritter und der Minnedienst werden denn auch in jenen Dichtungen namentlich verherrlicht.

Die einzelnen mittelhochdeutschen Hauptdichtungen weisen in der Sprache große Ähnlichkeit auf; dennoch kann man jedenfalls nicht von einer gemeinsamen Schriftsprache sprechen. Die Wörter haben mehr und mehr Ähnlichkeit mit denen unserer Mundart; doch ist häufig der Sinn noch ein anderer.

I. Aus den beiden Volksepen. (Epos = Heldengesang.)

Nibelungenlied (ca. 1190—1210).

Zehn vollständige Handschriften, 21 in Bruchstücken. Daraus ergibt sich die Verschiedenheit einzelner Stellen. Am wertvollsten sind die Münchener (die kürzeste), die St. Galler und die Laßbergische Handschrift (nach dem ursprünglichen Besitzer, dem Freiherrn von Laßberg, so genannt). Die letztere ist am längsten. Verfasserfrage und Zeit der Abfassung unabgeklärt. Karl Lachmann nimmt als Grundlage 20 Lieder an. Entstehung wahrscheinlich im 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Handschriften und Bearbeitungen bezeugen, daß das Lied bis zum 16. Jahrhundert im Volke bekannt und beliebt war. Mit dem 17. Jahrhundert geriet es in vollständige Vergessenheit. 1757 wurde Kriemhildens Rache und Klage von Bodmer in Zürich herausgegeben. Der Schweizer Myller, Gymnasialprofessor in Berlin, ließ dann das ganze Lied abdrucken. Das Interesse war gering. Goethe ließ das Epos lange ungelesen liegen; Friedrich der Große dankte Myller durch folgenden Brief:

„Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt viel zu vorthailhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind sie nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht. Euer sonst gnädiger König Frch.“

Potsdam, d. 22. Februar 1784.

Erst mit dem 19. Jahrhundert wurde dann dem Heldenlied das ihm gebührende Interesse entgegengebracht. (Geibel, Hebbel, Wilh., Jordan, Wagner.) — Der mythische Kern des

Nibelungenliedes findet sich in den nordischen Liedern der ältern Edda noch in ursprünglicherer Gestalt. In diesen Liedern der Edda heißt der Held Sigurd. Von ihm, der dem göttlichen, dem höchsten Gotte Odhin verwandten Geschlechte der Wölsungen entstammte und selbst ein mächtiger Heerkönig war, erzählt die Wölsungen-Sage (wahrscheinlich am Anfang des 13. Jahrhunderts geschrieben) das Nachfolgende:

Sigurd wird von dem weisen und kunstreichen Schmiede Regin erzogen und wächst zum starken, heldenmütigen Jüngling heran. Regin, einst von seinem Bruder Fafnir um den Anteil an dem väterlichen Erbe betrogen, reizt den jungen Mann zur Ermordung des Räubers auf und schmiedet ihm dazu das gute Schwert Gram. Sigurd besteht den Kampf mit Fafnir, der in Gestalt eines Lindwurms einen mächtigen Goldschatz, den Nibelungenhort, behütet. Er setzt sich in den Besitz des Schatzes, der aber von seinem ursprünglichen Besitzer, dem Zwerg Andwari, welchem man ihn geraubt hat, mit dem Fluche belegt worden ist, daß er jedem neuen Besitzer zu schwerem Unheil gereichen möge. Beim Davonreiten bemerkt Sigurd auf einem Berge ein großes Feuer (Waberlohe). Er reitet durch dasselbe und findet ein geharnischtes Weib, das in tiefem Schläfe liegt. Mit dem Schwerte schneidet er der Schlafenden den Panzer auf (!). (Erde, welche im Frühling von der Sonne aus ihrer Erstarrung befreit wird; Märchen vom Dornröschen!) Da erwacht sie und erzählt ihm, sie sei die Götterjungfrau Brynhild. Weil sie in einer Schlacht einen Helden dem Tod geweiht habe, sei sie zur Strafe von Odhin durch einen ihr in den Kopf (!) gestoßenen Dorn in einen Zauberschlaf versenkt worden. Fortan dürfe sie auf dem Schlachtfelde nie mehr kämpfen, sondern sie werde einem Manne vermählt werden. (Strafe!! Der Verf.) Sie habe aber geschworen, sich nur mit einem zu vermählen, der keine Furcht kenne und sich im Kampf mit ihr zu messen imstande sei. Dem Sigurd reicht sie nun das Horn voll Met zum Gedächtnistrank, lehrt ihn die Runen und andere Weisheit, und beide schwören einander Liebe und Treue. — Sigurd nimmt Abschied. Er kommt mit seinem Goldschatz zu Giuki, einem König am Rhein, und schließt mit dessen Söhnen Freundschaft. Deren Schwester Gudrun, die einen unheilverkündenden Traum gehabt hat, reicht dem von ihr geliebten Sigurd auf Anraten ihrer zauberkundigen Mutter Grimhild einen Zaubertrank. Durch diesen vergißt Sigurd seine Liebe zu Brynhild und seinen Schwur, entbrennt in Liebe zu Gudrun und nimmt sie zum Weibe.

Gunnar, Gudruns Bruder, dagegen will um Brynhilde werben. Mit Hilfe Sigurds, der für ihn mit Brynhilde kämpft, gelingt es ihm auch, sie zum Weibe zu gewinnen. An der Hochzeit erwacht dann auch in Sigurd die durch den Zaubersrank geschwundene Erinnerung an die frühere Geliebte; aber er schweigt.

Eines Tages gehen die beiden Königinnen Gudrun und Brynhild an den Rhein, um ihre Haare zu waschen (!!). Brynhild begibt sich am Strom höher hinauf, damit das aus Gudruns Haar rinnende Wasser nicht an ihr Haupt komme, da ihr Mann doch besser sei (!). Zwischen den Königinnen entsteht bitterer Streit, in dessen Verlauf Gudrun ihre Gegnerin über den wahren Sachverhalt bei der Werbung unvorsichtig aufklärt. Brynhild ist tödlich beleidigt. Guttorm, der jüngste Bruder Gudruns, soll für Brynhilde an Sigurd Rache nehmen. Als Sigurd entschlummert ist, erschlägt ihn Guttorm an der Seite Gudruns, die von seinem Blute bespritzt wird. Brynhild lacht hell auf (!), als Gudruns Wehklage bis zu ihr dringt; dann nimmt sie sich selbst das Leben, um im Tode mit ihrem Geliebten vereint zu sein. Nicht lange darnach muß Gudrun den mächtigen Hunnenkönig Atli (Attila), Brynhilds Bruder, heiraten. Um sich in den Besitz des Nibelungenhortes zu setzen, läßt Atli seine Schwäger zu sich auf Besuch ein. Durch Runen, die sie den Boten mitgibt, warnt Gudrun ihre Brüder. (Man beachte diese Abweichung gegenüber dem Nibelungenlied.) Ihre Warnung ist umsonst. Atli fordert den auf Besuch Gekommenen den Nibelungenschatz ab. Als sie ihn nicht herausgeben, kommt es zum Kampfe, an dem auch Gudrun an der Seite ihrer Brüder teilnimmt. Aber alles Kriegsvolk der Brüder fällt, und auch diese selbst müssen zuletzt unter Qualen ihr Leben lassen. Atli will sich dann wieder mit Gudrun versöhnen; aber sie tötet ihre und Atlis beide Söhne, setzt die Schädel der Knaben dem König als Becher vor (!!), läßt ihn daraus Met trinken, der mit dem Blut der Kinder gewischt ist und gibt ihm ihre Herzen zu essen (!!). In der Nacht ersticht sie ihn im Schläfe, zündet den Saal an, wo Atlis Hofmänner liegen und springt ins Meer, um ihrem Leben ein Ende zu machen; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur, der sie zum Weibe nimmt. (König.)

Eine andere Überlieferung, die sächsische, die dem Nibelungenlied näher steht, läßt freilich Kriemhild, wie sie hier genannt ist, an ihren Brüdern Rache nehmen. Ja, als Kriemhild zwei dieser Brüder gefallen findet, stößt sie ihnen einen

Feuerbrand in den Mund, um zu sehen, ob sie tot seien. (Man halte daneben: „Rehte als engel sint diu wîp getân“, von Walther von der Vogelweide!)

Im Nibelungenlied ist alles schon viel menschlicher. Zwar ist die ganze Unterstimmung heidnisch, und überall blickt das Heidentum durch, so daß die Kirche noch Anlaß genug zu haben glaubte, sich in heftiger Polemik gegen die Dichtung zu wenden; aber in den Hauptzügen ist das Lied, wenigstens äußerlich, der Kultur des Mittelalters angepaßt worden. Die frühern Beziehungen Siegfrieds zu Brunhild sind bis auf wenige Spuren weggeschafft. Das Lied, das in (38) Aventiuren zerfällt, ist mit folgender Strophe eingeleitet:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von heleden lobebaeren, von grözer arebeit:
von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

Gar viele Wunder melden die Mären alter Zeit
Von lobesamen Helden und schwerer Blutarbeit.
Von Freud' und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten wird Wunderbares euch man sagen.

Es ergibt sich daraus vor allem ein veränderter Sinn der Wörter „arebeit“ und „hochgezîten“. Arebeit hieß dazumal Not, Beschwerde, Mühsal, während es jetzt nur die Tätigkeit überhaupt bezeichnet, mit welcher nicht unbedingt Unlust, Not oder Beschwerde verbunden sein muß. Mit „hochgezîten“ meinte man eine Zeit, bei der es „hoch“ herging, ein hohes Fest überhaupt und „nicht nur“ eine Hochzeit. Das Wort Recke hängt zusammen mit rächen, verfolgen. Es bedeutet ursprünglich einen herumziehenden Krieger, Abenteurer, Fremdling.

Das Epos beginnt mit der Schilderung des Traumes der Kriemhilde und der Werbung Siegfrieds:

Ez wuohs in Buregonden ein vil edel magedîn,
daz in allen landen niht schoeners mohte sîn,
Kriemhilt geheizen: diu wart ein schoene wîp.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Im Reiche der Burgunden wuchs eine Jungfrau fein,
Daß rings in allen Landen nichts Schön'res konnte sein;
Kriemhild war sie geheißen, die wunderschöne Maid.
Wie fiel doch ihretwegen manch' Held in bitt'rem Streit!

Auffällig ist für uns der Diphthong uo, der sich in der Mundart zu ue abgeschwächt hat (vergl. muot, muoter, bluome, tuon, muost = Muet, Mueter, Blueme, tue, moest etc.) und dann in der Schriftsprache zu einem reinen u (oder ü) geworden ist

(z. B. suonetac = Sühnetag, stuot = Gestüte, fruo = früh, kuolen = kühler sein oder werden). Erhalten geblieben ist es z. B. in Buochs, Buochserhorn, Buonas (1190 Buochunnaso = mit Buchen bestandene Nase oder Halbinsel), Muota (muot = wild, a, aa = Wasser, = wilder Bergbach). Eigentümlich ist im Mhd. zur Verstärkung des Ausdrucks noch die Anwendung des Wortes „vil“ in unserer Bedeutung von sehr: „vil edel, vil lange, vil manec, vil minneclîche“. „Magedîn“ hatte schon im Altsächsischen und dann auch im Mittelhochdeutschen neben der Bedeutung die „Jungfrau“ (z. B. von Walther von der Vogelweide wird Maria eine „maget“ genannt: . . . eins tages als unser herre wart geborn von einer maget) auch schon den Sinn „Magd, Dienerin“. In der Folge hat dann diese zweite Bedeutung die andere verdrängt; doch hat sich das Wort im ursprünglichen Sinn erhalten in der niederdeutschen Diminutivbildung Mädchen. Oberdeutsch heißt es Mädcl (z. B. Schulmädclgeschichten von Hermine Villinger), Maidle (Maitli!), in der Poesie auch Maid, Maidlein (im Liede „Lindenlaub“: Das Maidlein, das ich meine, das ist so hübsch und fein), Mägdlein. — Das Wort „wîp“ bedeutete dazumal, als Gegensatz zu Mann — da sie noch nicht die Frau, d. h. die Herrin (!) war — überhaupt eine erwachsene „weibliche Person“ und hatte gar keinen verächtlichen Nebensinn; immerhin deutet die Stelle in Walthers Gedicht: „Kan ich rechte schouwen . . sô swüere ich wol, daz hie diu wîp, bezzet sint danne ander frouwen“ darauf hin, daß Frau, „eben“ Herrin bedeutend, das vornehmere Wort war. — Degene = Helden haben wir schon im Ludwigslied „githigini“ kennen gelernt. — In „verliesen“ sehen wir ein Beispiel des sogenannten grammatischen Wechsels und zwar zwischen r und s. Das s ist noch geblieben in los, lösen, Verlust. Diesen grammatischen Wechsel hat man beispielsweise auch noch in frieren, frostig, Frost, ferner in: ich war (Präteritum: was, wâri, was, wârum, wârut, wârûn); ich bin gewesen, das Wesen, wesentlich (mhd. wesenlich) = am Wesen gleich.

Kriemhild träumt, daß ein von ihr aufgezogener kühner und wilder Falke vor ihren Augen von zwei Adlern zerfleischt werde. Ihre Mutter Ute legt den Traum dahin aus, daß der Falke einen edlen Mann bedeute, der aber bald den Tod finde, wenn ihn nicht Gott wunderbar schütze. Sie werde nicht heiraten, erklärt daraufhin Kriemhilde, worauf die erfahrene Mutter ihr antwortet: „Nu versprich ez niht ze sêre.“ — Bald darauf erscheint am Hofe zu Worms der jugendliche Held Siegfried,

der edle Königssohn von Santen in den Niederlanden, in der Absicht, um Kriemhild zu werben. — Mit gewaltiger Körperkraft ausgerüstet, hatte Siegfried im frühen Jünglingsalter einen Drachen getötet und sich in dessen Blut gebadet. Dadurch war seine Haut hörnern geworden. Da ihm aber ein Lindenblatt zwischen die Schultern gefallen war, verhärtete sich dort die Haut nicht, und an jener Stelle blieb er verwundbar. Durch Besiegung des Zwergengeschlechtes der Nibelungen hatte sich Siegfried auch in den Besitz des Nibelungenhortes gesetzt, eines ungeheuren Schatzes aus Gold und Edelsteinen. Im Kampfe mit dem riesenstarken Zwerg Alberich hatte er diesem die Tarnkappe, ein unsichtbar machendes Oberkleid, entrissen. — Siegfried wird von König Gunther und dessen Brüdern Gernot und Giselher, aufs freundlichste empfangen. Rasch gewinnt er die Zuneigung aller. In den Kampfspielen zeichnet er sich vor allen andern aus, und voll Bewunderung schaut auch Kriemhild heimlich seinen Taten zu. Zu sehen bekommt Siegfried sie nicht. Da erklären die Dänen und Sachsen den Burgunden den Krieg. Um die Hand Kriemhilds zu verdienen, zieht Siegfried mit in den Kampf und verrichtet große Heldentaten. An dem großen Siegesfeste, das dann stattfindet, darf auch Kriemhilde teilnehmen. „Ir ward erlaubet küssen (gemeint ist, ihn zu begrüßen) den waetlichen man.“

Jâ lûht ir von ir waete vil manic edel stein;
 ir rôsenrôtiu varwe vil minneclîchen schein.
 ob ieman wûnschen solde, der kunde niht gejeihen,
 daz er in dirre werlde hete iht schoeners gesehen.

Sam der liechte mâne vor den sternen stât,
 des schîn sô lûterliche ab den wolken gât,
 dem stuont si nu geliche vor andern frouwen guot¹.
 des wart vil wol gehoeht den zieren heleden der muot.

Von ihrem Kleide sprühte gar mancher Edelstein,
 Und o, wie süß und rosig war ihrer Wange Schein!
 Da mußten unwillkürlich auch Kenner sich gesteh'n,
 Daß sie so große Schönheit auf Erden nie geseh'n.

Wie vor dem Mond, dem lichten, der Sterne Chor sich neigt,
 Wenn er in laut'rem Glanze der Wolkennacht entsteigt,
 So übertraf an Schönheit Kriemhilde alle Frau'n.
 Groß war der Helden Freude, die Wonnige zu schau'n.

¹ auch „vor maneger frouwen guot“.

Waete ist der Genitiv oder Dativ von wât = Kleid, Rüstung, (Uhland z. B. hat es angewendet in Klein Roland: „Ich hab' bezwungen der Knaben acht || Von jedem Viertel der Stadt, || Die

haben mir als Zins gebracht || Vierfältig Tuch zur Wat.) — Man beachte die Veränderungen des Auslautes: manic auch manec (edel stein) und maneger (frouwen). Ähnlich war es z. B. in tac und tages. Die Media wird im (Silben-) Auslaut zur Tenuis: lige, lac, pflügen, pflac, (in einer) bürge(rîche), burc; vinden, vant, Kriemhilde, Kriemhilt, kindes, kint, (in allen) landen, lant; heben, huop, ze lîbe (am Leben), lîp, gēben, gîp; ferner hôhe, hôch, ziehen, zôch, sēhen, sach. — In Edelstein sind Adjektiv und Substantiv zusammengezogen (edel stein). — Im übrigen achte man auf die poetischen Mittel, durch welche die wunderbare Schönheit Kriemhildens hervorgehoben ist. In Parallele zu setzen ist vielleicht die „Schilderung“ der Schönheit der Helena in der Ilias. Dort saßen die ältesten Greise des Volks auf dem Turme beim skäischen Tor:

Als nun Helena näher sie sahn zum Turme dahergehn;
 Leis' jetzt redete man und sprach die geflügelten Worte:
 Niemand tadle die Troer und hellumschienten Achaier,
 Daß um solches Weib sie so lang' ausharren im Elend!
 Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!

Kriemhild reicht dem Siegfried die Hand und dankt ihm freundlich für die dem Bruder geleistete Hilfe. „Was ich getan, geschah zumeist Euch zu liebe“, erwidert Siegfried; aber auch jetzt getraut er sich nicht, um ihre Hand anzuhalten.

Einst erzählte man Gunther von der mächtigen und schönen Königin Brunhild. Die wohnt in ihrem Palaste auf dem Isenstein, einer Insel in der Nordsee. Gerne hätte Gunther um sie gefreit; aber Brunhild, ein Weib von übermenschlicher Stärke, will nur einem Mann ihre Hand reichen, der sie in schweren Kampfspielen besiegt. Schon viele haben die Werbung gewagt; aber alle sind von der Reckin besiegt und getötet worden. (Nach Utzinger.) Da verspricht Siegfried dem Gunther, ihm bei den Kampfspielen zu helfen, wenn er ihm dafür die Vermählung mit Kriemhild gestatte. Gunther willigt freudig ein. Er, Siegfried, Hagen und Dankwart unternehmen die Reise. Nach 12 tägiger Schifffahrt kommen sie zu Isenstein an. Siegfried gibt sich als Dienstmann Gunthers aus. In den Wettkämpfen mit Brunhild führt Gunther nur die Gebärden aus, während Siegfried, durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht, den Kampf besteht und die Königin überwindet. Brunhild verlobt sich mit Gunther und zieht mit ihm nach dem Burgundenland. Dort findet die Doppelhochzeit statt, da nun auch Siegfried und Kriemhild sich vermählen. Doch schon bei der Doppel-

feier beginnt der Neid in Brunhildens Seele zu keimen, da sie ihrer Schwägerin den herrlichen Gatten mißgönnt. Noch einmal erwacht dann in Brunhilde die alte Kampfeslust. Noch einmal wird sie von Siegfried, der, wiederum durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht, für Gunther kämpft, in schwerem Ringen überwunden. In einem Anflug von Übermut raubt ihr dabei Siegfried einen Gürtel und einen Ring, die er unter Erzählung des Vorganges seiner Gattin schenkt. — Nach der Hochzeit ziehen Siegfried und Kriemhild nach den Niederlanden. Dort leben sie zehn Jahre im sonnigsten Glücke. — Aber in Brunhild ist der Neid lebendig geblieben. Sie überredet Gunther, den Siegfried an seine Vasallenpflicht zu erinnern. Auf die Einladung hin zieht das Königspaar der Niederlande in Begleitung eines stolzen Heergefolges von tausend Edeln an den Hof der Burgunden. Elf Tage lang finden glänzende Ritterspiele statt. Von einem Fenster der Burg schauen Kriemhild und Brunhild den Kämpfen zu. Dabei geraten sie über die Vortrefflichkeit ihrer Gatten in Streit, indem Brunhild die spitze Bemerkung macht, der Siegfried sei „eben“ doch nur ein „Dienstmann“. Das läßt Kriemhilde nicht gelten. Auf dem Wege zur Kirche setzt sich der Zank fort, indem jede der beiden Königinnen für sich den Vortritt in Anspruch nimmt. Dabei fährt es der gereizten Kriemhild heraus: „Wisse, nicht Gunther hat dich in den Kampfspielen und nachher besiegt!“ Zum Beweis zeigt sie dann den Ring und den Gürtel, die Siegfried einst der Brunhild im Kampf abgenommen hatte. Vergeblich bemüht sich dann Siegfried, weitem Streit zu vermeiden, indem er zu Gunther sagt:

„Man sol sô frouwen ziehen,
 daȝ si üppeclîche sprûche lâzen under wegen.
 verbiut ez dîne wîbe, der mînen tuon ich sam: (ebenso)
 ir grôzen unfuoge ich mich waerlichen scam.“
 (Ihres sehr unschicklichen Betragens ich mich wahrlich schäme.)

In soln = sollen haben wir ein Beispiel der Konsonantenverdoppelung. Diese trat sonst besonders bei t und m ein, wenn er, el oder auch en folgten. Durch diese Verdoppelung entstand dann keine Dehnung des Stammvokals. Beispiele: sumer, bleter, schate, himel, satel, willekomen, vernomen. In frouwen ist wie in andern Wörtern, die nach dem u ein w haben, das w geschwunden: triuwe = Treue, houwen = hauen, strôuwen = streuen, tiuwer (tiure) = teuer, kostbar, grûwen = grauen, niuwe = neu, ouwe = Au(e), friuwen = freuen, iuwer = euer, bûwen, bouwen = bebauen, bewohnen, brâwe,

brâ = Braue. — „Under wegen lâzen“ hat sich als mundartliche Wendung erhalten. Sc (scam) wird oft für sch gesetzt. So heißt es z. B. auch noch scif, aber unmittelbar nachher schifmeister, scarpf neben scharpf, sculde und schult, schulde. Es ist dieses sc als ältere Schreibweise offenbar noch aus dem Ahd. herübergenommen, wo es z. B. heißt: scôni, scôno, screip von scriban, scâf (Schaf), scaffan (schaffen), scûm (Schaum, vergl. fr. écume), scinko (Schinken).

Brunhilde ist schwer beleidigt. Hagen, der mächtigste Ritter am Hofe der Burgunden, der Rivale Siegfrieds, verspricht seiner Herrin, den Siegfried zu töten. Gunther ist damit einverstanden. Um sein Vorhaben auszuführen, läßt Hagen die Kunde verbreiten, die Sachsen und Dänen seien wieder ins Land eingebrochen. Sofort anbietet sich Siegfried, wieder mit in den Krieg zu ziehen. Damit Hagen ihn beschützen könne, hat Kriemhild auf Anraten dieses heimtückischen Ritters die verwundbare Stelle ihres Gatten auf dem Kleide durch ein gesticktes Kreuzlein bezeichnet. Durch schwere Träume geängstigt, läßt Kriemhild ihren Gemahl nicht gerne ziehen. Als der Kriegszug schon aufgebrochen ist, bringen von Hagen gesandte falsche Boten die Meldung, daß kein Einfall stattgefunden habe. Statt in den Krieg begeben sich nun die Helden auf die Jagd. Wieder zeichnet sich Siegfried vor allen andern aus. Nach der Jagd findet ein leckeres Mahl statt. Da fehlt der Wein; aus Versehen, sagt der listige Hagen. Er weiß in der Nähe eine gute Quelle. Dahin schlägt er mit Gunther und Siegfried einen Wettlauf vor. Obschon Siegfried allein ihn in seiner Rüstung unternimmt, ist er der erste. Voll edeln Anstandes will er aber zuerst Gunther trinken lassen. Während dann auch er sich an der Quelle labt, trägt Hagen schnell die Waffen weg, ergreift hierauf den Speer, zielt nach dem Zeichen am Kleide Siegfrieds und schleudert das Geschoß mit aller Kraft, so daß es tief in den Nacken des Helden eindringt. Angsterfüllt flüchtet er sich dann. Siegfried springt auf und sucht seine Waffen. Da er sie nicht findet, schlägt er mit dem Schild den Hagen fast zu Tode.

Hagene muose vallen von sîner hant zetal.
von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
hêt er daꝛ swert enhende, sô waer eꝛ Hagenen tôt:
der helt entran vil kûme ûꝛ der angestlichen nôt.

Hagen sank zu Boden vor seines Armes Wucht.
Von der Kraft der Streiche scholl Werder, Wald und Schlucht.
Hätt' er das Schwert zuhanden, so wär' es Hagens Tod:
Mit Müh' entging der Recke der allergrößten Angst und Not.

Sonderbar ist für uns die Wendung ze tal vallen = hinab-, niederfallen. Hat sich schon im Mittelhochdeutschen sc in sch verwandelt, so heißt es dagegen noch swert, slag, erslagn, sluog, swester, snel, slahte (Art, Gattung, deheiner slahte = in keiner Weise), swîn, sleht (schlicht, glatt), sliefen (schlüpfen), smielen (lächeln).

Aber bald ist die Kraft von dem todwunden Helden gewichen. Da wirft er vor seinem Tode dem Gunther und dem Hagen in bittern Worten ihre Treulosigkeit vor:

Jâ, ir vil boese zagn,
waꝛ hilfet mich mîn dienest, daꝛ ir mich habt erslagn?
ich was iu ie getriuwe; des ich engolten hân.
ir habt an iuern mâgen leider übele getân.

O weh, ihr bösen Zagen*,
für meine treuen Dienste habt ihr mich nun erschlagen!
Ich war euch stets getreue, zum Dank sterb' ich daran;
wie habt an den Verwandten ihr übel doch getan!

* Feiglinge, erbärmliche Wichte.

Inzwischen waren auch viele Ritter herangekommen, und alle rechtlich Gesinnten fanden, daß man an dem edeln Siegfried nicht recht gehandelt habe. Nur Hagen sucht die Gewissensbisse zu zerstreuen:

„Jâ enweiꝛ ich, waꝛ ir kleit.*
eꝛ hât nu alleꝛ ende, unser sorge unt unser leit:
wir vinden ir vil wênic, die getürren uns bestân.
wol mich, deich sîner hêrschaft hân ze râte getân!“

Ich weiß nicht, was ihr klagt;
Vorbei ist, was an Ängsten und Leid uns je geplagt.
Wir finden fürder keinen, der uns die Stirne beut.
Wohl mir, daß seiner Herrschaft Bann ich endlich hab' zerstreut.
* Für kleite = bayr.-österr. Form für klagete; gekleit = geklaget.

Hätte ich Euern feigen Mördersinn gekannt, so hätte ich mich gegen Euch schon schützen können, erwidert ihm Siegfried. Dann fühlt er den Tod herannahen. Er gedenkt noch seines Söhnchens, seines Vaters, seiner Frau. Er bittet Gunther, für seine Gemahlin zu sorgen:

lât iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne* mîn.
Und lât si des geniezen, daꝛ si iuwer swester sî.

* (Geliebte), Gattin.

Dann verstummt sein Mund.

Auf die Anordnung Hagens hin legt man den Leichnam Siegfrieds vor die Tür von Kriemhildens Gemach. Als Kriem-

hild die Bluttat mitgeteilt wird, bricht sie vor Schmerz zusammen.

Ez hât gerâten Prünhilt, da; ez hât Hagene getân.

Hagen leugnet die Tat auch nicht. Als er zum Toten tritt, fangen Siegfrieds Wunden zu bluten an. So wird auch durch die Bahrprobe der Mörder verraten. Da Kriemhild vor Schmerz fast wahnsinnig wird, läßt man, um sie zu trösten, bei der Bestattung den Sarg noch einmal aufbrechen.

Dô brâhte man die frouwen, dâ si in ligen vant.

si huop sîn schoene houbet mit ir wîzen hant:

dô kustes alsô tôten den edeln ritter guot;

ir vil liechten ougen vor leide weinten dô bluot.

Die Königin ließ sich führen, wo sie den Recken fand,

Sie hob sein schönes Haupt dann mit ihrer weißen Hand.

Sie küßt den edeln Ritter, obwohl er bleich und tot,

Und ihre lichten Augen, die weinten sich blutrot.

Im ersten Augenblick des Schmerzes und der Wut möchte der greise König Sigismund aus den Niederlanden mit seinen elfhundert Rittern den Tod seines Sohnes Siegfried rächen; aber auf die Worte Kriemhilds sieht er ein, daß er, bei der großen Übermacht der Burgunden, nur nutzlos alle seine Leute opfern würde. — Nach Siegfrieds Bestattung zieht Siegmund mit seinen Mannen trost- und freudenarm nach Santen heim. Kriemhild ist anfangs geneigt, mit ihrem greisen Schwiegervater in die Niederlande zurückzukehren; auf die Bitten ihrer Mutter Ute und der Brüder Gieselher und Gernot bleibt sie aber schließlich bei ihren Verwandten, um der Grabstätte Siegfrieds nahe zu sein.

Der Schmerz scheint sich nach und nach in stille Wehmut zu verwandeln. Im vierten Jahre söhnt sie sich, den Bitten ihrer Brüder nachgebend, schließlich mit Gunther aus; nur dem Hagen verzeiht sie nicht. Mit ihrer Zustimmung wird der Nibelungenschatz nach Worms übergeführt. Da sie aber an Arme und Reiche sehr freigebig davon verteilt, fürchtet Hagen, sie könnte zu viele Anhänger für sich gewinnen, und er läßt ihr den Hort wegnehmen und bei Lochheim in den Rhein versenken. Nun duldet es Kriemhild nicht länger in Worms; sie läßt die Gebeine ihres unvergeßlichen Gatten nach dem Kloster Lorsch schaffen und beabsichtigt, zu ihrer Mutter in die Nähe des Klosters zu ziehen und sich ganz der Trauer hinzugeben. Da, im zwölften Jahre ihres Witwenstandes, tritt eine Wendung in ihrem Leben ein: auf die Zeit der Trauer folgt die Zeit der Rache.

Auf den Rat seiner Freunde wirbt der gewaltige Hunnenkönig Etzel nach dem Tode seiner Gattin Helche um Kriemhilden, deren Schönheit und Tugend selbst im fernen Osten laut gepriesen wurde. Markgraf Rüdiger überbringt die Botschaft an Gunther. Trotz Hagens Abmahnung geben Gunther und seine Brüder die Einwilligung zu dieser Verehelichung. (Nach Legerlotz.) Sie hoffen dadurch den Groll der Schwester abzulenken. Kriemhild weigert sich lange, eine zweite Ehe einzugehen. Erst als Rüdiger ihr verspricht, selbst jede ihr angetane Schmach zu rächen, faßt sie den Entschluß, ihn als Werkzeug ihrer Rache zu benützen, und sie gibt das Jawort. Sie zieht nach dem Hunnenlande, wo eine prachtvolle Hochzeit gefeiert wird.

Ihre Ehe, durch die Geburt eines Söhnchens, Ortlieb, gesegnet, scheint glücklich. Aber auch im Glanz des prachtvollen Könighofes kann Kriemhild ihren ersten Gatten nicht vergessen. Nach zwölf Jahren überredet sie ihren Gemahl, König Etzel, die Burgunden auf Besuch einzuladen. Hagen, die Kriemhilde durchschauend, rät, die Einladung abzulehnen. Schließlich weiß er es durchzusetzen, daß der Zug wenigstens mit großem Heeresfolge unternommen wird. Hagen zieht diesem Zuge voran und sucht einen Übergang über die hoch angeschwollene Donau. Da sieht er zwei badende Wassernixen. Weil er weiß, daß sie des Weissagens kundig sind, nimmt er ihnen die Kleider weg und verspricht, sie ihnen erst zurückzugeben, wenn sie ihm das Schicksal der Burgunden voraussagen wollen. Nie seien Helden mit solchen Ehrungen in einem fremden Lande empfangen worden, sagt die eine. Aber wie ihnen Hagen voll Freude die Kleider zurückerstattet hat, spricht die andere: „Dein wartet Lug und Trug; nur des Königs Kaplan wird dem Tode entgehen.“ — Als die Burgunden dann später über die Donau fahren, packt Hagen mitten im Strom den Geistlichen und wirft ihn, zum Entsetzen der übrigen, ins Wasser. Auf diese Art will er die Weissagung prüfen. Dem Kaplan gelingt es bald, sich an das Schiff zu klammern; aber er wird von Hagen wieder zurückgestoßen. Daraufhin sucht der Priester das Ufer zu erreichen, was ihm schließlich auch gelingt. Nun zweifelt Hagen nicht mehr daran, daß die Weissagung in Erfüllung gehen werde. — Nach ihrem Zuge durch Bayern kommen die Burgunden an die Grenze des Hunnenlandes. Gastfreundlich werden sie vom Markgrafen Rüdiger, sowie dessen Frau und Tochter begrüßt und bewirtet.

Diu junge marcgrâvinne kuste die kûnege dri;
 alsam tet ir muoter. dâ stuont ouch Hagene bi.
 den bat ir vater kûssen; dô bliete si in an:
 er dûhte si so gremlich, daȝ siȝ gerne hête lân.

grêm(e)lich = grimmig, voll Haß. (Im Skiläufer von Bäßler: Er sieht's mit Gram = er sieht's mit Ingrim.)

Umsonst; sie ist ein Opfer der „Staatsraison“:

Doch muoste si dâ leisten, daȝ ir der wirt gebôt.
 gemischet wart ir varwe, bleich unde rôt.

Unter freudiger Zustimmung der beidseitigen Verwandten verloben sich sogar Giselher und die Tochter des Markgrafen miteinander. Auf der Rückreise des Zuges wollen sie dann die Hochzeit feiern. Mit Waffen und Rüstungen reich beschenkt, ziehen dann die Burgunden weiter. Noch vor der Ankunft in Etzelenburg werden sie von Dietrich von Bern bewillkommt, der beim Hunnenkönig auf Besuch weilt. Er warnt sie vor Kriemhild, die in der letzten Zeit mehr denn je um Siegfried geklagt habe. Am Hofe werden den Vornehmen und den gewöhnlichen Kriegern gesonderte Räume angewiesen. Kühl und zurückhaltend werden die Burgunden von Kriemhild empfangen; nur Giselher wird von ihr mit einem Kusse begrüßt. Die fast verletzende Art des Empfanges läßt auf nichts Gutes schließen. Hagen bindet den Helm fester. Er ist entschlossen, die Königin mit kaltem Hohn abzuweisen. Als sie ihn um Mitteilung ersucht, wo sich der Nibelungenhort befinde, entgegnet er, daß er denselben in den Rhein habe versenken lassen, und daß es ihm übrigens sowieso nicht möglich gewesen wäre, etwas davon zu bringen.

„wie möhte ich iu iht bringen? ich hân vil ze tragene
 an halsperge* unt an schilte, an mîme helme licht;
 diz swert an mîner hende, des enbringe ich iu nieht.“

* Panzerhemd.

So gibt er ihr zu verstehen, daß er sie durchschaut hat. Auf das Ansinnen Kriemhilds, die Waffen abzulegen, tritt er nicht ein. „Sie sind gewarnt; o weh, ob solchem Leide“, ruft da die Königin aus. Voll Ärger und Verdruß fängt sie an zu weinen. Die sich nach ihrem Schmerz erkundigenden Hunnen hetzt sie auf, den Hagen zu töten. Dieser hat sich mit seinem Freund Volker im Hofe auf eine Bank gesetzt. Als Kriemhild in Begleitung einer großen Anzahl hunnischer Edeln vorbeigeht, will Volker aufstehen; aber Hagen hält ihn zurück.

Hagene der starke der leit über bein
 ein vil liehteȝ wâfen, uȝ des knopfe erschein

ein viel liechter jaspes, grüener danne ein gras.
wol erka deꝛ Kriemhilt, daꝛ eꝛ ê Sîvrîdes was.

(wâfen ist mit jâmer eines der Beispiele, wo eine alte Länge des Stammvokals gekürzt und dann der Konsonant verdoppelt worden ist, vergl. mundartlich jâmere, jöemere.

Zornig fährt ihn die so gereizte Königin an: „Wer hat nach Euch gesandt?“ „Niemand“, entgegnet Hagen; „ich habe nur meinen Herrn begleitet.“ „Warum habt Ihr meinen lieben Mann erschlagen?“ „Ihr und Euer Mann haben meine Herrin, die Brunhild, schwer beleidigt.“ „Da hört Ihr's, Krieger“, spricht sie zu den hunnischen Edeln. „Wer von euch ist ein Mann?“ — Aber keiner der Hunnen will den Kampf aufnehmen. — Im Saale heißt Etzel die Burgunden, sowie Hagen und Volker freundschaftlich willkommen. Als der Tag zu Ende geht, werden den wegemüden Helden die Schlafsäle angewiesen. Hagen und Volken anerbieten sich, die Nacht hindurch Schildwache zu stehen. Sie setzen sich auf eine steinerne Bank vor der Tür der Halle; dann ergreift Volker die Fiedel und fängt an zu spielen:

Dô klungen sîne seiten, daꝛ al daꝛ hûs erdôꝛ¹:
sîn ellen zuo der fuoge², diu beide wâren grôꝛ.
senfter unde süeꝛer videln er began.

do enswebter³ an dem bette vil manegen sorgenden man.

¹ erdôꝛ praet. von erdieꝛen = erschallen. ² seine Kraft zu der Kunstfertigkeit (kräftig und kunstvoll erklang sein Spiel). ³ einschlâfern.

„Fuoge“ hängt zusammen mit fügen = hineinpassen. Was sich in die menschliche Gesellschaft hineinfügt, das ist anständig, schicklich; wer etwas hineinfügen kann, der ist geschickt, und so bedeutet Fug die Geschicklichkeit, den Anstand. Mit „Fug und Recht“ hat also den Sinn, „weil es schicklich (anständig) und richtig ist.“

Dô si wol enslâfen wâren unde er daꝛ ervant,
dô nam der degen widere den schilt an sîne hant.
dô gie er ûꝛ dem hûse für die tûre stân
und huote sîner friunde vor den Kriemhilde man.

Bald darauf nähern sich diese auch; als sie aber die Hallen so gut bewacht sehen, ziehen sie wieder ab. Aus einem Turnier, das am folgenden Morgen stattfindet, droht ein allgemeiner Kampf zu entstehen, der nur durch das kräftige Eingreifen Etzels vermieden wird. Beim Mittagsmahl speisen Gunther und seine Brüder, sowie Hagen und Volker an der königlichen Tafel, an welcher auch Kriemhild mit ihrem Söhnlein Ortlieb, Rüdiger, Dietrich und viele Vornehme teilnehmen. Die übrigen Burgunden werden in der Herberge bewirtet. Da dringen plötzlich

Hunnen in den Saal und metzeln die Wehrlosen nieder. Nur Dankwart, Hagens Bruder, kann dem Blutbad entrinnen. Als er blutüberströmt in den Festsaal tritt und den Überfall erzählt, springt Hagen auf und schlägt dem neben Kriemhild sitzenden Ortlieb das Haupt ab. Darauf entsteht ein allgemeiner blutiger Kampf, an dem indessen Rüdiger, sowie Dietrich von Bern nicht teilnehmen. Auf das Begehren Dietrichs wird eine Kampfpause gemacht. Während dieser verläßt das Königspaar, begleitet von Rüdiger und Dietrich und deren Mannen, die grausigen Festhallen. Darauf beginnt das Gemetzel von neuem. Alle im Saale befindlichen Hunnen, wohl zweitausend, werden niedergemacht und die Treppe hinunter in den Hof geworfen. Hagen und Volker können sich nicht enthalten, Etzel und Kriemhild giftig zu höhnen.

„Ez zaeme“, sô sprach Hagene, „vil wol, volkes trôst,
daꝛ die herren vaehten zaller vorderôst,
alsô der kûnec Gunther ûnt Gêrnôt hie tuot:
die howent durch die helme, nâch swerten vliuꝛet daꝛ bluot.“

Empört über die Hohnreden sucht Markgraf Iring von Dänenland mit tausend Mann den König Etzel zu rächen. Er verwundet Hagen, findet aber dann mit seinem ganzen Gefolge den Tod. Aber auch die Burgunden sind erschöpft. Kriemhild will an allen Gnade üben, wenn ihr Hagen als Geisel ausgeliefert werde. „Keiner von uns wird das zugeben; lieber wollen wir alle sterben,“ entgegnet ihr Gernot. In der Nacht läßt Kriemhild die Unterkunftshallen der Burgunden anzünden. Die Helden können sich vor dem Verschmachten nur schützen, indem sie auf Hagens Rat den Durst mit dem Blute löschen, das aus den frischen Wunden der Erschlagenen fließt. Etwa sechshundert Burgunden überleben die entsetzliche Nacht. Am Morgen beginnt der Kampf aufs neue. Etzel und Kriemhild fordern von Rüdiger, daß er gemäß seinem Vasalleneid in den Kampf gegen die Burgunden eingreife; die Königin erinnert ihn auch an das Versprechen, welches er bei der Werbung abgegeben habe, daß er jedes ihr angetane Leid rächen wolle. Umsonst anbietet der Markgraf dem König die Rückgabe seines Lehens. Soll er nun seinen Freunden, den Burgunden, oder seinem Herrn die Treue brechen?

„Owê mir gotes armen“, sprach der getriuwe man,
aller mîner êren der muoꝛ ich abe stân,¹
triuwen unde zûhte, der got an mir gebôt.

owê got von himele, daꝛ michs niht wendet der tût!²

auch: daꝛ ich diz gelebet hân. ¹ verlustig gehen. ² daß es der Tod nicht von mir [ab]wendet.

Schweren Herzens geht Rüdiger den Weg der Pflicht und kündigt seinen Freunden den Kampf an. Wehmütig gedenken beide Teile der gegenseitig gelobten Liebe und Freundschaft. Als letzte Gabe überreicht der Markgraf von Bechlarn dem Hagen noch seinen Schild, da derjenige des Tronjers arg zerhauen ist. Dann beginnt der Kampf. Rüdiger findet mit all seinen Mannen den Tod. Als Hildebrand, der Waffenmeister Dietrichs von Bern, den Leichnam herausfordert, wird auch er mit seinem Gefolge in den Streit verwickelt. Von den Burgunden bleiben nur noch Gunther und Hagen am Leben; von den Gegnern werden alle bis auf Hildebrand erschlagen; dieser selbst kann nur schwer verwundet dem Blutbad entrinnen. Er bringt die Trauerbotschaft seinem Herrn. Nun greift auch Dietrich von Bern noch zu den Waffen, um seine Mannen zu rächen. Nach schwerem Kampfe gelingt es ihm, die schwerverwundeten und todmüden Helden zu überwältigen. Er bringt sie gebunden vor Kriemhild, fordert diese aber auf, die Helden zu schonen. Aber die Königin kennt kein Erbarmen. Sie läßt die beiden getrennt gefangen legen. Dann geht sie zu Hagen. Sie verspricht ihm das Leben, wenn er den Nibelungenhort herbeischaffe. So lange noch einer seiner Herren lebe, werde das nie geschehen, war die Antwort. Da läßt die grimme Königin ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und bringt es dem Hagen.

Trotzig aber antwortet ihr dieser:

den schaz weiþ nu nieman wan got unde mîn,
der sol dich, vâlentinne, immer gar verholn sîn. (Teufelin)

Außer sich vor Wut entreißt ihm Kriemhild das Schwert Siegfrieds und schlägt ihm damit eigenhändig das Haupt ab. Da wird es auch Hildebrand zu viel:

er sluog der küniginne einen swertes swanc. —
ze stucken was gehouwen dô daþ edel wîp.

So endet das große Fest am Hofe des Hunnenkönigs mit schwerem Leid. Bitter beklagen Etzel und Dietrich den Verlust ihrer Angehörigen und Mannen. Was soll der Dichter noch erzählen, wenn fast alle den Tod erlitten haben?

Jne sage iu nu niht mære von der grôþen nôt Kampfesnot
— die dâ erslagen wâren, die lâþen ligen tôt —, Verlassenen
wie ir dinc an geviengen sît der Hiunen diet.¹
hie hât daþ maere ein ende: daþ ist DER NIBELUNGE LIET.

¹ was seither durch der Hunnen Volk geschehen ist. Diet = Volk stammt vom Altdeutschen theodâ = Volk.

Aus diesem Worte schuf die Kirche die lateinische Form theodiscus, das sich noch in Theoderich = „reich (mächtig) an Volk“ erhalten hat. (Theodor = Gottes Gabe ist griechischen Ursprungs.) Die gleiche Bedeutung wie Theoderich hat der Eigenname Dietrich. — „Jne“ = „ich nicht“ enthält die ursprüngliche Verneinung ne, auch en (enkan) oder n. Im Mittelhochdeutschen kommt sie für sich allein selten vor, sondern ist fast immer von „niht“ begleitet, das mehr und mehr zur eigentlichen und ausschließlichen Negation wird.

In anderer Fassung schließt das Lied mit der Strophe:

Ich enkan iu niht bescheiden, waꝛ sider dâ geschach:
wan rîter unde vrouwen weinen man dâ sach, als daß man
dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt, und auch ... beweinen sah.
hie hât daz maere ein ende: ditze ist der Nibelunge nôt.

Der Nibelungen Not ist allen großen Handschriften als Kunstdichtung „Die Klage“ angehängt, welche den tieftraurigen Ausgang des Nibelungenliedes wehmütig ausklingen läßt. Der Kriemhild wird vergeben, weil sie alle Blutschuld nur aus Treue auf sich geladen habe:

Dem getriuwen tuot untriuwe wê!

Das Gudrunlied.

Wir verdanken dieses zweite große Volksepos einem österreichischen Volkssänger, der es 1210—1215 abgefaßt haben soll. Es ist in einer einzigen vielfach überarbeiteten Handschrift erhalten, die Kaiser Maximilian (1493—1519) hat anfertigen lassen. Nach ihrem Fundort, dem Schloß Ambras in Tirol, wird sie Ambraser Handschrift genannt. Sie befindet sich jetzt in Wien.

Das Gudrunlied, ein „wazzermaere“, führt uns an die Gestade der Nordsee. Wie das Nibelungenlied beruht es zum Teil auf Sagen. Die Hauptsache der Dichtung ist wie dort die Schilderung der Treue einer Frauengestalt. Aber das Gudrunlied erzählt die Geschichte dreier Geschlechter; es ist höfischer und christlicher gehalten und klingt friedfertig aus. Der Inhalt zerfällt in drei Teile:

1. Hagen, der Sohn des Königs Sigebant von Irland, wird als 7-jähriger Knabe während eines Festes von einem Greifen entführt. Er entfällt einem jungen Greifen und kann sich flüchten. In einer benachbarten Höhle wohnen drei Königstöchter, die auch geraubt worden sind. Mit diesen wächst er auf. Einem tot ans Ufer gespülten gewappneten Ritter nimmt

er Waffen und Rüstung ab. Damit erlegt er die Greifen. Vom Blut eines wunderbaren Tieres, Gabilun, gewinnt er übermenschliche Kraft. Endlich naht ein Schiff. Hagen zwingt die Schiffsleute, nach Irland zu fahren. Mit Freudetänen empfangen ihn Vater und Mutter. (Erkennungszeichen goldenes Kreuz auf der Brust.) Siegebant überläßt ihm die Krone, und die schönste der drei Königstöchter, Hilde von Indien, wird seine Gemahlin.

2. Hildes Entführung. Ihre Tochter, auch Hilde genannt, ist eine große Schönheit. Um sie werben viele Fürsten, namentlich Hetel von Hegelingen. Die Werbung ist aber sehr gefährlich; denn Hagen, der „vålant“ (Teufel) aller künnege, läßt alle aufhängen, die im Kampfe nicht stärker sind als er. Hetel sendet daher einige Vasallen, den Dänenfürsten Frute, den herrlichen Sänger Horand und den weißbärtigen Helden Wate. Diese, als Kaufleute verkleidet, wissen das Vertrauen der Königsfamilie und (Horand durch seinen prächtigen Gesang) das Herz der Königstochter zu gewinnen. Hilde läßt sich von ihnen entführen. Ihr Vater verfolgt dann aber die Räuber, und am Waliser Strand, im Lande der Hegelingen, entspinnt sich ein erbitterter Kampf. Dieser wird dann schließlich geschlichtet, und Hagen willigt auch in die Vermählung Hildes mit Hetel ein.

3. Gudrun. Deren Tochter Gudrun, die ihre Mutter an Schönheit noch übertrifft, wird auch von mehreren Fürsten zum Weibe begehrt. Nach vorausgegangenem Kampf verlobt ihr Vater sie mit Herwig von Seeland. Diesem wird von einem neidischen Nebenbuhler der Krieg erklärt. Während nun Hetel ausgezogen ist, um seinem zukünftigen Schwiegersohne zu helfen, überfällt ein anderer abgewiesener Freier, Hartmut von der Normandie, mit seinem Vater Ludwig das schutzlose Land der Hegelingen und raubt Gudrun mit 62 andern Jungfrauen. Zwar setzt Hetel den Normannen eilig nach; allein in der Schlacht auf dem Wülpensand (Insel an der Scheldemündung) wird er von Ludwig erschlagen. In der Dunkelheit gelingt es den Räubern, mit ihrer Beute zu entkommen. Von den Hegelingen sind so viele gefallen, daß sie die Niederlage erst rächen können, wenn ein neues Geschlecht herangewachsen ist. Als die entführte Gudrun sich weigert, sich mit Hartmut zu vermählen, wird sie von dessen Mutter Gerlinde sehr hart behandelt. „Und willst du nicht die Freude, so werde dir das Leid“, ruft sie ihr zu. Gudrun, getrennt von ihren Leidensgefährtinnen, muß schmachvolle Magddienste tun, den Ofen heizen, mit ihren Haaren

den Staub wegwischen und die Zimmer reinigen. Eine harte Bank ist ihr Lager, Wasser und Brot sind ihre Nahrung. Hartmut selbst sucht zuerst durch Güte die Zuneigung der von ihm Geliebten zu gewinnen. Da sie aber Herwig treu bleibt, will er die „Dirne“ durch harte Arbeit mürbe machen. Fortan muß Gudrun der Königin Gewänder an den Strand tragen und bei Wind und Wetter, in Schnee und Kälte dort waschen. Ihre edle Freundin Hildeburg erlangt es durch ihre Bitten, daß sie an der schweren Arbeit teilnehmen darf. Mehr als sechs Jahre müssen sie so für Gerlinde und den ganzen Hofhalt waschen. Aber fest und unerschüttert bleibt Gudruns treues Herz. (Nach König.)

Endlich ist ein neues Geschlecht der Hegelinge herangewachsen. Eine starke Flotte ist gebaut worden, und ein großes Heer wird zum Rachezug gegen die Normannen ausgerüstet. Als Gudrun und Hildeburg eines Tages am Meeresstrande die Wäsche besorgen, schwimmt ein weissagender Vogel heran und verkündet ihnen ein nahes, großes Glück. Als die beiden Königstöchter, nur schlecht bekleidet und barfuß, am folgenden Tage bei rauhem Wind im Märzenschnee wieder am Strande waschen, fahren Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, von der in der Nähe ankernden Flotte als Kundschafter ausgeschickt, in einer Barke heran. Nachdem Ortwin die beiden Frauen ausgefragt hat und sich Herwig und Gudrun durch ihre Verlobungsringe zu erkennen gegeben haben, erzählen die beiden Ritter von der bevorstehenden Befreiung. Herwig möchte die Anverlobte am liebsten sofort entführen; aber Ortwin läßt es nicht zu. Mit dem Versprechen, daß vor dem Morgengrauen vor der Burg ein gewaltiges Heer stehen werde, nehmen die beiden königlichen Helden Abschied — und, solange sie können, folgen der Mädchen Augen ihnen durch die Wogen. Überglücklich über die nahende Befreiung wirft Gudrun die Wäsche in die Flut. Als sie spät abends ohne die Gewänder heimkehrt, soll sie auf Befehl Gerlindens zur Strafe mit Dornruten gezüchtigt werden. Um dieser Schmach zu entgehen, tut Gudrun dergleichen, wie wenn sie sich nun anders besonnen habe und daß sie sich mit Hartmut vermählen wolle. Die Strafe wird ihr erlassen; aber als Gerlinde davon hört, daß Gudrun übermütig lache, ahnt sie Unheil und warnt ihren Sohn. Als der Morgen graut, steht vor der Burg das mächtige Heer der Hegelinge. Eine gewaltige Schlacht beginnt. Der alte König Ludwig wird von Herwig erschlagen. Gerlinde will dafür die

Gudrun töten lassen, Hartmut aber verhindert es. Dafür erwirkt Gudrun auch, daß Hartmut, der im Kampfe mit Wate zu unterliegen droht, von diesem weggedrängt und geschont wird. Er gerät mit achtzig seiner Ritter in Gefangenschaft; die andern kommen alle um. Die Burg wird vom ergrimten Wate gestürmt; alles wird niedergemacht; selbst die kleinsten Kinder in der Wiege werden nicht geschont. Gerlinde, von einer Dienerin verraten, erleidet den Tod durch Wate; hingegen Ortrun, Hartmuts Schwester, wird geschont. Nachdem die Hegelingen noch das übrige Land der Normannen erobert und die Burgen zerstört haben, kehren sie mit reicher Beute beladen wieder nach Hause. Große Festlichkeiten werden gerüstet zur Hochzeit Herwigs mit der lieblichen Gudrun. Sie selbst macht dann die Anregung, zur Aussöhnung des Hasses Ortrun mit dem tapfern Ortwin zu vermählen; Hartmut verlobt sich mit ihrer treuen Freundin Hildeburg und Sigfried von Morland (einst ihr eigener Freier) mit Herwigs Schwester.

„Vier bräutliche Paare werden vereint, Leid und Trauer wandeln sich in Freude, der Völker Streit und Hader in Frieden und brüderliches Bündnis zu Schutz und Trutz.“ (König.)

* * *

Auffällig ist die Ähnlichkeit der Anfangsstrophe mit derjenigen des Nibelungenliedes:

Ez wuohs in Irlande ein rîcher künic hêr;
geheizen was er Sigebant, sîn vater der hiez Gêr:
sîn muoter diu hiez Uote und was ein küniginne.
durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ir minne.¹

¹ Ob ihrer hohen Tugenden geziemte wohl dem Herrscher ihre Minne (verdiente sie wohl, daß der König sie liebte).

Der Ausdruck „rîch“ sein, der jetzt den Sinn hat, sich im Besitze vielen Geldes oder vieler Geistesgaben befinden, hatte ursprünglich, da das Geld noch keine so große Rolle spielte, die Bedeutung: mächtig sein, ein Herrscher sein, in seinem Einfluß weit reichen. Unser Name „Heinrich = Heimrich“ hieß daher ursprünglich „mächtig in seinem Heim.“ — „Gezam“, jetzt geziemte, war damals starkes Imperfekt von zëmen = ziemen; ähnlich war luht (luhte: jâ lûht ir von ir waete vil manec edel stein) dazumal stark konjugiert.

Horands Gesang:

Dô sprâchen Hagenen helde: „herre, lât vernemen:
niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen
hoeren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde.“
„daʒ wolde got von himele“, sprach der künec, „daʒ ich sie selbe kunde.“

Dô er drie doene sunder vol gesanc,
 alle, die eꝛ hōrten, dûhte es niht sô lanc,
 sie heten; niht geachtet einer hande wîle,
 obe er solde singen, da; einer möhte rîten tûsent mîle.

Diu tier in dem walde ir weide liezen stên;
 die wûrme, die dâ solden in dem grase gên,
 die vische, die dâ solden in dem wâge vliezen,
 die liezen ir geverte: jâ kunde er sîner fuoge wol geniezen.¹

¹ Fürwahr, er konnte sich über seine Kunst sehr freuen.

Da sprachen Hagens Helden: „Herr, meinet Ihr nicht auch?
 So siech ist doch wohl keiner, daß solcher Lieder Hauch,
 Wie seinem Mund entströmen, nicht stillte Schmerz und Klage.“
 „O hätt' auch ich“, sprach Hagen, „so hehre Himmelsgabe.“

Als er der Lieder dreie so wunderherrlich sang,
 All denen, die es hörten, schien da die Zeit nicht lang.
 Gleich einem Augenblick nur hätten sie's gefunden,
 Und wenn er auch gesungen wohl an die tausend Stunden.

Die Tiere in dem Walde die Weide ließen steh'n,
 Und das Gewûrm im Grase vergaß das Weitergeh'n;
 Die Fische, die sonst munter die kühle Flut durchschießen,
 Hielten verwundert inne: sie wollten seine Kunst genießen.

Aus Gudruns Verlobung mit Herwig:

Durch der vrouwen liebe gescheiden wart der strît.

sich schutten û; den ringen die sturmmüeden sît.¹

nâch harnasches râme sie wuoschen sich mit brunnen.²

dô wârens wol getâne: man mohte in ze lebene wol gunnen.³

¹ Die Kampfesmüden zogen darauf den Panzer aus. ² Von des Harnisches Schmutz wuschen sie sich mit Quellwasser. ³ Dann sahen sie wieder sauber aus: man mochte ihnen das Leben wohl gönnen. — Sich schutten û; den ringen = „sich schütteln aus den Ringen“, weil es Ringpanzer waren. Brunnen bezeichnete ursprünglich vor allem eine Quelle oder einen klarfließenden Bach, weil das Wasser namentlich einem solchen entnommen wurde.

Nachdem Gudrun zwischen Hetel und Herwig Frieden gestiftet hat, verlobt sie sich mit Herwig.

Mit lieplîchen blicken er sach ir under d'ougen.¹ [Leugnen).
 si trûege in ime herzen, da; redete si vor den liuten âne lougen (ohne

¹ in die Augen = ins Gesicht; vergl. einem nicht mehr unter die Augen kommen.

„Geruochet* ir mich minnen, vil schoenez magedîn,
 mit allen mînen sinnen sô wil ich immer sîn,
 swie ir mir gebietet. mîne bûrge und mîne mâge
 da; sol iu alle; dienen, da; mich des, vrouwe, hin ze iu niht betrâge.**

Und wollet Ihr mich minnen, viel schönes Mägdelein,
 Mit allen meinen Sinnen würd' ich wohl immer sein,
 So wie Ihr mir gebietet. All meine Städt' und Leute,
 Die hätten Euch zu dienen. Wie drob mein Herz sich freute!

* Geruhet. ** Euch gegenüber würde mich das nicht verdrießen.
 „mâge“ sind die ferneren Verwandten.

Sie sprach: „ich gihe¹ iu gerne, daꝛ ich iu wese² holt.

..... (4. Zeile): du solt immer haben mit mir wünne.

¹ Präsens von jehen = sagen, erklären, zugestehen. ² bin (Infinitiv im mhd. wesen od. sîn = sein).

Aus der Schlacht auf dem Wülpensande. Wie blutig die Schlacht ist, welche die Hegelinge den Normannen liefern, um Gudrun und die andern geraubten Jungfrauen zu befreien und die Räuber zu bestrafen, wird z. B. durch folgende Strophe veranschaulicht:

Als si daꝛ stat erwurben, man sach des meres vluot
von den, die dâ sturben, gevar als daꝛ bluot
bî in allenthalben in rôter varwe vliezen
sô wîte, daꝛ eꝛ niemen mit einem sper wol möhte überschiezen.

Als sie das Gestade erreichten, sah man des Meeres Flut
Von denen, die dort starben, beinahe überall gefärbt
Wie Blut in roter Farbe fließen,
So weit, daß niemand imstande gewesen wäre, es mit einem Speer
zu überschießen. (Man beachte die Anschaulichkeit.)

„Stat“ hängt mit „stehen“ zusammen und hat den Sinn, „was fest steht“, also das Festland. „Vluot“, ahd. fluot, findet sich in „fließen“, bezeichnet also das Fließende, ebenso das Substantiv Fluß. Ursprünglich scheint es noch eher die Bedeutung gehabt zu haben: „obenauf schwimmen, vom fließenden Wasser getrieben werden“. In diesem Sinne haben wir noch die Wörter Floß und Flotte = das Schwimmende. Es drang einst als germanisches Lehnwort in die romanischen Sprachen ein und wurde dann etwa um 1400 als Fremdwort aus dem Italienischen „flotta“ zurückentlehnt. Das Adjektiv „flott“, z. B. in „flott leben und müßig gehn“, steht natürlich damit im Zusammenhang. Es ist im 17. Jahrhundert aus der niederdeutschen Seemannssprache eingedrungen. Wer „flott“ lebt, schwimmt auf den Wogen des Lebens obenauf.

„Der tac der was zergangen“; die Nacht macht dem Kampf ein Ende. „Die grimme müelîchen liezen dô den strît“ (mit Mühe: Die Heißergrimmten ließen nur ungern von dem Streit). Um der Rache Watens zu entgehen, wendet Ludwig eine List an:

Er riet in sînen listen: „nu leget iuch zetal,¹
iuwer houbet ûf die schilde, und habet grôzen schal.²
sô mugen des niht waenen³ die von Hegelingen,
obe ichꝛ kan gevüegen,⁴ daꝛ ich iuch von hinnen alsô bringe.“

Dô volgte Ludewîge mâge unde man
trumben und pusûnen lûte man vernam,
sam daꝛ lant dâ waere gewalticliche ir eigen.⁵
sîne starke liste begunde Ludewîc dô zeigen.⁶

Man hôte dâ allenthalben gebräht⁷ unde wuof.⁸
do verbôt man den kinden den weinenden ruof:
die des niht wolten lâzen, daz man die alle ertrancte:
swelhe⁹ man dâ gehôrte, daz man die in die ûnde sancte.¹⁰

Swaz si gehaben mohten, daz wart in ûf getragen.¹¹
si liezen dâ die tôten, die in wâren erslagen.
in gebrast vil vriunde: daz was in vil swaere.
des liezen si ir kochen hinder in dâ vil manegen laere.¹²

Mit alsô grôzen listen kômens ûf den sê,
die von Ormanie.¹³ den vrouwen den was wê,
daz si verswîgen muosten daz varen von ir mâgen.¹⁴
des westen¹⁵ niht die helde, die noch ûf dem Wûlpenwerde lâgen.

¹ nieder. ² und erhebt ein großes Geschrei. ³ so vermuten die Hegelinge wohl nicht. ⁴ falls ich es so einrichten kann. ⁵ als ob sie das Land mit (Gewalt) Heeresmacht erobert hätten und es „ihr eigen“ wäre. ⁶ Hiedurch offenbarte sich die große (List) Schlaueheit Ludwigs. ⁷ Lärm, Geschrei. ⁸ Wehgeschrei, Klage. ⁹ welche immer . . . ¹⁰ in das Meer versenken (vergl. l'onde = die Welle). ¹¹ Ihre ganze Habe wurde auf die Schiffe getragen. ¹² Die ihnen erschlagen worden waren, die Toten ließen sie dort liegen. Mancher Freund mangelte ihnen; darob war es ihnen sehr schwer. Manches ihrer Schiffe ließen sie daher leer am Strande zurück. ¹³ Normandie. ¹⁴ daß sie ihren Landsleuten von der Wegfahrt keine Kunde geben konnten. ¹⁵ wußten.

Als die Hegelinge am Morgen die List merken, rät Wate von der doch aussichtslosen Verfolgung ab. („Waz hilfet, ob man île? — Si sint von hinnen wol drîzic mîle.“)

Das Wiederschen. Gudrun und Hildeburch „waschen ûf dem grieze“. (Sand, Kies [vergl. mundartlich Grie], ital. greto = steiniger Sand des Ufers, frz. grès = Sandstein, grêle = Hagel. Die Bedeutung Gries, Griesmehl erst seit dem spätmhd. [griezme]). Herwig und Ortwin „vunden di vil armen weisen in snêwe und ouch in îse.“ „Diu schoenen meidîn bidenten vor der kelte“ (beben).

Ofte erblihte Herwic die juncvrouwen an.
si dûhte in sô schoene und ouch sô wol getân,
daz ez im in sînem herzen harte siuften brâhte.¹
er gelichte si ze einer, der er vil ofte gütliche gedâhte²

¹ Daß mancher schwere Seufzer im Herzen ihm erwachte.

² Vergleich er sie doch einer, an die er ach! so oft in Liebe dachte.

Juncvrouwe bezeichnete damals überhaupt eine junge „Dame“, ob diese verheiratet war oder nicht; eine etwas bejahrtere hieß vrouwe. So heißt es hier z. B. vrou swester, vrouwe Kûdrûn, vrou Hildeburch, trotzdem beide unverheiratet sind. Das Wort Jungfrau bietet uns übrigens ein Beispiel dafür, daß früher das Eigenschaftswort anders behandelt worden ist. Sowohl beim

beifügenden wie beim aussagenden Adjektiv konnte nämlich im Werfall aller Geschlechter und im 4. Falle des sächlichen die Endung weggelassen werden. Nachklänge hieran haben wir noch in: gut Wetter, lieb Mütterchen (Alfred Huggenberger: Mütterchen: „Wach auf, wach auf, lieb Mütterlein, || Du mußt es besser haben!“), klein Roland (Uhland: Herein zum Saal klein Roland tritt, als wär's sein eigen Haus), vierfältig Tuch (zur Wat), sein seufzend Mutterland, schön Suschen. Beispiele für das unveränderte nachgestellte Eigenschaftswort sind: mein Vater selig, mein Bruder hehr, aus dem Bronnen frisch, ein Schloß lustsam, meine Augen blau, ihr Sänger frei, die Wächter treu, in meinem Prunksaal reich, du Schwester mein (aus Klein Roland). In Jungfrau, Junker (junchërre), Junggeselle, Edelmann, Edelstein, Neumann, Altmann, Altmeister, Freiherr, Schönbrunn, Kurzweil, Gelbschnabel, Wildschwein, Frohsinn, Langmut haben wir Zusammenschreibungen des unflektierten Adjektivs mit dem Substantiv.

Nachdem Ortwin und Herwig erfahren haben, wer die beiden „Waschfrauen“ sind, geben sie sich ihrerseits zu erkennen.

(Herwig.) Er umbeslôz mit armen die hêrlîchen mit.
in was ir beider maere liep unde leit.
er kuste, in weiþ wie ofte, die kûniginne rîche,
si unde Hildeburc, die ellenden maget minniclîche.¹

¹ Die unglückliche, liebliche Maid.

Das Mhd. ellende aus dem Ahd. eli-lenti = alle Lande hat einen Bedeutungswandel durchgemacht. Es will heißen, daß jemand durch alle Länder ziehen muß, weil er, aus seiner Heimat verbannt, heimatlos, verstoßen, nirgends geduldet wird. So ist es begreiflich, daß sich daraus der Sinn „unglücklich“, ein „Unglückseliger“ entwickeln konnte. Es ist aber auch ebenso zu begreifen, daß man sich dachte, ein Verbannter, ein Heimatloser müsse ein Verbrechen begangen haben; sonst wäre er nicht verstoßen worden, und so bezeichnet „Elender“ einen schlechten Menschen.

Am folgenden Tag ist dann die Leidenszeit der Gudrun, dieser deutschen Penélope, endlich beendet.

Besitzt das Gudrunlied, die „Nebensonne der Nibelungen“, nicht deren tragische Gewalt und düstere Größe, so zeichnet es sich doch wie jenes Epos durch herrliche Einzelschilderungen aus und ist nicht weniger als das Nibelungenlied ein hohes Lied ausdauernder und unbeugsamer Liebe und Treue.

Kunstdichtungen.

A. Epen.

Die höfischen Kreise und der Adel bevorzugten das vom französischen Geschmack beeinflußte und die ritterlichen Sitten verherrlichende Kunstepos. „Fremdiu maere und fremde namen hât diu âventiure“, sagt Wirnt von Gravensberg im „Wigalois“. Die deutsche Sprache ist zu wenig vornehm und zu wenig ausdrucksfähig. So dichtet ein unbekannter Verfasser ums Jahr 1200:

Tiuschiu zunge diu ist arm:
 swer darin wil tihten,
 sol diu rede sich rihten,
 sô muoꝛ er wort spalten
 und zwei zesamene valten.
 Daꝛ taete ich gerne, kunde ich daꝛ
 meisterlicher unde baꝛ.

Begründer des höfischen Epos ist Heinrich von Veldeke; den Höhepunkt erreichte diese Dichtungsart in den Dichtungen des Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und

Hartmann von Aue.

Diesem letzteren (ca. 1170—1210 [bis 1220]) haben wir den Erec, den Gregorius auf dem Stein, den armen Heinrich und den Iwein zu verdanken.

Der arme Heinrich, ein Vorfahr seines Lehensherrn, vom Aussatz befallen, erhält den ärztlichen Bescheid, daß er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau gerettet werden könnte. Die Tochter des Pächters will sich für ihn opfern; aber Heinrich nimmt im letzten Augenblick das Opfer nicht an. Durch das Flehen des Mägdleins wird er dann doch gesund und heiratet seine Wohltäterin.

* *

Ein ritter sô gelêret was
 daꝛ er an den buochen las
 swaꝛ er dar an geschriben vant.
 der was Hartman genant,
 dienstman was er ze Ouwe.

Bezeichnend ist, daß es als etwas Außerordentliches galt, wenn ein Ritter lesen konnte. Auffällig ist auch: „daꝛ er an den buochen las.“ In seinem Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“ schreibt Hildebrand darüber: „Warum damals an, jetzt in? Das Geschriebene, Gedruckte steht doch in dem

Buche? Ja, wenn dieses geschlossen auf dem Bücherbrette steht, aber auch, wenn man darin liest? Rascher deutlich wird es bei einem brieve (auch Urkunde): in dem Briefe steht das und das, wenn er geschlossen ist; liest man ihn aber, so liegt er vor uns als Fläche, an welcher die Schrift steht, wie ein Gemälde an der Wand, nicht in der Wand (vergl. am Boden, an der Decke, am Berge, am Himmel, neben im Himmel usw.). Und so wurde denn damals auch das Buch gedacht, nicht für sich dort auf dem Brette, ohne lebendige Beziehung zum Menschen, sondern im Gebrauch, also geöffnet vor dem Leser liegend.“

Vom jungen Herrn Heinrich schreibt der Dichter:

sîn herze hâte versworn (weggeschworen.) Aus seinem Herzen hatte er
 valsch und alle törperheit, alle Falschheit und alle Roheit verbannt
 und behielt ouch faste den eit fest (vollständig, ganz und gar)
 staete unz an sîn ende. dauernd, stets; unz = bis an

Törperheit = Dörferheit, Dorftum, also so, wie man sich in den Dörfern benimmt, wo man den „städtischen Anstand“ nicht kennt, noch „ungebildet und roh“ ist. Das Wort hat sich noch erhalten in Tölpel (Tolpatsch), eigentlich Dorfbewohner. Dessen bäurisches, etwas ungeschlachtet und unbeholfenes Wesen führte dazu, dem Begriff mehr und mehr einen verächtlichen Nebensinn zu geben, und so bezeichnet „Tölpel“ nun einen ungebildeten, dummen „Kerl“.

Heinrich, der die miselsucht (den Aussatz) hat, erhält vom Arzt in Salerno den Bescheid:

ir müesent haben eine maget
 diu vollen êrbaere ehrbar, keusch
 und ouch des willen waere
 daz si den tût durch iuch lite.

bar vom Verb bëran = tragen, aus baere, ahd bari = „tragend“ entstanden, steht hier im Sinne „noch die jungfräuliche Ehre besitzend, also keusch sein“. Fruchtbar = Frucht tragend. Bahre, Bürde = was zu tragen ist, gebären = Leibesfrucht hervorbringen. Eimer = einbar = Gefäß mit einer Handhabe zum Tragen, sowie Zuber = zwibar = Gefäß mit zwei Trag-Handhaben besitzen den gleichen Stamm.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählt er einmal den Pächtersleuten vom Bescheid des Arztes. Das Töchterchen, voll Mitleid mit dem armen Mann, entschließt sich, für den Kranken zu sterben.

dô sî zir vater fûezen lac
 und ouch ir muoter, sô sî pflac, so wie sie zu tun pflegte
 und sî beide entsliefen,
 manegen sûft tiefen Seufzer

holte sî von herzen.
 umbe ir herren smerzen
 wart ir riuwe alsô grôz
 daz ir ougen regen begoꝛ
 der slâfenden fûeze.

Betrübnis, Schmerz

Kulturhistorisch ist interessant, daß die Pächterfamilie jedenfalls keine einschlâfigen Bettten besessen hat; sonst hätte die fast erwachsene Tochter nicht zu den Füßen von Vater und Mutter geschlafen. Beachtenswert ist auch das anschauliche Bild: „daz ir ougen regen begoꝛ der slafenden fûeze.“

Der Vater sucht die Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen:

Er sprach: „tochter, dû bist ein kint
 und dine triuwe die sint
 ze grôz an disen dingen.
 du enmaht es niht für bringen
 als dû uns hie hâst verjehen.
 dû hast des tôdes niht gesehen.

Hingebung

du vermagst es nicht zu vollbringen,
 was du uns hier gesagt (bekannt) hast.

Umsonst redet auch die Mutter ihrem Kinde ins Gewissen (also auch hier gibt es nichts Neues unter Sonne!).

Diu muoter weinende sprach,
 dô sî der tochter ernst ersach:
 „gedenke, tochter, liebez kint,
 wie grôz die arbeite sint
 die ich durch dich erliten hân,
 und lâ mich bezzern lôn enpfân
 dan ich dich hoere sprechen.
 dû wilt min herze brechen.

Mühsale, Beschwerden (vgl. Nibelungenlied)

als ich dich da anssprechen höre.

In „enpfân“ = entfân haben wir ein Beispiel der sehr häufig vorkommenden Assimilation; statt entdecken: entecken (endecken), entbinden: enpinden (enbinden). Da vor Lippenlauten (Labialen) n häufig zu m wurde, so hat sich enpfân zu empfân (empfohen) umgebildet; aus an(e) bôz (bôzen = schlagen, stoßen, also worauf man schlägt [ane]), entstand ambôz, aus inbîz (worein man beißt), die Form imbiꝛ.

Interessant ist dabei die Offenbarung der mittelalterlichen Geistesanschauung: das Mägdelein will lieber „rein“ sterben und sich dadurch die Seligkeit erwerben, als durch der „werlte süeze“ Gott entfremdet werden.

Der Herr Heinrich und die Pächterstochter kehren gesund zurück.

sî ist iemer ungeschriben,
 diu fröude die sî hâten,
 wan sî got hete berâten
 mit lieber ougenweide;

immer

(ausrûsten, versorgen). Als Gott ihnen diesen lieblichen Anblick verschafft hatte.

die gâben in dô beide
 ir tohter unde ir herre
 e; enwart nie fröude merre
 danne in beiden was geschehen,
 dô sî hâten gesehen
 da; sî gesunt wâren.
 si enwesten wie gebâren. Sie wußten nicht, wie sie sich gebaren (ihrer Freude Ausdruck geben) sollten.
 ir gruo; wart spâhe undersniten (sonderbar, seltsam) Ihr Gruß war von vielen eigentümlichen
 mit vil seltsaenen siten. Gemütsbezeugungen seltsam unterbrochen.
 ir herzeliep wart alsô grô; Herzensfreude
 da; in da; lachen bego;
 der regen von den ougen.

Durch die Selbstüberwindung ist Herr Heinrich leiblich rein, gesund und glücklich geworden.

Aus dem Parzival von Wolfram von Eschenbach (1175 bis etwa 1250).

Wolfram von Eschenbach, ein adeliger Franke aus Bayern (Eschenbach bei Ansbach), war ein Dichter in des Wortes eigentlichster Bedeutung. „Leien munt nie ba; gesprach“, sagt von ihm Wirnt von Gravenberg. Da er weder lesen noch schreiben konnte,

Swa; an den buochen stêt geschriben,
 des bin ich künstelôs beliben —
 ine enkan deheinen buochstap —

pfl egte er nämlich, was er dichtete zu diktieren (dictare lat. Lehnwort des 16. Jahrhunderts, daneben tihten = schreiben, schriftlich abfassen, erfinden, ersinnen). Von seinen drei Hauptdichtungen Parzival (ca. 1215), Titurel und Willehalm ist die erste weitaus die bedeutendste. Sie umfaßt 827 Abschnitte zu 30 Versen, also 24810 Verse.

Parzivals Vater, Gahmuret, kommt schon, bevor Parzival das Licht der Welt erblickt hat, im Kampfe um. Herzeloide, die Mutter „zôch jâmers balt û; ir lande in einen walt“. Dort soll Parzival aufwachsen, ohne das männermordende Waffenhandwerk kennen zu lernen. Aber der heranwachsende junge Mann schneidet selber Pfeil und Bogen und geht auf die Vogeljagd.

swenne er aber den vogel erschô;,
 des schal von sange ê was sô grô;,
 sô weinde er unde roufte sich.

Auf einem Weidgang begegnet er drei Rittern, die ihm in ihren strahlenden Rüstungen wie Gottheiten erscheinen:

der knappe wânde sunder spot, wâhnte, Spaß (glaubte allen Ernstes)
 da; ieslicher waere ein got.

Ein reiches Mahl findet statt; aber tiefe Trauer herrscht. Der Gastgeber, der König Anfortas, ist todwund. Durch eine einfache Frage nach der Ursache der schweren Verwundung könnte ihn Parzival von den Qualen erlösen; aber eingedenk der Mahnung des Gurnamanz unterläßt er sie, sogar auch dann, als ihm sein Gastherr ein prächtiges Schwert schenkt.

Ôwê daꝛ er niht vrâgte dô!
des pin ich für in noch unvrô.

Unter der Verwünschung eines Knappen verläßt er am folgenden Morgen die Gralsburg.

„Ir sult varen der sunnen haꝛ,“ (erfahren) Ihr seid nicht wert, daß
sprach der knappe: „ir sît ein gans. [euch die Sonn' bescheint.
möht ir gerüeret hân den flans, Mund, Maul
und het den wirt gevâget! [verschmäht.
vil priss iuch hât betrâget. Viel Ehr' und Ruhm habt ihr

Auf seiner Fahrt trifft er wieder Sigune, die ihn darüber aufklärt, was er versäumt hat. Durch Gawan kommt er zu König Artus und wird in dessen Tafelrunde aufgenommen. Da erscheint Kundrie, die Gralsbotin, im Kreis und überschüttet Parzival mit Schmähungen.

tavelrunder ist entnihtet: Die Tafelrunde ist entehrt,
der valsch hât drane gepflihtet. Ein Falscher ihr angehört.

— — — — —
ir vil ungetriuwer gast!
sin nôt iuch solte erbarmet hân.
— — — — —

gein der helle ir sît benant Ihr seid zur Hölle schon bestimmt
ze himele vor der höhsten hant: Im Himmel von des Höchsten Hand;
als sît ir ûf der erden, So seid Ihr's auch auf Erden,
versinnent sich die werden. Erkennen Euch die Edeln recht. (werten)
ir heiles pan, ir saelden fluoch, Vom Heil verbannt, vom Glück verflucht,
des ganzen prîses reht unruoch! Und alles wahren Ruhmes bar, (Vernachlässigung)
ir sît manlicher êren schiech, Seid Ihr so ohne Mannesehr'. (schiech = scheu
und an der werdekeit sô siech, Un an inn'rer Wûrd' so krank, [verzagt)
kein arzet mag iuch des ernerren. Daß Euch kein Arzt mehr helfen kann.

Tiefgebeugt nimmt Parzival bald Abschied. Nach vielen Jahren des Umherziehens, der Reue und des Zweifels kommt er, innerlich geläutert, wieder an den Hof des Königs Arthur. Kundrie bringt ihm die Botschaft, daß er zum Gralkönig bestimmt sei. Endlich wird er auch wieder mit Kondwiramur und ihren Kindern vereinigt.

Swes leben sich sô verendet, Wessen Leben so endet,
daꝛ got niht wird gepfendet Daß die Seele durch die Schuld
der sêle durches libes schulde, Des Leibes nicht Gott entfremdet (entzogen) wird,
und er doch der werlde hulde Und der doch die Huld der Welt
behalten kan mit werdekeit, In Ehren behalten kann,
daꝛ ist ein nütziu arbeit. Der hat nützliche Arbeit geleistet.

So ist Parzival durch tumpheit (Blödigkeit) und zwîvel zur saelde (Glückseligkeit) gelangt. (Vergl. Goethes Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“)

Aus Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg (ca. 1215).

Auch die Sprache des dritten großen epischen Dichters ist derjenigen der Volksepen und der Hartmanns von der Aue und Wolframs von Eschenbach ähnlich. Gottfrieds Werk ist unvollendet; offenbar ist er früh gestorben. Tristan und Isolde ist wie Hero und Leander, sowie Romeo und Julia das Lied der Liebe.

Tristan ist der Sohn von Riwalîn und Blanscheffur, dem Königspaar von Parmenien. Wie sich dieser einst in die schöne Blanscheffur verliebte, erzählt Hartmann folgendermaßen:

Der gedanchafte Riwalîn	Der gedankenvolle Riwalîn
der tete wol an im selben schön,	An ihm haben wir ein Beispiel,
dâz der minnênde muot	Daß es einem Liebenden (liebende Sinn)
reht alse der frîe vogel tuot,	Wie einem freien Vogel ergeht.
der durch die friheit, die er hât,	
ûf daz gelimde zwî gestât;	auf den geleimten Zweig steht (mit
	[Vogelleim bestrichen).
als er des lîmes danne entsebet	(entseben = inne werden)
und er sich ûf ze flûhte hebet,	
sô klebet er mit den fûezen an.	
sus reget er vedern und wil dan:	(umsonst, davon)
dâ mite gerüeret er daz zwî	er berührt damit den Zweig
an deheiner stat, swie kûm e3 sî,	an irgend einem Ort, und wenn es kaum
	(der Fall) ist (wie leicht es auch sei),
e3n binde in unde mache in haft;	es bindet ihn und hält ihn fest;
sô sleht er danne û3 aller kraft	
dar unde dar und aber dar,	(dahin, dorthin) her und hin und hin
un3 er ze jûngêste gar	(zuletzt) bis er zuletzt [und her,
sich selben vehtende übersiget	sich kämpfend selbst besiegt
und gelimet an dem zwîge liget.	und festgeleimt dann an dem Zweige
— — — — —	[liegt.
als ergieng e3 Riwalîne.	So erging es Riwalin.

(Ausgabe von Bechstein.)

Riwalin fällt im Kampf. Blanscheffur stirbt bei der Geburt des Tristan. Dieser wird vom Hofmarschall Rual sorgfältig erzogen. Mit 7 Jahren erhält der Knabe einen „wîsen man“ als Lehrer, mit dem er in fremde Länder zieht, um fremde Sprachen zu lernen. Auch Bücher muß er zur Hand nehmen.

„da3 was sîn êrstiu kêre Kehre, Wendung
û3 siner friheite:

dô trat er in da3 geleite Von da an gaben ihm (unfreiwillig, aufgezwungen)
betwungenlicher sorgen. aufgezwungene Sorgen das Geleite.

Daneben lernt er das Saitenspiel und wird in allen ritterlichen Waffenübungen unterrichtet. Als er vierzehn Jahre alt ist, kehrt er zu Rualin zurück, wird aber bald von norwegischen Kaufleuten geraubt und kommt zu seinem Oheim Marke. Erst nach vier Jahren gelingt es Rual, seinen Pflegesohn wieder zu finden. Er erzählt die Geschichte Tristans. Rual zieht hierauf mit Tristan in die Heimat und erobert sein Erbland zurück. Als er dann wieder zu Marke nach Kurneval zurückgekehrt ist, besiegt er Morold, den Herzog von Irland, der von Marke einen großen Tribut verlangt hat, im Zweikampf, wird aber durch Morolds vergiftetes Schwert am Schenkel verwundet. Nur Morolds Schwester Isolde kann die Wunde heilen. Als Harfenspieler verkleidet, unter dem Namen Tantris, unterweist er der Herzogin Tochter, die auch Isolde heißt, gewinnt ihre Liebe und wird geheilt. Von neuem bei seinem Oheim, erzählt er diesem von der Schönheit der Fürstentochter und erhält den Auftrag, für ihn um die junge Isolt zu werben. Wieder verkleidet begibt er sich nach Irland. Im Kampf mit einem Drachen büßt er fast das Leben ein. Als er von Isolde gepflegt wird, bemerkt diese zufällig die Lücke in seinem Schwerte und erkennt daraus in ihrem Gaste den Mörder ihres Oheims. Sie eilt zur Mutter.

„diȝ ist der mordaere	
Tristan, der dinen bruoder sluoc.	
nu habe wir guoter state genuoc,	Gelegenheit
daȝ wir uns an im rechen	
und diȝ swert durch in stechen:	
eȝ enkumet uns beiden niemer baȝ.“	es bietet sich uns nie mehr
	[eine bessere Gelegenheit.

Die Mutter will nicht.

„Nein tochter“, sprach diu muoter dô,	
„eȝ enstât nu leider niht alsô,	angehen, sonst verstehen
daȝ wir uns mügen gerechen,	
wir enwellen danne brechen	
unser triuwe und unser êre.	
— — — — —	
ich hân in, swieȝ darzuo sî komen,	
gänzliche in mînen fride genomen.“	

Isolde läßt von ihren Racheplänen ab. Sie nimmt die Werbung für Marke an. Die Mutter übergibt Brangäne, der Kammerfrau Isoldens, einen Liebestrank, den diese den Neuvermählten statt des Weines reichen soll. Auf der Heimfahrt trinken Tristan und Isolde den Zaubetrunk im Glauben, es sei Wein. Brangäne kommt zu spät, es zu verhindern.

„owê mir armen!“ sprach si, „owê!
 daꝛ ich zer werlde ie wart geborn!
 ich arme, wie hân ich verlorn
 mîn êre und mîne triuwe!

— — — — —
 ouwê Tristan unde [^]Jsôt,
 diꝛ tranc ist iuwer beider tôt!“

Tristan und Isolde, in glühender Liebe zueinander entfacht, hintergehen Marke, der es lange nicht glaube kann. Endlich flieht Tristan. Um seine Liebe zu vergessen, sucht er die Neigung einer andern Isolde, der Tochter des Herzogs von Arundel, zu gewinnen. Nach und nach wird ihm diese wirklich lieb. Wie er sich dessen bewußt wird, beklagt er sich und die Geliebte. — Hier bricht die Dichtung ab. — Ulrich von Türheim (1240) und Heinrich von Freiberg (1300) haben versucht, das Werk fortzusetzen. Darnach vermählt sich Tristan mit Isolde von Arundel. In einem Zweikampfe wird er von einem giftigen Speer (!!) getroffen und siecht dahin. Er glaubt, daß nur seine erste Geliebte, die Isolde von Kurneval, ihn heilen könnte. Auf seinen Wunsch soll man sie kommen lassen. Ein auf dem sie heranziehendes Schiff aufgezogenes weißes Segel soll von weitem ihr Herannahen verkünden. Auf Tristans Frage aber antwortet seine Gemahlin, sie sehe ein schwarzes Segel; da bricht sein Herz, er stirbt. Als Isolde von Kurneval ihn als Leiche findet, fällt sie ohnmächtig nieder. Bald darauf stirbt sie. (Nach Marold.)

In der „Schwertleite“ macht Gottfried von Straßburg eine sehr wichtige Abschweifung und schreibt über die zeitgenössischen Dichter. So äußert er sich folgendermaßen über Hartmann von der Aue:

Hartman der Ouwaere,
 ahî, wie der diu maere
 beid' ûzen unde innen
 mit worten und mit sinnen
 durchverwet und durchzieret!
 wie er mit rede figieret (gestaltet, Figuren macht)
 der âventiure meine! (Meinung, Sinn)
 wie lûter und wie reine
 sîne kristalliniu wortelîn
 beidiu sint und iemer müezen sîn!

si koment den man mit siten an,
 si tuont sich nâhe zuo dem man
 und liebert rehtem muote
 swer guote rede ze guote
 und ouch ze rehte kan verstân,
 der muoꝛ dem Ouwaere lân
 sîn schapel und sîn lôrzwi.

Hartmann von der Aue
 o, wie der die Märe
 durch Form und Inhalt,
 Wort und Gedanken,
 färbt und zieret.

Wie er durch wohlgewählte Worte
 den Sinn der Geschichte herauszuheben
 Wie klar und rein [weiß!
 sind seine kristallinen Wörter,
 nach Sinn und Schönheit stets richtig
 [gewählt!

Sie treten mit feinen Sitten an uns
 und schmeicheln sich ein [heran
 und tun dem rechten Gemüte wohl.
 Wer immer einer Rede Güte
 und ihren Sinn recht erfassen kann,
 der reicht Hartmann von der Aue
 den Ehrenkranz und Lorbeerzweig.

Lyrik.

Der deutsche Minnegesang ist von der französischen Lyrik, die schon am Schluß des 11. Jahrhunderts in voller Blüte stand, angeregt und beeinflusst worden. Er umfaßt Natur- und Liebeslieder. Der Frauendienst, der vorzugsweise Gegenstand des Minnegesangs war, verlor unter französischem Einfluß bald seine vorwiegend ideale Natur und wurde „romantisch“. Warb früher der Mann voll Selbstgefühl und waren nur die Frauen empfindungsvoll, hingebend und besorgt, kannten nur sie den Liebes-schmerz und die Liebestränen, so wurde nun die Frau zur Herrin; sie wurde die Versagende, er der Dienende, Schmach-tende. Der größte Teil der „Lieder“ wurde natürlich mündlich verbreitet. Die bedeutendste Liederhandschrift ist die große Heidelberger, sogenannte Manessische Liederhandschrift, die 7000 Strophen von 140 Sängern enthält.

Minnelieder unbekannter Dichter:

Dû bist mîn, ih bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzē
in mînem herzen.
verlorn ist daꝛ slüzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.

* * *

In liechter varwe stât der walt,
der vogele schal nu doenet.
Diu wunne ist worden manicvalt.
des meien tugent kroenet.
Senede liebe: wer waer alt,
dâ sich diu zît sô schoenet?
her Meie, iu ist der bris gezalt:
der winder sî gehoenet.

Die Herrlichkeit (Vorzüglichkeit) des Mai
wird durch sehnnende Liebe gekrönt.
[(Ehre),
Herr Mai, euch gebührt das größte Lob
Dem Winter Spott und Schande (Hohn).

Der von Kürenberg. (Mitte des 11. Jahrhunderts.)

Klage einer Frau:

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und flouc in anderiu lant.
Sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoꝛe sîdine riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn:
Got sende si zesamene die geliep wellen gerne sîn!“

* * *

Aller wîbe wunne diu gêt noch megetîn.
als ich an si gesende den lieben boten mîn,
jô wurbe ichꝛ gerne selbe, waer eꝛ ir schade niet.
in weiꝛ, wiech ir gevalle: mir wart nie wîp alsô liep.

Die schönste aller (Jungfrauen) „Frauen“ ist noch eine Jungfrau.
 Also sandte ich einen Liebesboten zu ihr,
 Fürwahr, gelänge es mir, sie zu gewinnen, so hätte sie es nicht zu bereuen.
 Ich weiß nicht, wie ich ihr gefalle:

Dietmar von Aist (ca. 1200).

Ez stuont ein frouwe alleine	
und warte uber heide	blickte
unde warte ir liebes.	wartete, harrete des Geliebten.
so gesach si valken fliegen:	
„sô wol dir, valke, daꝛ du bist!	
du flugest, swar dir liep ist:	wohin
du erkiusest dir in dem walde	
einen boum, der dir gevalle.	
alsô hân ouch ich getân:	
ich erkôs mir selbe einen man;	Ich erkor mir einen Mann,
den welten mîniu ougen.	(wählten) Der mir gefiel.
daꝛ nîdent schoene frouwen.	Des neiden mich die schönen Frauen.
owê, wan lânt si mir mîn liep?	O weh, warum lassen Sie mir meinen
joh engerte ich ir deheiner	[Liebsten nicht?
[trûtes niet.“	Begehrte ich doch auch nie ihren Trau-
	testen.“ (den Trautesten von irgend einer.)

* * *

Ahî! nu kumet uns diu zît,
 der kleinen vogelline sanc.
 ez gruonet wol diu linde breit,
 zergangen ist der winter lanc.
 nu siht man bluomen wol getân,
 an der heide uobent sie ir schîn
 des wirt vil manic herze frô:
 des selben troestet sich daꝛ mîn.

Walther von der Vogelweide (ca. 1200).

Nur aus seinen Werken bekannt. Die einzige geschichtliche Aufzeichnung, die wir über ihn besitzen, datiert vom 12. November 1203. Unter diesem Datum hat der Passauer Bischof, Wolfger von Ellenbrechtskirchen, der nachmalige Patriarch von Aquileja, in seine Reiserechnungen einen Betrag von fünf Solidi eingesetzt, die ein Geschenk waren an den Sänger Walther von der Vogelweide (zur Anschaffung eines Pelzmantels).

Frühling und Frauen.

Sô die bluomen ûꝛ dem grase dringent,
 same¹ si lachen gegen der spileden sunnen,
 in einem meien an dem morgen fruo,
 und diu kleinen vogellîn wol singent
 in ir besten wîse, die sie kunnen:

waꝛ wünne mac sich dâ genôzen zuo? ²
 eꝛ ist wol halb ein himelrîche.
 suln wir sprechen, waꝛ sich deme gelîche,
 sô sage ich, waꝛ mir dicke baꝛ
 in mînen ougen hât getân
 und taete ouch noch, gesaehē ich daꝛ. ³

Swâ ein edeliu schoene frouwe reine,
 wol gekleidet unde wol gebunden, ⁴
 durch kurzewîle zuo vil liuten gât, ⁵
 hovelichen hochgemuot, niht eine, ⁶
 umbe sehende ein wênic under stunden, ⁷
 alsam der sunne gegen den sternen stât: ⁸
 der meie bringe uns al sîn wunder, ⁹
 waꝛ ist dâ sô wunneclîches under ¹⁰
 als ir vil minneclîcher lîp? ¹¹
 wir lâzen alle bluomen stân,
 und kapfen an daꝛ werde wîp. ¹²

Nû wol dan welt ir die wârheit schouwen,
 gêñ wir zuo des meien hôchgezîte! ¹³
 der ist mit aller sîner krefte komen. ¹⁴
 seht an in und seht an schoene frouwen,
 wedereꝛ daꝛ ander überstrîte; ¹⁵
 daꝛ beꝛer spil, ob ich daꝛ hân genomen. ¹⁶
 owê! der ¹⁷ mich dâ welen hieꝛe,
 deich ¹⁸ daꝛ eine durch daꝛ ander lieꝛe,
 wie rehte schiere ich danne kûr! ¹⁹
 hêr Meie, ir müeset merze sîn,
 ê ich mîne frouwen dâ verlûr.

Wenn zwischen Gräsern bunte Blumen schimmern
 Und lächelnd grüßen in der Sonne Flimmern
 Zum blauen Maienhimmel, früh am Tag;
 Wenn wieder Vöglein jubeln auf den Zweigen,
 Froh, ihres Liedes Meisterschaft zu zeigen:
 Ist eine Pracht, die dieser gleichen mag?
 Du wandelst wie durch selige Himmelsauen —
 Und doch, soll ich, was schöner noch zu schauen,
 Euch nennen, was noch mehr entzückt

Mein durstig Auge,
 Wie einst, so heute, als ich es erblickt?

Denkt, eine holde Frau in schönem Kleide,
 Im blonden Haare Blumen als Geschmeide,
 Mit andern freuen sich an Spiel und Tanz,
 Sie wage kaum, sich flüchtig umzuschauen,
 Umgeben sittsam rings von zücht'gen Frauen
 Wie eine Sonne in der Sterne Kranz —
 Und trüge auch der Mai auf seinen Händen
 Die Wunder dieser Welt, sie uns zu spenden,
 Ihr Liebreiz übt noch mehr Gewalt.

Lebt wohl, ihr Blumen!
 Ich seh' nur ihre herrliche Gestalt.

Müht ihr euch stets noch um die volle Wahrheit?
 Bring' uns des Lenzes Siegeszug denn Klarheit!
 Mit aller Macht fährt er jetzt stolz zu Tal.
 Betrachtet ihn und dann die holden Frauen,
 Und prüft genau, wer schöner anzuschauen;
 Ob ich getroffen eine gute Wahl.
 Muß eins von beiden meine Sehnsucht stillen;
 Laß' ich das eine um des andern willen;
 Ob es auch schmerzt, ich wähle frei:
 O, holde Fraue!
 Euch laß' ich nicht, eh' würde März aus Mai.

Nach Max Nußberger.

¹ Und sie gleichsam. ² Welche Wonne kann dem noch gleichen.
 ... was mir in meinen Augen besser gefallen hat und mir auch noch
 besser gefiele, sähe ich es. ⁴ und das Haar bekränzt (mit schönem
 gebende = Kopfschmuck, Kopfbinde). ⁵ der Kurzweil wegen in große
 Gesellschaft geht. ⁶ sittsam, mit hohem Sinn, nicht allein. ⁷ sich bis-
 weilen ein wenig umsehend. ⁸ wie die Sonne sich vor den Sternen ab-
 hebt. ⁹ der Mai möge uns alle seine Wunder hervorzaubern. ¹⁰ was ist
 da so Wonnereiches dabei. ¹¹ als ihre liebreizende Gestalt. ¹² gaffen,
 würdige (und betrachten voll Bewunderung das herrliche Weib). ¹³ geh'n
 wir an des Maien hohes Fest. ¹⁴ er ist mit aller Macht gekommen.
¹⁵ welches das andere (an Schönheit) überbiete. ¹⁶ ob ich wohl das Schönere
 gewählt habe? ¹⁷ Wenn einer. ¹⁸ daß ich. ¹⁹ Wie schnell würde ich doch
 das Richtige wählen.

Maienlust.

Muget ir schouwen, waꝛ dem meien wunders ist beschert?	Wollt ihr schauen, wie dem Maien Wunder hold erblühn?
seht an pfaffen, seht an leien ¹ ,	Seht der Wandrer frohe Reihen
wie daꝛ alleꝛ vert ² !	Eilen durch das Grün.
grôꝛ ist sîn gewalt;	Frühling hat Gewalt
ine weiꝛ ³ , obe er zouber künne:	Über tausend Zauberbronnen.
swar er vert ⁴ in sîner wünne,	Zieht er ein mit seinen Wonnen,
dâ n'ist niemen alt.	Da ist niemand alt.
Uns wil schiere wol gelingen ⁵ :	Wehmut soll uns nicht bezwingen;
wir suln sîn gemeit ⁶ ,	Laßt uns fröhlich sein.
tanzen, lachen und singen	Laßt uns tanzen, lachen, singen —
âne dörperheit. ⁶	Ritterlich und fein.
wê, wer waere unfrô?	Wer ist heut' betrübt?
sit die vogeles alsô schône	Alle Vögel jubeln wieder
schallent mit ir besten dône,	Ihre schönsten Maienlieder.
tuon wir ouch alsô!	Drum ein Gleiches übt!
Wol dir, meie, wie dû scheidest	Wohl dir, Mai! O, wie beglückest
alleꝛ âne haꝛ ⁷ !	Alles du mit deinem Blüh'n;
wie wol dû die boume kleidest,	Wie du schön die Bäume schmückest
und die heide baꝛ ⁸ !	Und die Au mit deinem Grün!

Empfehlenswert: Nußberger, Max: Walther von der Vogelweide.
 Essay und Übertragungen. Frauenfeld 1913. Verlag von Huber & Co.
 M. 1. 60.

diu hât varwe mê⁹
 „du bist kurzer, ich bin langer!“
 also striten s'ûf dem anger,
 bluomen unde klê.

Überall, welch' Blütenschnee!
 Auf dem Anger streiten um die Ehre,
 Wer am größten, schönsten wäre,
 Blumen mit dem roten Klee.

Nach Max Nußberger.

¹ leien (v. gr. lāós = Volk) = Leute aus dem Volke (sonst Nicht-geistliche, Nichtfachleute). ² fährt (wie sie alle ins Freie zieh'n). ³ ich weiß nicht. ⁴ hinzieht. ⁵ uns wird alles wohl gelingen. ⁶ freudig, hochgemut. ⁷ ohne Art der Dörfler (bäurische Art, Tölpelhaftigkeit (Bedeutungswandel!). ⁷ Feindseligkeit. ⁸ Das alte Adverb zum Adjektiv beẓzer. ⁹ Die hat jetzt mehr Farbe.

Traumdeutung.

Dô der sumer komen was
 und die bluomen durch daẓ graẓ
 wünneclîche entsprungen,
 aldâ die vogele sungen:
 dar kom ich gegangen
 an einen anger langen,
 dâ ein lûter brunn entspranc;
 vor dem walde was sîn ganc,
 dâ diu nahtegale sanc.

Bî dem brunnen stuont ein boum;
 dâ gesach ich einen troum.
 ich was von der sunnen
 gegangen zuo dem brunnen,
 daẓ diu linde maere¹
 mir küelen schaten baere².
 bî dem brunnen ich gesaẓ,
 mîner swaere³ ich gar vergaẓ:
 schier entslief ich umbe daẓ.

Dô bedûhte mich zehant,
 wie mir dienten alliu lant,
 wie mîn sêle waere
 ze himel âne swaere
 und der lip hie solte
 gebâren, swie er wolte.
 dâ newas mir niht ze wê:
 got der walde's, swie'z ergê,
 schoener troum enwart nie mê.

Gerne sliefe ich iemer dâ,
 wan ein unsaeligiu krâ
 diu begonde schrien.
 daẓ alle krâ gedien⁴,
 als ich in des gûnne!
 si nam mir michel⁵ wünne.
 von ir schrien ich erschrac:

wan daẓ dâ niht steines lac,
 sô waer eẓ ir suonetac⁶.

Einstens, als der Sommer kam
 Und die Blumen wonnesam
 Blühten auf der Heide,
 Da kam im Wanderkleide
 Schlendernd ich gegangen,
 Wo die Vögel sangen
 Und ein laut'res Brünnelein sprang.
 Es lief des Waldes Saum entlang,
 Wo der Nachtigall Lied erklang.

Dort, bei einem Lindenbaum
 Träumt ich einen schönen Traum.
 Aus der Sonne heißem Schein
 Entfloh ich zu dem Brünnelein
 Unter der Linde Krone,
 Daß ich im Schatten wohne.
 Als ich an dem Bache saß
 Und des Kammers ganz vergaß,
 Schliefe ich ein im grünen Gras.

Nahte mir ein Traumbild gleich.
 Ich besaß ein mächtig Reich.
 Meine Seele Gott zustrebte
 Und dann himmelwärts entschwebte;
 Doch dem Leibe ward gegeben
 Neues, ungebund'nes Leben.
 Alles Leid vergaß ich da,
 Weiß der Himmel, wie's geschah,
 Nimmer schönern Traum ich sah.

Länger hätte ich gelauscht,
 Als dem Blätterdach enttrauscht
 Mit Gekrächz ein Rabe.
 Daß all die Hölle habe!
 — Ich möcht' es allen gönnen; —
 Hätt' ich doch herrlich träumen können.
 Nun war erschreckt ich durch ihr
 [Schrei'n:

Hätt' ich zur Hand doch einen Stein,
 Fürwahr ich möcht' dem Tod sie weih'n!

Wan ein wunderalte; wip
 diu getrôste mir den lip:
 die begonde ich eiden.⁷
 nû hât si mir bescheiden,
 wa; der troum bediute.
 da; hoeret, lieben liute:
 zwêne und einer da; sint drî;
 dannoch seite s'mir dâ bî,
 da; mîn dûme ein vinger sî.

Doch es tröstete mich bald
 Runzelweiblein aus dem Wald.
 Als ich sie verpflichtet,
 Hat sie mir flugs berichtet,
 Was mein Traum bedeute.
 Hört nun das, ihr lieben Leute:
 „Eins“, sagte sie, „und zwei sind drei!“
 Und fügte dann noch wichtig bei,
 Mein Daumen auch ein Finger sei.

Nach Max Nußberger.

¹ herrliche Linde. ² von bër'n = (Frucht) tragen, (hervor) bringen, spenden. ³ Beschwerden, Kummer, Sorgen. ⁴ gedîen = gedîhen (möge es allen Krähen so gehen, wie ...). ⁵ große (sie raubte mir große Wonne). ⁶ Sühnetag. ⁷ in Eid und Pflicht nehmen (die beschwor ich, mir zu weissagen).

Winterüberdruß.

Diu werlt was gelf, rô't unde blâ,¹
 grünen in dem walde und anderswâ,
 kleine voge le sungên dâ.
 nû schriët aber diu nebelkrâ.
 pfligt s'ih't ander varwe? jâ:
 s'ist worden bleich und übergrâ.
 des rimpfet sich vil manic brâ.²

Dem Blumengarten glich die Welt beinah,
 Grün war Wald, wohin man sah.
 Die kleinen Vöglein sangen da;
 Nun schreit die Nebelkrâh: Krah, krah!
 Ob sich die Welt entfärbte? Ja!
 Sie ist nun grau, öd' fern und nah;
 Viel Brauenrumpfs drum geschah.

Ich sa; ûf einem grünen lê;³
 da entsprungen bluomen unde klê
 zwischen mir und einem sê.
 der ougenweide⁴ ist dâ niht mê:
 dâ wir schapel brâchen ê,⁵
 dâ lît nû rîfe unde snê.
 da; tuot den vogellînen wê.

Ich saß auf einer grünen Höh';
 Da sproßten Blumen auf und Klee
 Zwischen mir und einem See.
 Bald schwand die Augenweid', o je!
 Wo wir Kränze brachen eh',
 Da liegt nun Eis und tiefer Schnee,
 Das tut den kleinen Vöglein weh.

Die tôren sprêchent: „snîa, snî!“
 die armen liute: „owê, owî!“
 des bin ich swaere als ein blî.⁶
 der wintersorge hân ich drî:⁷
 swa; der und der andern sî,⁸
 der wurde ich alse schiere frî;⁹
 waer uns der sumer nâhe bî.

Die Kinder rufen: „Schnee! Hihi!“
 Die Armen ach, wie klagen sie.
 D'rob bin ich traurig wie noch nie.
 Viel Sorg' der Winter mir verlieh;
 Sie alle jedoch und auch die
 Der andern, bald verschwänden sie,
 Wâr' nur der Sommer wieder hie.

Ê dann ich lange lebt alsô,
 den krêb; wolt ich ê e;zen rô.
 sumer, mach uns aber frô!
 dû zierest anger unde lô.¹⁰
 mit den bluomen spilte ich dô,
 mîn herze swebte in sunnen hô.¹¹
 da; jaget der winter in ein strô.¹²

Eh' ich noch länger lebte so,
 Die Krebse äß ich lieber roh.
 Sommer, mach uns wieder froh.
 Du zierest Anger, Feld und Loo.
 Beim Blumenspiel mein Leid entfloh,
 Wie war ich damals herzensfroh.
 Nun lieg' betrübt ich auf dem Stroh.

Ich bin verlegen als Êsaû:¹³
 mîn sleht hâr ist mir worden rû.¹⁴
 süeßer sumer, wâ bist dû?
 jâ saehe ich gerne veltgebû.¹⁵
 ê deich lange in solher drû
 beklemmet waere, als ich bin nû,
 ich wurde ê mûnch ze Toberlû.¹⁶

O ich verkomm bei dieser Ruh';
 Verwahrlost seh' ich aus dazu.
 Süßer Sommer, wo bist du?
 Wärest du schon da, ich jauchzt: „Juhu!“
 Doch jetzt, mach' ich verdrießlich: „Puh!“
 Und kämest Sommer bald nicht du,
 Würd' ich noch Mönch zu Toberlu.

Nach Simrock.

¹ blau. ² manche Augenbraue. ³ Hügel. ⁴ Anblick, Augenfreude.
⁵ Da, wo wir einst zu Kränzen Blumen brachen. ⁶ Liegt mir so schwer
 wie Blei auf. ⁷ (nicht drei, sondern) manche. ⁸ welches sie nun aber
 auch immer sein mögen. ⁹ Ich würde alsbald frei davon. ¹⁰ Gebüsch,
 Wald. ¹¹ in sonn'ger Höh (ich wäre glücklich). ¹² Strohalm (Aber all'
 das macht der Winter zu nichte). ¹³ (Durch das lange Liegen) sehe ich
 so vernachlässigt aus wie Esau. ¹⁴ Mein glattes (schlichtes) Haar ist rauh
 geworden. ¹⁵ Fürwahr, wie gern säh' ich bestelltes Feld. ¹⁶ Eh' daß ich
 länger in solcher Falle, Einklemmt bliebe, wie ich es nun bin, Würd'
 lieber ich Mönch zu Toberlu (damaliges, seit 1219 zu Meißen gehörendes
 Zisterzienserkloster).

Lob Deutschlands.

Auf- ge- sang	{	1. {	Irsultsprechen: „willekomen!“	Heißt mich froh willkommen sein,
		Stollen {	der iu maere bringet, daß bin ich.	Der euch Neues bringet, der bin ich;
Ab- ge- sang	{	2. {	allez, daß ir habt vernomen,	Eitle Worte sind's allein,
			Stolien {	daß ist gar ein wint: nû frâget mich!
			ich wil aber miete:	Doch ihr sollet Lohn gewähren.
			wirt mîn lôn iht guot,	Wenn ihr diesen dann nicht scheut,
		ich sag' iu vil lihte, daß iu sauffte tuot.	Will ich euch gar manches sagen, was die Herzen euch erfreut.	
		seht, waß man mir êren biete!	Sagt, wie wollt ihr mich nun ehren?	

Ich wil tiuschen frouwen sagen
 solhiu maere, daß si destе baz
 al der werlte suln behagen.
 âne grôze miete tuon ich daß.
 waß wold' ich ze lône?
 si sint mir ze hêr;
 sô bin ich gefüege und bîte si nihtes mêr.
 wan daß si mich grüezen schône.

Stolz will ich der deutschen Frauen
 Ruhm verkünden, daß sie alle Welt
 Noch viel lieber wünscht zu schauen,
 Und ich nehm dafür nicht Gut noch Geld
 Soll ich Lohn verlangen von den Süßen?
 Sind sie doch zu hehr:
 Drum bescheid' ich mich und bitt' sie nicht um mehr,
 Als mich freundlich stets zu grüßen.

Ich hân lande vil gesehen,
 unde nam der besten gerne war;
 übel müeße mir geschehen,
 künde ich ie mîn herze bringen dar,
 daß im wol gevallen
 wolde fremeder site.
 nû waß hulfe mich, ob ich unrehte strite?
 tiuschiu zuht gât vor in allen.

Lande hab' ich viel gesehen,
 Und viel Schönes sah ich allerwärts;
 Doch es möge Übles mir geschehen,
 Wenn sich je bereden ließ' mein Herz,
 Daß ihm wohl gefalle
 Fremder Lande Brauch.
 Wenn ich zu Unrecht stritte, frommte es mir anch?
 Deutsche Sitt' geht über alle.

Von der Elbe unz an den Rin
und her wider unz an Ungerlant
mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz und lip,
sam mir got, sô swiære ich wol, daz hie diu wîp
bezzet sint dann ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schiltet, der'st betrogen;
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol kommen in unser lant: da ist wûne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis her ins Ungarnland
Mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.

Kann ich meinem Auge wohl vertrauen,
Art und Schönheit recht zu schauen,
Schwür bei Gott ich, daß in deutschen Gauen
Die liebwertesten wohl sind von allen Frauen.

Wohlerzogen ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein.

Töricht, wer sie schelten kann:
Dieses ist die Ansicht mein.

Tugendhaftigkeit und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt:
Lebt' ich lang nur noch darinne!

Nach Simrock.

Jugenderziehung.

Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:¹
den man z'êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.²
dem ist ein wort als ein slac,
den man z'êren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

Hüetet iuwer zungen:
daz zimt wol den jungen.
stôz den rigel für die tür,
lâ kein boese wort dar für.
lâ kein boese wort dar für,
stôz den rigel für die tür:
daz zimt wol den jungen.
hüetet iuwer zungen.

Hüetet iuwer ougen
offenbâr und tougen:³
lânt si guote site spehen⁴
und die boesen übersehen.
und die boesen übersehen
lânt si, guote site spehen:
offenbâr und tougen
Hüetent iuwer ougen.

Hüetet iuwer ôren,
oder ir sint tôren.
lânt ir boesiu wort dar in,
daz gunêret⁵ iu den sin.
daz gunêret iu den sin,
lânt ir boesiu wort dar in,
oder ir sint tôren:
hüetet iuwer ôren.

Hüetet wol der drîer
leider alze⁶ frîer.
zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchhaft, z'êren blint.⁷
dicke schalchhaft, z'êren blint
zungen, ougen, ôren sint:
leider alze frîer
hüetet wol der drîer.

¹ hartmachen [Die Kinder gut erziehen]. ² Für den ist ein Wort so viel wie ein Schlag. ³ heimlich. ⁴ spähen [Laßt sie nur das Gute heraussuchen]. ⁵ verunehrt. ⁶ allzu. ⁷ boshaft, zum Bösen geneigt, für Ehrgefühl nicht empfänglich.

Der Kampf um die Krone.

Ich saꝛ ûf eime steine
und dahte bein mit beine;
dar ûf sast ich den ellenbogen:
ich hete in mine hant gesmogen
daꝛ kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer welte solte leben:
deheinen rât kond ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe,
diu zwei sint êre und varnde guot,
daꝛ dicke einander schaden tuot;
daꝛ dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.
die wolde ich gerne in einen schrîn:
jâ leider desn mac niht gesîn,
daꝛ guot und weltlich êre
und gôtes hulde mêre
zesamene in ein herze komen:
stige unde wege sint in benomen:
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze:
fride unde reht sint sêre wunt.
diu driu enhabent geleites niht, diu zwei enwerden ê gesunt.

deckte
setzte
geschmiegt

sehr sorgfältig darüber nach,

Doch keinen Bescheid

Von denen keines das andere verdürbe.
Zwei davon sind Ehre und irdisches [fahrendes] Gut,
Die oft einander schaden.

Die mehr wert ist als die beiden andern.
Die hätte ich gerne in einem Schrein.
Doch leider kann es nicht sein,
Daß Gut und weltliche Ehre
Und zudem Gottes Huld einkehre
[Zusammen] in ein Menschenherz.
Weg und Steg sind ihnen benommen:
Untreue lauert im Hinterhalt,
Gewaltsamkeiten gehen auf der Straße vor sich,
Friede und Recht liegen schwer darnieder [wund].
Jene drei finden kein Geleite, so lange die beiden nicht gesund
werden.

[Jene drei können nicht gedeihen, solange es mit diesen beiden
nicht besser wird.]

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen;
ich sach, swaz in der werlte was,
velt unde walt, loup, rôr und gras.
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erde biuget,
daꝛ sach ich, unde sage iu daꝛ:
der keineꝛ lebet âne haꝛ.
daꝛ wilt und daꝛ gewürme
die strîtent starke stürme;
sam tuont die vogeles under in;
wan daꝛ si habent einen sin:
si diuhten sich ze nihte,
sien schüefen starc gerihte:
si kiesent kûnege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht.
sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt din ordenunge!

rauschen

Und sah die Fische schwimmen

Feld, ...

Keines von ihnen lebt ohne Haß [im Frieden mit den andern]

Die streiten heftige Kämpfe untereinander aus,
Ebenso machen es unter sich die Vögel;
Nur in einem Punkt sind sie verständig:
Sie würden sich als verloren [nichts] betrachten,
Wenn sie nicht ein starkes Recht schüfen.
Sie wählen...

daʒ nû diu muck ir kûnec hât,
und daʒ dîn êre alsô zergât!
bekêrâ dich, bekêre!
die cirkel sint ze hêre,
die armen kûnege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf und heiz si treten hinder sich.

Daß nur die Mücke ihren König hat,
Und daß deine Ehre so vergeht.

(Kronen) Die Könige sind zu übermütig,
und sie bedrängen dich:
Philipp setze die Krone auf und weise sie zurück.

[„Arme künige“ heißen sie, weil der römische Kaiser deutscher Nation als das weltliche Oberhaupt der Christenheit gilt, somit auch die Könige der andern Länder (gemeint sind z. B. Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich) ihm als untergeordnet zu gelten haben.]

Walthers Klage. (An Leopold VI. von Österreich).

Mir ist verspart der saelden tor;
dâ stên ich als ein wise vor:
mich hilfet niht, swaʒ¹ ich dar an geklopfe.
Wie möhte ein wunder grôeʒer sîn?
eʒ regent bêdenthallen mîn,
daʒ mir des alles niht enwirt ein tropfe.
Des fürsten milte ûʒ Ôsterrîche
frôut dem süezen regen geliche
beidiu liute und ouch daʒ lant.
er ist ein schoene wol gezieret heide,
dar abe man bluomen brichet wunder:
und braeche mir ein blat dar under
sîn vil milte rîchiu hant,
sô möhte ich loben die süezen ougenweide.
hie bî sî er an mich gemant.²

Mir ist versperret des Glückes Tor.
Als Waise stehe ich davor;
Nichts hilft mir all mein ungeduldig Klopfen.
Geht es mir nicht recht wunderlich?
Es regnet reichlich rings um mich;
Doch mir trifft es nicht einen Tropfen.
Dem süßen Himmelsregen gleich
Labt unser Fürst aus Österreich
Freigebig seine Leut', sein Land.
Er ist wie eine bunte Frühlingsheide,
Wo man nach Herzenslust sich Blumen pflückt.
Und bräch' ein Blättlein seine milde Hand,
Ein einz'ges mir aus all der Augenweide,
Ihn preisend, dankt ich hoch beglückt.
Weiß er wohl auch, daß Not mich drückt?

Nach Max Nußberger.

¹ wie sehr ich auch. ² hiermit sei er an mich gemahnt.

Bitte an Friedrich II.

Von Rôme vogt, von Pülle kûnec,
lât iuch erbarmen,
daʒ man mich bî rîcher kunst lâten
alsus armen.
gerne wolde ich, möhte eʒ sîn, bî
eigem fiure erwarmen.
Zâî! wiech danne sunge von den vogellînen
von der heide und von den bluomen, als ich wilent¹ sanc!
swelch schoene wîp mir denne gaebe
ir habedanc,
der lieʒe ich liljen unde rôsen ûʒ
ir wengel schînen.²

Schirmvogt von Rom, Apuliens König,
habt Erbarmen,
Laßt nicht bei reicher Kunst mich
so verarmen;
Gern möcht am eig'nen Herde ich
erwarmen.
Dann sang ich von den Vöglein wieder
Und von der Blumenpracht der Heide,
Und dankt's mir eine holde Frau voll
Freude,
So weiht' ich ihr die schönsten Lie-
der.

Sus kume ich spâte und rîte fruo: Nun komm' ich spät und reite früh,
 „gast³, wê dir, wê!“ ein armer Gast, o weh!
 sô mac der wirt⁴ wol singen von Doch gern besäng im eig'nen Heim
 dem grünen klê. ich Lenz und Blütenschnee.
 die nôt bedenket, milter künec, da; O Herr, denkt mein, euch lohnet dann
 iuwer nôt zergê.⁵ des Glückes Fee.

Nach Simrock.

¹ ehem. ² der ließe ich Lilien und Rosen aus den Wangen scheinen.
³ Fremdling. ⁴ Hausherr. ⁵ denkt an meine Not, milder (gütiger, freigebiger) König, daß dann eure Not auch vergeh'. (Friedrich II. stand im Kampf mit Kaiser Otto IV. und später mit den Päpsten.)

Das Reichslehen.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, Ich hab' mein Lehen! Alle Welt, ich
 ich hân mîn lêhen! hab' mein Lehen!
 nû enfürhte ich niht den hornunc Nun trotz' ich aller rauhen Winter-
 an die zêhen stürme Wehen,
 und wil alle boese herren dest Will vor des Geizes Türen bettelnd
 minre¹ flêhen. nimmer stehen.

Der edele künec, der milte künec Des edeln Königs milder Hand dank'
 hât mich berâten, ich dies alles.
 da; ich den sumer luft und in dem Im Sommer werd' ich kühl und warm
 winter hitze hân. im Winter liegen;
 mîn nâchgebûren dunke ich vërre² In meiner Nâchbarn Achtung bin ich
 ba; getân: hoch gestiegen,
 si sehent mich niht mêr an in Die mich für einen Narren hielten
 butzen wîs³, alsô si tâten. besten Falles.

Ich bin ze lange arm gewesen ân Zu lange lag ich in der Armut bitt'rer
 mînen danc. Haft;
 ich was sô volle scheltens, da; mîn Vergiftet war das heiße Wort der
 âten stanc⁴: Leidenschaft.
 da; hât der künec gemachet reine, Dank dir, o König, hat mein Lied
 und dar zuo mînen sanc. nun wieder reine Kraft.

Max Nußberger.

¹ Steigerung des Adjektivs: lützel; minner, minre; minnest, min(ne)ste (mindeste!); hier adv. = weniger. ² adj. = fern, adv. = von fernher, von weitem (hier = viel). ³ als einen Popanz. ⁴ daß mein Atem stank (daß ich durch die Art, wie ich redete, ein rechter Stänker war).

Einst und jetzt.

Owê, war sint verschwunden alliu wohin
 mîniu jâr!
 ist mir mîn leben getroumet oder
 ist ez wâr?
 da; ich ie wânde, da; iht waere, War das, von dem ich wâhnte, daß
 was da; iht? es etwas wäre, wirklich etwas?
 dar nâch hân ich geslaffen und en-
 wei; es niht.

nû bin ich erwacht und ist mir unbekant,

daꝛ mir hie vor was kündic als mîn ander hant.

liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,

die sint mir frömde reht, als ob eꝛ sî gelogen.

die mîne gespilen wâren, die sint traege und alt.

vereitet ist daꝛ velt, verhouwen ist der walt:

wan daꝛ daꝛ waꝛzer fliuꝛet, als eꝛ wîlent flôꝛ,

für wâr, ich wânde mîn unglücke wurde grôꝛ.

mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol.

diu werlt ist allenthalben ungenâden vol.

als ich gedenke an manegen wûnnelichen tac,

die mir sint enpfallen gar als in daꝛ mêr ein slac:

iemer mêre ouwê!

Owê, wie jaemerliche junge liute tuont!

den unvil riuweclîche ir gemüete ê stuont,

die kunnen nû wan sorgen: wê, wie tuont si sô?

swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô:

tanzen, singen, daꝛ zergât mit sorgen gar:

nie kristenman gesach sô jaemerliche schar.

nû merket, wie den frouwen ir gebende stât;

die stolzen ritter tragent dörperliche wât.

uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:

uns ist erlobet trûre und fröude gar benomen.

daꝛ müet mich inneclîchen [wir lebten ie vil wol],

daꝛ ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.

die wilden vogelege betrüebet unser klage:

Das, was ich vorher wie meine andere Hand kannte.

wo ich von klein auf aufgewachsen bin

verdrossen

[verbrannt] Verwüstet ist . . abgeschlagen

Wenn nicht das Wasser flösse, wo es einst auch geflossen ist,

So würde für mich wahrlich das Leben noch trauriger.

mürrisch, lässig; kannte

Unheil, Mühsal, Elend

Wenn

Die sind für mich verschwunden, wie im Meer ein Schlag verschwindet.

[ohne viel Betrübniß] Die einst sehr fröhlichen Sinnes waren,

niewan = nichts als

Wohin ich auch immer schaue,

Sogar das Tanzen und Singen gehen in Sorgen auf

jammervolle

Haarschmuck [Gebinde]

bäuerische Kleidung

ganz und gar, vollständig.

Das schafft mir großes Leid

wählen

waꝛ wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage? —	Ist es da ein Wunder, daß ich des- wegen sehr verzagt bin?
waꝛ spriche ich tumber man durch mînen boesen zorn?	
swer dirre wûnne volget, der hât jene dort verlorn:	Wer der Wonne dieser Welt folgt, der hat jene [des Himmels] verloren.
iemer mêre ouwê!	
Owê, wie uns mit sûezên dîngen ist vergeben!	O weh, wie sind vergiftet uns des Lebens Süßigkeiten!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben:	
die werlt ist ûzên schoene, wîz, grûen unde rôt,	
und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.	finster wie der Tod
swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:	verleitet [irre geführt].
er wirt mit swacher buoꝛe grôꝛer sûnde erlôst.	
dar an gedenkent, ritter! eꝛ ist iuwer dinc:	
ir tragent die liechten helme und manegen herten rinc,	
dar zuo die vesten schilte und diu gewihten swert.	
wolte got, waer ich dêr sigenûnfte wert!	Sieges [Siegnehmens] wert
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.	dürftig, arm Lohn
joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt:	Doch Huben [Heimwesen]
ich wolte saelden krône êweclîchen tragen:	Seligkeit, Glückes
die môhte ein soldenaere mit sîme sper bejagen.	
môht ich die lieben reise gevaren über sê,	
sô wolte ich denne singen wol, und niemer mêre ouwê.	
niemer mêre ouwê!	

Die Klage, welche hier von Walther von der Vogelweide über das Rittertum angestimmt wird, hatte bald noch mehr Berechtigung. Immer tiefer sank die Ritterschaft, immer mehr wuchs das Ansehen des Bürgerstandes. Das Minnelied, ursprünglich nur die Verherrlichung der Liebe, wurde zum Minnespiel, verlor jeden sittlichen Ernst und damit auch seine Daseinsberechtigung. An die Stelle der ritterlichen Minnesänger traten

die bürgerlichen Meistersänger, die namentlich Gedichte religiösen Inhalts verfaßten [1300 — 1500]. Mehr und mehr verbreitete sich auch die Volkspoesie.

Werner von Teufen (am Irchel; ca. 1220).

Vröut iuch beide, junge und alt:
Winter kalt
hinnen ist gescheiden;
schouwent an den walt:
Velt und anger stet bekleit,
bluomen breit,
siht man uf den heiden;
daꝛ ist mir geseit;
Bluomen wîꝛ
dur grueniu rîs
brehent unde smierent¹:
iuch zierent,
ir jungen, niht ane vliꝛ!

¹ = smielen(t) = lächeln.

Hadlaub (etwa 1300—1340).

(In der Manesse'schen Sammlung 52 seiner Lieder.)

Swem ist mit edelem sange wol,
des herze ist vol
gar edeler sinne.
sanc ist ein sô gar edeleꝛ guot:
er kumt von edelem sinne dar.
dûr frouwen clâr
dûr edel minne,
von dien zwein kumt sô hôher muot.
waꝛ waer diu welt, enwaern wîp niht sô schoene?
dûr sî wirt sô vil süeꝛkeit,
dûr sî man wol singt unde seit
sô guot gereit (bereit[et])
und süeꝛ gedoene:
ir wunne sanc ûz herzen treit.

Aus „dem Renner“ (1296 — 1300).

Lehrgedicht von Hugo von Trimberg (Schulmeister in Teuerstadt, Vorort von Bamberg). Das Gedicht durchgeht die verschiedenen Gebiete des menschliche Lebens mit Lob und noch häufiger mit Tadel. Trotz dem geringen poetischen Wert erfreute es sich wegen seines allgemeinen Inhaltes und der volkstümlichen Haltung lange Zeit großer Beliebtheit. Gegen 50 Handschriften.

Von manigerleie sprâche.

Swer tiutsche wil eben tihten,
der muoꝛ sîn herze rihten
ûf manigerleie sprâche.
Swer wênt, daꝛ die von Ache
reden als die von Franken,
dem sûln die miuse danken.
Ein ieglich lant hât sînen site,
der sînem lantvolke volget mite:
an sprâche, an mâꝛe und an gewande
ist underscheiden lant von lande.
Der werlde dinc stêt über al
an sprâche, an mâꝛe, an wâge, an zal.

Redeweisen
wähnt, Aachen

der soll sich Dank bei den Mäusen holen.

Überall sind die weltlichen Verhältnisse gestellt
auf die Sprache, das Maß, das Gewicht und die Münze.

Ein jeglich mensche sprichet gern
 die sprâche, bi der ez ist erzogen:
 sint miniu wort ein teil gebogen
 gein Franken, nieman si daꝛ zorn,
 wenne ich von Franken bin geborn.
 Ouch sol man noch besunder danken
 eins sprichwortes allen frumen Franken:
 man sprichet gern, swen man lobet hiute,
 er si der alten frenkischen liute.

Die wâren einveltig, getriuwe, gewêre; wehrhaft, zuverlässig
 wölte got, daꝛ ich alsam wêre!
 sîn vaterland nieman schelten sol,
 sînen wirt, sînen herren: daꝛ zimt wol,
 ist aber niht tugent in den drîn,
 schiltet man si denne, daꝛ lâze ich sîn,
 Frankenland hât êren vil.

Griechisch sei „aller sprâche lêrerîn“, jüdisch der „sprâche
 muoter über alliu land“, lateinisch aber „aller sprâche künigîn
 über alle die werlt.“

Swâ diꝛ buoch vert durch diu lant
 in Swâben, in Düringen, in Beiern, in Franken,
 da sülû tiutsche liute danken
 minner sêle mit irm gebete,
 mit almuosen, mit anderre guotête,
 daꝛ ich vil fremder lêre in hân
 in **tiutscher** zungen kunt getân,
 die manic jâr vor und dennoch hiure
 in tiutscher sprâche wâren tiure.

Aus dem „Edelstein“.

Von dem ende diss buoches.

„Der Edelstein“ ist eine Sammlung von 100 Fabeln des
 Predigermönches Ulrich Boner, der von 1324—1349 urkundlich
 als in Bern lebend nachgewiesen ist. Dieses Fabelbuch erfreute
 sich großer Beliebtheit; es wurde 1461 als das erste deutsche
 Buch gedruckt, dessen Druckjahr bekannt ist.

Hundert bîschaft¹ hab ich geleit
 an diꝛ buoch, die nicht bekleit
 sint mit kluogen worten:
 einvalt an allen orten
 und ungezieret sint mîn wort,
 doch hânt si kluoger sinnen hort.

Ein dürre schal dik in ir treit²
 ein kernen grôzer süeꝛkeit;
 ein kleiner garte dik gebirt
 die vrucht, der man getroestet wirt.
 Slechtiu wort und slecht geticht
 diu lobt man in der welt nu nicht.

Wels wort krump sint gevlochten,
 der hât nu vast gevochten.³
 Wem slechtiu⁴ wort niut nütze sint,
 kein nutz er von den krumben nimt.
 Ez predigt manger hôhen rât,
 der doch sich selben nicht verstât.
 Der wol daꝛ swert gebrûchen kan,
 dem ist ez nütz: vil manig man,
 treit sper, meꝛer unde swert,
 diu doch sint kleines nutzes wert
 in sîner hant. Ein ende hât
 daꝛ buoch, daꝛ hie geschriben stât.

¹ Gleichnisse, Fabeln, lehrhafte Erzählungen (habe ich in diesem Buche niedergelegt). ² Eine dürre Schale trägt oft ... in sich. ³ Wessen Worte krumm geflochten sind, der hat nun fest gefochten: es wird nur dessen Rede beachtet, der in möglichst gewundener und gezielter Weise sich ausdrückt. (Boner stellt damit den gesuchten, unnatürlichen Wörtern und Wendungen sein einfaches, volkstümliches, schweizerisch gefärbtes Deutsch gegenüber.) ⁴ schlicht.

Aus dem Vorwort zu dem „Buch der Natur“.

(Prosa-Werk 1349/50 mit Vorrede in Versen.)

Wie eines vollendet schönen Weibes Wert nicht vom Kleide abhängt, so bleibt auch wahre Erkenntnis und Wissenschaft dieselbe, in welcher Sprache man sie auch darstelle. Der Gedanke liegt aber im Herzen verschlossen, und nur rechte Rede kann das Schloß völlig öffnen.

Ez spricht manig man,
 mein tummer sin sei¹, daꝛ ich trag
 die kunst von lateinischer sprâch in dâutscheu wort behüllet².
 ich wûrk daꝛ ich dâ kan;
 wen des verdrieꝛ, der sei ân clag³
 und vlieh mein wunderleichen werch, seit im dar ab nu wüllet.⁴

Ez truog Jeronimus
 von hebraisch in lateines wort
 ganz waꝛ diu wibel sinnes hât⁵ und auch von andern zungen;
 sam truog Boethius
 von kriechisch in lateines hort⁶
 mit fleiꝛ waꝛ Aristotiles het in die kunst gedrunge.⁷

Alsô trag ich ain puoch
 von latein in dâutscheu wort,
 daꝛ hât Albertus maisterleich gesamnet von den alten.
 gelust dich des, daꝛ suoch:⁸
 eꝛ ist von manger dingen hort,
 diu uns gar wirdicleichen sint in der nâtûr behalten.⁹

Von Konrad v. Megenberg (1309—1374).

¹ mein dummer Sinn sei (es sei ein Zeichen von Beschränktheit).
² in die Hülle deutscher Worte. ³ der sei ohne Klage (der beklage sich nicht). ⁴ und flieh' mein wunderbares Werk, da ihm darob nur ekelt.
⁵ den ganzen Inhalt der Bibel. ⁶ in den lateinischen Wortschatz. ⁷ was Aristoteles in die Kunst (Wissenschaft) zusammengedrängt hatte. ⁸ so sieh' es durch. ⁹ Es ist darin ein Schatz von vielen Dingen, die uns gar herrlich in der Natur aufbehalten sind.

Das Buch der Natur ist besonders deswegen wichtig, weil durch dasselbe die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache in der Wissenschaft angefochten wird. Es war in zahlreichen Handschriften verbreitet und wurde schon 1475 gedruckt.

*** Aus Halbsuters Sempacherlied** (zirka Mitte des
 15. Jahrhunderts).

2. Es kam ein Herr gezogen von Wilisouw
 uß der statt,
 Da kam ein imb geflogen, in d'linden er Bienenschwarm
 g'nistet hat,
 He, der im an'n wagen flog,
 Als derselbig herr wol für die linden zog. an der Linde vorbei
3. „Das dütet frömde geste“, so redt der
 gmeine man.
 Da sach man, wie die veste dahinden Festung, brannte
 z'Wilisouw brann.
 He, si redtend uß übermuot:
 „Die Schwizer wend wir töten, das jung
 und alte bluot!“
4. Sie zugend mit richem schalle gen Sursee mit klingendem Spiel
 in die statt,
 Dieselben herre alle, so da die landschaft
 hatt.
 „He, und kost es lib und leben,
 Die Schwizer wend wir zwingen und inen
 einen herren geben!“
5. Sie fiengend nun an ziehen mit ir kost- Gewand, Rüstung
 lichen wat,
 Des völklin fieng an fliehen gon Sempach
 in die statt,
 He, das uf den äckern was; war
 Den herzog sach man ziehen mit einem
 heer, was groß.

6. Was frowen sie begriffend, sie namens Die Frauen, welche sie ergreifen konnten,
 zuo der hand,
 Hand inen abgeschnitten ob dem gürtel
 ir gewand,
 He, und ließend's so lasterlich stan, schmäählich
 Da batens gott von himmel, er sötts nit
 ung'rochen lan!
 — — — — —
18. Si bundend uf ir helme und woltend's
 fürhin tragen; vorwärts
 Vo'n schuocher huwend s' d'schnäbel, man
 hett gefüllt zwen wagen.
 He, der adel wolt vornen dran,
 Die armen gmeinen puren, die muoßend
 dahinden stan.
 — — — — —
27. Des adels heer was veste, ir ordnung dick
 und breit,
 Verdroß die fromen geste. Ein Winkel-
 ried, der seit:
 „He, wend ir's g'nießen lan
 Min arme kind und frouwen, so wil ich
 ein frevel b'stan. kühne, verwegene Tat
28. Trüwen, lieben Eidgnossen, min leben
 verlür ich mit;
 Si hand ir ordnung bschlossen, wir mö-
 gend's in brechen nit:
 He, ich wil ein inbruch han,
 Des wellind ir min geschlechte in ewikeit
 genießen lan!“
29. Hiemit do tet er fassen ein arm voll
 spießen b'hend,
 Den sinen macht er ein gasssen, sin leben
 hat ein end.
 He, er hat eins löuwen muot,
 Sin tapfer, manlich sterben was den vier
 waldstetten guot.
30. Also begonde brechen des adels ordnung
 bald
 Mit houwen und mit stechen. Got siner
 selen walt!
 He, wo er das nit het getan,
 Müoßt menger frome Eidgnosse sin leben
 verloren han.
-

*** Aus „Isenhofers Schmachlied auf die Eidgenossen“.**

1443. Isenhofer, ein Österreicher, war Vogt in Feldkirch.

1. Woluf, ich hör ain nūw gedön,
 der edel vogel sang!
 ich trūw, es kom ain ganze schön, ich traue, ich hoffe
 unwetter hat sin gang Ein Unwetter hat auf der
 gerichsnet uf der haide, Heide seine „Rache“ ausgelassen(?)
 die bluomen sint erfroren.
 dem adel alls ze leide
 hand puren zesamen geschworen.
2. Die wulken sind zeberg gedruckt: in die Höhe gedrängt
 das schafft der sunnen glanz.
 den puren wirt ir gwalt gezuckt:
 daz tuot der pfawenschwanz. Pfauenschwanz (Zeichen für) = Österreich.
 Blüemi, laß din lüejn! Blüemi (Kuhname) = Schweizerkuh; Brüllen
 gang hain, hab din gemach, hei = heim, halt dich ruhig,
 es gerät die Herren müejn, Verzichte darauf, die Herren zu belästigen,
 trink uß dem mülibach!
3. Belilibist du dahaima,
 da hetist guoti waid,
 dich betrüepti nieman
 und beschäch dir nüt zelaid!
 du gerätst zewit ußbrechen, fängst an
 das tuot dem adel zorn; verursacht
 last nit von dinem stechen,
 man schlecht dich uf die horn! schlägt
4. Du hast ain fart din Schwanz gereckt auf einem Kriegszug, einmal
 hin an den Zürichsee.
 damit so hast du sie erschreckt,
 die schmach, die tuot in we! ihnen
 wer nun den andren hab betrogen?
 ich reden als die toren: wie
 mich dunkt, der pund hab sich
 gebogen,
 den sie hand zsamen geschworen.
5. Nun luogend zuo üch selber,
 Zürich, in üwer statt
 da lüejend küe und kelber, Da brüllen .. (eidgenössisch Gesimnte
 wie man's verboten hat! Wie sehr man es
 rütend uß den grunde,
 der das unkrut gebirt!
 ir gelebend noch die stunde,
 daß es üch fröwen wirt. Ihr werdet noch die Stunde erleben,
6. Die puren tribend wunder, treiben es außerordentlich, tun sehr groß
 ir übermuot ist groß!
 Schwiz und Glaris bsunder,
 nieman ist ir genoß. Niemand ist ihnen ebenbürtig (ist wie ihresgleichen)
 si tragend iez die krone
 für ritter und für knecht;
 wirt in nun der lone Wird ihnen
 das ist nit wider recht. So ist es nichts als recht

7. Ich mein iez die von Berne:

tuond ouch, als üch denn dunkt:
 „uns zündt ain nüwer sterne,
 haiter ist sin funk!“
 ir haind vil mengen puren,
 gewunn es sinen gang,
 si brächen üch durch die muren,
 si sparten es nit lang.

Ihr Berner tut auch, als ob euch
 ein neuer Stern zündete! Aber ihr
 habt viele Bauern, die, wenn es
 so fortginge, euch bald durch
 eure eigenen Mauern brechen
 würden.

— — — — —

27. Man hat in lang vertragen
 gewalt und übermuot:
 ain fürsten haind's erschlagen,
 darzuo mäng edel bluot,
 vertriben sind die fromen
 als von der puren spot,
 das ir haind's ingenomen,
 nun helf's uns rechnen got!

Ihre Besitzungen haben sie eingenommen
 rächen.

*** Das alte Tellenlied.** (Wahrscheinlich aus dem Jahr 1474).

(Darnach wäre Uri das Stammland der Eidgenossenschaft.)

Von der eidgnoschaft so wil ich heben an,
 desglichen hort noch nie kein man;
 in ist gar wol gelungen,
 si hand ein wisen festen pund;
 ich wil üch singen den rechten grund,
 wie die eidgnoschaft ist entsprungen.

hörte
 ihnen
 Bund

Ein edel land, guot recht als der kern,
 das lit beschlossen zwüschen berg
 vil fester dann mit muren.
 Do huob sich der pund zum ersten an,
 si hand den sachen wislich getan
 in einem land, heißt Ure.

Nun merkent, lieben herren guot,
 wie sich der pund zuom ersten anhuob,
 und land üch nit verdrießen:
 wie einer muoßt sim eignen sun
 ein epfel ab der scheitel schon
 mit sinen henden schiessen.

Der landvogt sprach zuo Wilhelm Tell:
 „nun luog, daß dir din kunst nit fel,
 und vernim min red gar eben:
 triffst du in nit am ersten schutz,
 fürwar es bringt dir kleinen nutz
 und kostet dir din leben.“

ganz genau

Do bat er got tag und nacht,
 daß er den epfel zum ersten traf;
 es kond si ser verdrießen.

(!)

Das glück hatt er von gotes kraft,
 daß er von ganzer meisterschaft
 so hoflich konnte schießen.

geschickt

Alsbald er den ersten schutz hat getan,
 ein pfil hat er in sin göller getan:
 „hett ich min kind erschossen,
 so hatt ich das in minem muot —
 ich sag dir für die warheit guot —
 ich wölt dich han erschossen.“

Domit macht sich ein großer stoß,
 do entsprang der erst eidgenoß,
 si wolten die landvögt vertriben;
 die schüchten weder got noch fründ:
 wenn eim gefiel wib oder kind,
 so woltend si muotwill triben.

Streit, Aufruhr

Übermuot tribend si im land —
 böser gwalt der wert nit lang —
 also findt man's verschriben.
 Das hand des fürsten vögt getan,
 drum ist er umb sin herrschaft kan
 und us dem land vertriben.

cha = gekommen

Also meld ich üch den rechten grund:
 si schwuorend alle ein trüwen pund,
 die jungen und ouch die alten.
 Got laß si lang in eren stan.
 fürbaß hin als noch bishar:
 so welln wir's got lan walten!

fürderhin noch (besser) mehr als bis jetzt.

* Aus W. Oechsli: Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Verlag:
 Schultheß u. Co., Zürich.

Aus der Chronik des Laurencius Boßhart.

(Chronik 1529—1532 abgefaßt.)

(Dieser war vor der Einführung der Reformation Chorherr auf dem Heiligberg bei Winterthur; † 1532.) — Herausgegeben von Dr. Kaspar Hauser, Winterthur. Basel 1905. Basler Buch- und Antiquariatshandlung.

Die pestilenntz regiirt. In dem jar (gemeint ist 1519) was ein grosser sterbet ze Winterthur an der pestilenntz und stürend by fünfhundert menschen, jüng und allt. (Winterthur hatte damals etwa 2500 Einwohner.)

Von der ersten ee der priester. [1524] Alls nün die mess und das fegfür abbgangen und man geflissen was, das gotswort ze lesen, kam ouch das herfür, das die priester söllten eefrowen han. Do hat her Mathis Hirsgarter, pfarrer zü Winterthür, anno 1524 vor der faßnacht ein offentlich hochzit mit siner eefrowen; die was vom geschlecht ein Kellerin von Oberwinterthür. Und demnach alle priester, so ze Winterthür in der statt und uff dem lannd warend, griffend zür ee. Etlich namend ir metzen;

ettliche muoßend by verlierung irer pfründen die metzen von inen thuon oder sy zur ee nemen; dann die oberhand wolt han, das die priester unstraefflich wärynnnd.

Von einer großen widerwertigkeit. [Deutscher Bauernkrieg 1525]. Anno domini 1525 glich nach dem nüwen jar hat angefangen ein ungehörte empörung und ufruor unnder den püren in allem tütschen lannde, namlich im Frannckenland, Schwabenlannd, Thüringen, Sachsen, Peyern, Elsaß, ouch im Kleckew (Klettgau) wider ire herren und obern, geistlicher und weltlicher, der meynung, das sy nieman zins noch zaechenden geben und gar nieman gehorsam sin wollten. Wie wol im anfang ir anschlag ein hüpsch ansehen hat, ze leben nach dem evangelio, das alle ding gmain sollten sin, und das wir alle mit einander brueder und schwestern wärint, einen gott, der unnser vatter und her wäre, hettend. Damit ward der welt vil gwünnend lüt und land, zerbrachend vil clöster und mechtiger schlösser; aber all ir sach nam ein bloß ennd; dann sy bliben nit uff irem ersten fürnāmen, das sy weltind leben nach dem evangelio. [Folgen noch andere Abschnitte].

Vom Züricher läger ze Capel. [1529]. Jtem man hat niemand gestattet roubens oder undertribens der fruchten uff dem feld, es syg hōw, korn, haber und annders der fründen oder fygenden. Unnsere herren hand oūch essen und trincken gnuog in das läger gefertiget, ... und zürichwins gnuog umb ein zimlichen pfening. Aber mit dem trincken fürkomen, das yederman sin anzal wins zür notdürfft würde, damit verhuet, das nieman unbillich in trünckenheyt handlete, daruß unfrid enntsprünge.

Aus zwei zeitgenössischen Gedichten: [Die Krieger aus den V Orten „truogend tannestli mit kryss an iren paretten.“]

Tannast im huot	Mich macht graw, ¹	¹ Gibt dem Unwillen Aus-
tribt ubermuot,	das der pfaw	druck, daß die V Orte mit
tuot niemer guot!	und der stier	dem alten Erbfeinde der
es straf dann d'ruot	oūch sūnst vier	Eidgenossenschaft, mit
das unrecht guot,	sind vereint.	Österreich, das Ferdinan-
oūch ellennd bluot	wer hets gemeint?	dische Bündnis schlossen.
mit schwert und gluot.	[die doch für war	Der Schluß wurde 1550
	Gar menge Jar	hinzugefügt.
	Gewaesen sind	
	Recht erplich find.]	

[Von einer großen Teuerung (1530).] ... dwil zū disen herten thüren jaren wir gnüg mit unsern armen lüten ze schaffen hond, verbüten sy (d. h. die Herren von Zürich!) ir lannd allen walhen, ziginern und frömbden lanndstrichern.

* *

Deß solltū din leptag ingedenck sin
Einer sölichen thüre an brot und win,
Die wir ein zyt hannd gelitten und gesaehen,
Ich darfs frölich für war verjaehen.

Das undanckbarkeit ein böß laster ist,
 Darumb uns gott strafft zü diser frist.
 Wir sonnd gott dancken umb win und brott,
 Das er uns erloese uß aller nott. Amen.

[2. Mai 1531]. Am Zinstag git man ze Thoeß allweg die spend allen armen. Do hat man am Zinstag nach dem Meytag vj^c [600] armen menschen gespißt mit brot.

Von einer finsternus deß mons. [6. Okt. 1530]. Am sechsten tag Octobris, gaegen mitternacht umb die zwöllfe, ward der mon gar verfinstret. Wir waerdent gnügsamlich von got durch sonn, mon, thüre und pestilentzen gewarnet, ja beruefft zü besserung, aber niemant nimpts ze hertzen; deßhalb ze sorgen ist, viel grösser uebel sygen wir warten, das über uns gan werde.

Von der ersten schlacht am Albis. [10. Okt. 1531, als Schlacht zwischen den V Orten und Zürich meist als Schlacht bei Kappel bezeichnet].

... So bald Joerg Göldlin [der Hauptmann der Zürcher] mit sinem fennlin und lüten kam, liessend ettlich sich sehen, machtent also ein gezeück, das die von Zürich iren forteil übergabent, yltent über ein graben, kament also in ein riet. Do fiel ein hüff der fünff Orten über zwerchs in die Züricher ordnung, und fiennng man an, einanndren ze schlagen. Es was niemans by den Zürichern, der die ordnung machte oder ihre knaecht anwise. Es stuónd yederman so tick ineinander, das sich niemants weeren mocht. Man schoß hefftig zü beider sit, und unnser geschütz gieng wolstaet grossen schaden, [aber grosse verwuerryg (?) ist da gesin],¹ durch welche ein flücht under denen von Zürich ward, also das die von Zürich mitsampt den iren übel verlorn hannd an guet, buchsen und lüten. Namlich von Zürich uss der stat sind umkomen hundert und drissig man, deren lx (60)² man uss beiden raeten warend. Ouch sind vil gelerter priester, ob achtzehn, umkomen, namlich der wolgelert tapfer meister Ulrich Zwingli

[¹ Durchgestrichen, teils durchgekratzt von fremder Hand. ² Ist gestrichen und durch 25 ersetzt.]

[Schlußbetrachtung]. ... Jtem wie im nechst verganngnen krieg im 1531 jar uns ein grosse schmach an lüten, eer und guot beschaehen ist, deren wir und unnser kindskinder niemer me in die ewigkeit nit vergessen sölltend; aber deß boesen fasols ist so vil unnder uns, die gern widerumb hettind die haefen mit fleisch, boellen und knobloüch, ja ouch die grossen pfründen vom bapst mit grossem nachteil der eer Christi und minderung der seelen heil

Laurenz Boßhart starb wahrscheinlich an der Pest: „alles das, das laeben hatt, starb der glichen an einem schnellen tod, das ganntz erschrockentlich was“.

Zwei Lieder Ulrich Zwinglis.

Im Anfang der Krankheit.¹

Hilf, Herr Gott, hilf
 In dieser Noth!
 Ich mein, der Tod
 Syg an der Thür.
 Stand, Christe, für,
 Denn du ihn überwunden hast.
 Zu dir ich gilf:²
 Ist es din Will,
 Züch us den Pfl
 Der mich verwundt,
 Nit laßt ein Stund
 Mich haben weder Ruh noch Rast!
 Willst du dann glich
 Todt haben mich
 Inmitts der Tagen min,
 So soll es willig syn.
 Thu, wie du willt,
 Mich nüt bevilt.³
 Din Haf⁴ bin ich:
 Mach ganz, ald⁵ brich.
 Denn nimmst du hin
 Den Geiste min
 Von dieser Erd,
 Thust du's, daß er nit böser werd,
 Ald andern nit
 Befleck ihr Leben fromm und Sitt.

¹ Der zürcherische Reformator U. Z. [1484—1532] wurde im ersten Jahr seiner Tätigkeit in Zürich [1519] von der Pest aufs Krankenhospital geworfen. ² von gelpfen = aufschreien. ³ bevilt = zu viel, lästig werden. ⁴ Gefäß. ⁵ oder.

Gebet.¹

Herr, nun heb den Wagen selb!
 Schelb² wird sust
 All unser fahrt.
 Das brächte lust
 Der widerpart,
 Die dich
 Veracht so freventlich.

Gott, erhöch den namen din
 In der straf
 Der bösen böck!
 Dine schaf
 Widrum erweck,
 Die dich
 Lieb haben inniglich!

Hilf, daß alle Bitterkeit
 Scheide feer,³
 Und alte treu
 Wiederkeer
 Und werde neu;
 Daß wir
 Ewig lobsingen Dir.

¹ 1529 im Lager zu Kappel gedichtet. ² schief [eig. scheel (nnd.)]; schelb z. B. noch erhalten in der Appenzeller Mundart].

³ fern.

Der armen Frow Zwinglin Klag.

Von Martin Usteri in der Sprache vom Anfang des
 16. Jahrhunderts abgefaßt.

1. O Herre Gott, wie heftig schluog
 Mich dines Zornes Ruthen!
 Du armes Hertz, ist's nit genuog,
 Kannst du noch nit verbluoten?
 Ich ring die Händ: käm doch myn End!
 Wer mag myn Elend fassen?
 Wer mißt die Not? Myn Gott, myn Gott,
 Hast du mich gar verlassen?

2. Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich schüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angst vnd Klag,
Nur Bschuldigen vnd Stryten,
Man ficht mich an: dyn Mann hats than
Les ich in vielen Ougen,
Es pöcht der Hohn: das Alt muoß koh'n!
Bald offenbar, bald tougen.
3. Was klagt ihr mir der Uewern Todt?
Hab ich nit gnuog ze tragen?
Ach, üwer Not ist ouch myn Not,
Vnd meeret myne Klagen!
Wer suocht das Korn am Schleyendorn?
Bym steinin Bild Erbarmen?
Was suocht denn Ihr Trost, Hilf by mir?
Ich bin die ärmst der Armen!
4. Vnd kumbt die lange Abendzyt,
Wo Kopf vnd Oug ermatten,
Erschreckt mich in der Einsamkeit
Ein jecklich Ton vnd Schatten.
Ich süftz: o Nacht, wärst du verbracht,
Möcht doch dyn Dunkel wuchen!
Entschlafen koum, plagt mich der Troum
Mit ytel, Bluot vnd Lychen.
5. Ich renn in Stryt, ich souch, vnd kann
Durch Spiess vnd Schwerter dringen,
Find Mann, Sün, Bruoder, Schwesternmann
In Bluot vnd Tode ringen.
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel schwingen,
Ich seh die Rott mit Hohn und Spott
Ihr Grewelthat vollbringen.
6. Es gellet ouch das Jammerschrey
Mir stäticklich in Oren:
Uf, Waffen, Waffen, Alls herby!
Ach Gott, wir hand verloren!
Uf Wyb vnd Mann! louf, louf wer kann!
Der Feynd ist vor den Thoren.
So helf vns Gott, Alls Alls ist tod!
Louft, louft zur Mur vnd Thoren!
7. Ich rannt hinus, fragt wen ich sach;
Vnd fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,
Daß er nit widerkehre!
Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot
So grusamcklich entzündet,
Die Klag der Ewl, das Nachtgehewl,
Hatts sattsam schon verkündet.

8. Er wußt es ouch, doch wollt er mich —
 Ich wollt ihn nit erweichen.
 Doch da syn Roß so rücklings wich,
 Thät er wie wir erbleichen.
 Die Kind vnd mich, wie brünstiglich
 Hat er uns noch umbfangen!
 Sah stets zurück, syn letzter Blick
 Ist mir durchs Hertz gegangen.

9. So schwinget sich, wie ein Gekett,
 Um mich nur Angst und Jammer.
 Entflüch ich dann der Lagerstett,
 Ze süfzen in der Kammer,
 So schlycht mir, ach, das Regli nach,
 Vnd weint: kannst du nit schlafen?
 Zwingt mich ze Bett. — So bluoten stett
 Die Wunden, die mich trafen.

10. Hör ich das erste Hahnenschrey,
 So prys ich mynen Herren:
 Gottlob, die Nacht ist bald vorby,
 Der Tag will widerkehren!
 Er zeigt mir doch die Kindlein noch,
 Sy mindern doch die Läre.
 Wie oft voll Forcht hab ich gehorcht,
 Ob ich s' noch athmen höre!

11. Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt,
 Drum sy so freundlich lachen.
 Ein jegklichs dann syn Köpflin streckt,
 Vnd spächt, ob ich erwachen.
 Dann henken s'sich mit Bitt an mich:
 Ach, hör doch uf ze schreyen! —
 O Mutterhertz, du armes Hertz,
 Kann dich noch was erfrewen?

12. Du bindest mich ans Leben noch,
 Du trybst den Tod zerücke,
 Du lüpfst des Kumbers ysin Joch,
 Daß es mich nit erdrücke!
 Du roufst: fortan luog d'Waislin an!
 Was soll us jnen werden?
 Sy sind ein Pfand us Huldrychs Hand,
 Vnd hand nur dich uf Erden!

13. Ja, diesen Schatz, mir anvertruwt,
 Ich will jn trüw verwalten!
 Den Tempel, den er ufgebuwt,
 Den sollend sy erhalten.
 Uf syner Bahn führ ich sie an,
 Daß er durch sie sich neue,
 Vnd Hulderych im Himmelrych
 Sich ihr vnd myner frewe.

14. Komm du, o Buoch! du warst syn Hort,
 Syn Trost in allem Uebel.
 Ward er verfolgt mit That und Wort,
 So griff er nach der Bibel.
 Fand Hilf by ihr. — Herr, zeig ouch mir
 Die Hilf in Jesu Namen!
 Gib Muoth und Stärk zum schweren Werck
 Dem schwachen Wybe! Amen.

Aus dem „Vermahnlied an die Eidgenossenschaft“.

Von einem Berner fliegenden Blatt des 16. Jahrhunderts.

O ußer welte Eydgnoschaft
 hab Gott vor ougen tag und nacht,
 er het üch gän ein fryes land,
 in dem ir alli notturfft hand.
 Sünd grüst zum strit, wann kompt die zyt
 und fürchtend tusend tüfel nüt;
 bruchend nur ewer schwert mit muot,
 so Gott will, wird dann 's end schon guot.

Aus dem „Bicoccalied“.

Bei Bicocca [1522], in der Nähe von Mailand, kämpften die Eidgenossen [im Solde Franz I. von Frankreich] gegen die Kaiserlichen unter Prosper Colonna. [Landsknechte unter Frundsberg]. Die Kaiserlichen [Heer Karls V] hatten sich stark verschanzt; aber die Eidgenossen wollten trotzdem von vorn angreifen. Beim Sturm fielen über 3000 Mann, worauf sich die Eidgenossen zurückzogen. In einem Lied spotteten die Landsknechte über die Niederlage der Schweizer. Die Antwort auf dieses Spottlied ist das Bicoccalied des Berners Niklaus Manuel.

Botz marter¹ Kyeri Velti²
 du hast vil lieder gmacht;
 rümpst dich in aller welte,
 du habest gwunnen ein schlacht;
 du lüegst als wyt dir's mul ist
 und rüempst dich dynr eignen schand;
 der graben het dirs leben gfrist,³
 keins lanzknechts gwer noch hand.

Ir dorfftend euch nit rüeren
 und blibend in dem nest,
 wie wohl ihr jetzund füren
 groß tryumpf, pracht und fest;
 hand wir die Flucht all troffen,
 da wir vom graben kamend,
 warumb sind ir denn nit nahen gloffen
 in tusend tüfels namen?

Du nennst uns allzyt Heine
 in dynem Iugelied
 und sprichst: Albrecht von Steine
 und Arnold Winkelried⁴
 und ander fromm' Eidgnossen,
 die heigend vil wunden ghan;⁵
 sie sind vom G'schütz erschossen,
 Gott wöll ihre seelen han!

Hettend ir sie by leben
 und iren kreften funden,
 ihr hettend ihn nit geben
 halb sovil stich und wunden;⁶
 ich hab sie oft gesehen
 die Helden unverzagt,
 es het einer üwer zehen
 mit nassen lumpen g'jagt.

¹ alter Fluch. ² Kyeri oder Chueri [Konrad] und „Velti“ (Valenti) wurden spottweise die Landsknechte, „Heini“ oder „Ruedi“ die Schweizer-Söldner genannt. ³ Der Graben hat dir das Leben gerettet. ⁴ Die beiden Führer der Eidgenossen. ⁵ gemeint sind: Stich- und Schlagwunden. ⁶ Niklaus Manuel wirft den Landsknechten vor, sie haben den halb erschossenen und den toten Schweizern noch Stich- und Schlagwunden beigebracht.

Aus dem Gedichte: Die Wiese.

Von Johann Peter Hebel [1760—1826].

Aber wie de gosch, wirsch alli wil größer und schöner.
 Wo di lieblichen Othem weiht, wie färbt si der Rase
 Grüner rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
 Neu Chrüter do, wie schießen in prächtige Gstatte
 Blumen an Blumen uf und geli saftigi Wide!
 Vo di'm Othem g'nährt' stöhn rothi Erdberi-Chöpfli
 Millione do und warten am schattige Thalweg.
 Vo di'm Othem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde
 Goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
 Vo di'm Othem g'chüelt, singt hinter der Hürste verborge
 Freudig der Hirte-Bueb, und d'Holz-Ax tönert im Buchwald.
 's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Häli* vo Zell her. * Zieklein, Schäflein.
 Alles lebt und webt, und tönert in freudige Wiise;
 Alles grünt und blüeht in tusigfältige Farbe;
 Alles isch im Staat und will mi Meiddeli grüße.
 Doch de bisch ke Meiddeli meh, jez sag i der Meidli.

Aus dem Gedichte: Die Vergänglichkeit.

Von Johann Peter Hebel.

Du guete Burst, 's cha frili sy, was meinsch?
 's Chunt alles jung und neu, und alles schlicht
 Sim Alter zue, und alles nimmt en End,
 Und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,

Und siesch am Himmel obe Stern an Stern?
 Me meint, vo alle rüehr si kein, und doch
 Ruckt alles wilters, alles chunt und goht.
 Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
 De bisch no jung; närsch, i bi au so gsi;
 Jez würd's mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt;
 Und woni gang, go Gresgen oder Wies,
 In Feld und Wald, go Basel oder heim,
 s' Isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
 Briegg, alder nit! — Und bis de bisch wien ich,
 E gstandne Ma, se bini nümme do,
 Und d'Schof und Geiße weiden uf mim Grab.
 Jo wegerli und 's Huus wird alt und wüest;
 Der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,
 Und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag.
 Und im Vertäfer popperet der Wurm.
 Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift
 Der Wind dur d'Chlimse. Drüber tuesch du au
 No d'Auge zue; es chöme Chindeschind
 Und pletze dra. Z'letzt fuult's im Fundement
 Und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
 Zweituusig zelt, isch alles z'semme g'keit.
 Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.
 Wo d' Chilche stoht, wo's Vogts und 's Heere Huus,
 Got mit der Zit der Pflueg.

Die Marktweiber in der Stadt.

Von Johann Peter Hebel.

1. I chumm do us 's Rotshere Hus,
 's Isch wohr, 's sieht proper us;
 Doch isch's mer, sie heigen o Müeih und Not,
 Und allerlei schweri Gedanke,
 „Chromet süeßen Anke!“
 Wie's eben überall goht.
2. Jo weger, me meint, in der Stadt
 Sei alles sufer und glatt;
 Die Here sehn eim so lustig us,
 Und 's Chrüz isch ebe durane,
 „Chromet jungi Hahne!“
 Mengmol im präperste Hus.
3. Und wemme gchämpft muß ha,
 Goht's, meini, ehnder no a
 Im Freie dusse, wo d'Sunn o lacht
 Und Bluemen und Aehri schwanke,
 „Chromet süeßen Anke!“
 Und d'Sterne flimmere z'Nacht.

4. Früeh, wenn der Tag verwacht,
Was isch's nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meintme, well selber cho,
Er seig scho an der Chrischone,
„Chromet grüeni Bohne!“
Und chömm jez enanderno.
5. Und d'Vögeli meine's o,
Sie werde so busper und froh
Und singe: „Herr Gott dich loben wir!“
Und 's glitzeret ebe z' send ane
„Chromet jungi Hahne!“
's Isch woehr, me verlueget si schier.
6. Und faßt e frische Muet
Und denkt: Gott meint's jo guet,
Sust hett der Himmel kei Morgerot;
Er willis nummen o üebe,
„Chromet geli Rüebe!“
Mer bruche ke Zuckerbrot.
7. Und innewendig am Tor
Het menge d'Umhäng no vor,
Er schloft no tief und s'traumt em no
Und ziehn sie der Umhang fürsü,
„Chromet schwarzi Chirsi!“
Se simmer scho alli do.
8. Drum merke sie's selber schier
Und chömm zum Pläsier
Uf's Land und hole ne frische Muet
Im Adler und bim Schwane,
„Chromet jungi Hahne!“
Und 's schmecktene zimli guet.
9. Und doch meint so ne Her,
Er seig weiß Wunder mehr,
Und lueget ein numme halber a.
Es dunkt mi aber, er irr si;
„Chromet süeßi Chirsi!“
Mi Hans isch au no e Ma.
10. Rich sin si, 's isch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog.
Mir tuet bim Bluest e Büeßli weh,
Bi ihne heißt es: Dublone,
„Chromet grüeni Bohne!“
Und hen no alli wil meh.
11. Was chost en Immis nit?
's Heißt numme: Mul, was witt?
Pastetli, Strübli, Fleisch und Fisch,
Und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!“
Der Platz fehlt uffem Tisch.

12. Und erst der Staat am Lib!
 Me cha's nit seh vor Chib.
 Lueg numme di chospere Junten a!
 I wott, sie schenkte mir sie.
 „Chromet schwarzi Chirsi!“
 Si chönnte mini drum ha.
13. Doch isch eim s'Herz bitrüebt,
 Se gib em, was em bleibt,
 Es schmeckt em nit und freut en nit;
 Es goht eim wie de Chranke.
 „Chromet süeßen Anke!“
 Was tuet me denn dermit?
14. Und het me Chrüz und Harm,
 Sen isch me ringer arm;
 Me het nit viel und brucht nit viel
 Und isch doch sicher vor Diebe,
 „Chromet geli Rüebe!“
 Z'letzt chunnt me o zum Ziel.
15. Jo gell, wenn's Stündli schlacht?
 He jo, 's bringt jedi Nacht
 E Morgen, und me freut si druf.
 Gott het im Himmel Chrone,
 „Chromet grüeni Bohne!“
 Mer wen do das Gäßli uf!

Der Friesenwäg. [Saanen].

Von J. J. Romang.

Der Chüjer seit zum Meisterchniächt:

„I ds Tal embry grad wollt ich gschwind. taleinwärts

Es blanget mich na Wyb u Chind;

Jetzt acht mir zu mym Sachli rächt.

Un Eis vor allmu muest mir losen, vor allem

Süst bist du z'Hand in bösen Hosen:

Bschlüüß d'Stalltür nit, i wollt's nit han,

La's wyt u wagen offen stahn. sperroffen

Es ist nit Bluug, es ist mir Ärist, Täuschung, Trug; Ernst

Üns Stiefeli ist hie etwärist Verkleinerungsform zu Stafel,

Grad buwes ufen Friesenwäg; Alpweide, Alphütte

Drum bschlüüß nit, ol süst bist nit zwäg! etwärist = quer

Vor schüüfter gruusam alter Zyt furchtbar, schauderhaft

Ist ds Friesenvolch i ds Ländli chon,

Het Bhusig hie u Triftig gnon; ruhiger Aufenthalt, fester

Wahar das 's chon ist, weiß mu nit. Wohnsitz

Härgägen ghört van Zyt zu Zyten

Mu's dütlich in den Bärge lüten,

Ghört rüefen u d'Harschhoren gahn;

Glychanhi chunt's mit Roß u Man; bald darauf

Si müeßen us den Grebren stygen,
 Uf sälbem Wäg, wo chon si sygen,
 Heimgahn in ds uralt Heimetland —
 Drum los, bschlüüß d'Stalltür nit de z'Hand!“

Den Meisterchniächt het 's z'lachen tan;
 Chuum was der Meister furt van Huus,
 So schnärzt u spitzlet er nen uus
 U seit: „Das ist en gschlagna Man!
 Was dār mir wollt van Friesen ruunen,
 Das chan bi-n-andern Nöößren zuunen.
 Bi Gott, ich heißen nit Hans Chlupf,
 An allmu ist kei wahra Tupf;
 Un wie's grad chiemi, das Giträbel,
 Ich bschlüüßen d'Stalltür mit nem Chniäbel;
 Wie eis ich uf der Gastren bin,
 Gahn ich denn chuum gan Pförtner syn.“

Die andren Chniächta syn bereit;
 Chum het sich d'Sunne z'schlafen tan,
 Syn gläähig si un ärstig dran
 U hein der Friesenwäg verleit.
 Druuf legen si in gueten Trüwen
 Sich ufen Gastrensolder z'lüwen.
 Hei sich mit linder Lischen 'deckt.
 Süst hei si gschlafen, bis sie weckt
 Urplötzlich uuf es schüüfters Chrachen-
 Du het ne gschwynet ds Gspött u ds Lachen.
 's het toset, wi-n-en Gletscherspalt
 Zur Föhnzyt albe chlöpft u chnallt.

's het toset wie der Würbelluft
 Im Uustag suust im Tannewald,
 We d'Schlaglauinen abhifallt
 Un alls vergrabt i Chrach u Chluft.
 Glychanhi ghört mu Gloggenlüten,
 Harschhorentön u Rüef van Lüten,
 Ghört 's näher chon zum Stafelstall,
 Ghört von der Flueh den Widerhall
 Van Rossen, Lüten, Wehr un Waffen —
 Jetz, ist verby für d'Chniächta ds Schlafen,
 En iedra rüehrt den andren an:
 „Wär steit jetz uuf, wär ist en Man?“

Es bülliget nen an der Tür
 Un rüeft mit luter Stimm drüi Mal:
 „Tüet uuf die Tür, tüet uuf den Stall!
 Wann ds Friesenvolch wollt grad derdür.“
 Das tuet dūr Margg u Bei 'nen dringen;
 „Wer wollt jetz mit den Friesen schwingen?“
 Urplötzlich tuet's en luta Chrach,
 Es lüpft nen ab ds ganz Stafeldach.

höhnern

Dummköpfen, Wirkung tun
 (Nooß eig. junges Stück
 Rindvieh)
 Getrampel

Verschlag in der Alphütte,
 den Sennen als Nacht-
 lager dienend

flink (gleitig!), ernsthaft,
 eifrig

Fußboden der Gastren, ruhen
 kurzes Rietgras
 so

schwinden

Frühling (Ustig!)

poltern

Si gsiehn am Himmel d'Stärnen schynen.
 Der Stattebueb faht lut an grynem,
 Der Meisterchniächt, der steit jetz uuf:
 „I ds Herre Name, i tuen uuf.“

(Vieh)-Treibbube — weinen,
 [eig. zanken, z. B. noch er-
 halten in Eberhard der
 Greiner (d. i. Zänker)].

Un wann er het ebbschlosse d'Tür,
 Da chömmen Manna, toll u groß;
 En gruusam länga Trupp u Trooß
 Zieht dür das Stafelställi dür.
 Si hei mu gueten Abend 'botten —
 Den Meisterchniächt het's anfahn schlotten —
 Nit hören will der Geisterzug,
 Doch ruuscht's verby wie Vogelflug;
 Jetzt chömmen Wyber uf den Wägen,
 In irem Arm syn Chinder glägen.
 Der Chniächt het gsinnet: Hätt ich glän
 Doch d'Tür den Friesen offen stahn!

stattlich

Erst wann der Tag an Himel stoßt
 U ds Frührot an den Gletschern strahlt
 U dür den duuchlen Tannenwald
 Der Morgeluft du suust u tost —
 Da syn verby am Chniächt die Lesten
 Van denen schüüftren Friesengesten.
 Er het sich druuf uf d'Gastren gleit
 U zue den andren Gspanen gseit:
 „Der Meister het mir doch nit glogen,
 Di Friesen syn dür ds Stafel zogen
 Mit Wyb u Chind, es ganzes Rych.“ —
 Am Abend druuf was er en Lych.

die Letzten

Anmerkung: Die Geister schlagen genau den gleichen Weg ein,
 auf dem sie einst hergezogen sind.

Volkssage aus dem Wallis.

[Raron]

„Es ist amal a Geishirt gsy,
 Där het am Aletschgletscher ghietut,
 Kei Mänschuseel noh noh by,
 Het är so uber ds Schicksal 'brietut.
 Duo gseht är appas Wyßus cho
 So nacher, nacher bis ganz noh.
 Ob's as Tots old as Läbunds ist?
 So wunderhibsch, so jung und zärt,
 Der Gang und alls va nobler Art.
 Der Hirt het schi nit derfu mottu.
 Do chunt schi frintli mu entgägu,
 Als wenn sch' mu appas wellti sägu.

[sich regen]

Duo hed er dra du Lobspruch 'bottu,
 Und duo hed sch' scharpf gigryn timer und [bitterlich geweint]
 Mu gseit, schi sy as vornäms Chind
 Va Meiland gsy; da ligg zer Stund
 De Chörpel tot im Bett, no warm,
 Und d'Seel mies scho fer iru Sind
 Hie uf dum Gletscher einsam, arm,
 Barfuß, die zarti Huit zerfätzt,
 Abbießu, bis 'ra Gott verzieh,
 Daß sch' so verzärtlet heigi nie
 Du Fuß uf bloßu Bodu gsetzt.
 I han die Gschicht so läng und breit
 Dum Heer aüh 'zellt; där hed mer gseit,
 Fer das bruuch i mi nit mit Not
 Na toter Hand vam Fägyr zchauffe; [nach dem Tode]
 Wier Puuru chänne na dum Tod
 Mit Strimpf und Schuoh zem Himmel lauffe."

D'Bruust. 1809.

Schweizerisches Volkslied von Jost Bernhard Häffliger.

1. 's ist imme Doorf vor Zyte
 Schier z'mizt es Hüüsli gsy,
 Verstreut uf alle Syte
 Viel Hüüser groß und chly.
 Es stoht am Hüüsli g'mohlet
 Und g'schribe mit-enand:
 Das Huus, genannt
 Zum Schwytzerland,
 Das stoht i Gottes Hand.
2. Händ d'Lüüt agfange zangge
 Fast imme jedere Huus;
 Wär nur hed möge glange,
 Hed g'jagt enandre n'uus.
 Nur i dem chlyne Hüüsli
 Los't alls noh ufenand.
 (Chor): Das Huus . . .
3. 's will alls enand verwütsche,
 Me meint, es heig ke Gföhr,
 Zletst thüend all d'Köpf verpütsche
 Und händ frömd' Händ im Hoor;
 Händ ihr ech müüslistille.
 Z'mizt inne mitenand,
 (Chor): Das Huus . . .
4. 's nimmt mänge-n jetzt unbsunne
 Im Zorn es füürigs Schyt;
 [Wie bald wär s'Dorf verbrunne!]
 Doch er dänkt nit so wyt.
 Verfolgt wie taub sy Nochber,
 Und schüücht nid Mord und Brand.
 (Chor): Das Huus . . .

5. Was g'lyßt e so dert inne?
 Wär schreyt scho Fүүriooh?
 Zäntumme fohds a brünne,
 Und eisder meeh achoo;
 Gott b'hüt das mitlist Hүүsli;
 's hed jezt e schlimme Stand.
 (Chor): Das Huus . . .
6. 's schweert mänge alli Zeye
 Und gihd sy Nochber d'Schuld,
 Me jagt e usem Reye,
 As wenn kes Lösche gult.
 's Fүүr lohd si nümme dämme,
 's ganz Dorf stohd halt im Brand.
 (Chor): Das Huus . . .
7. Das Hүүsli zwüschet inne,
 Hed nid emol nur gschmürzt;
 Me meint, es chönn nid brünne,
 Wenn 's Dorf scho zämme stürzt.
 Me weiß schier gar nid z'fasse,
 Wora daß das eim mahnt.
 (Chor): Das Huus . . .
8. 's hed do und dört e Glöyße
 Ufs Hүүsli äne trayd;
 's hed mänge welle göyße,
 Me hed em 's Biß-y-glayd.
 Hätt's au es Bizli gfaklet,
 's wär doch nit cho zum Brand.
 (Chor): Das Huus . . .
9. Ihr wüssed, was das Mährli
 Ungfähr z'bidüüte hed,
 Es fasset's mänge währli
 Erst, wenn er's brünne gsehd;
 Wenn's z'spot ist scho zum Lösche
 Und s'Fүүr nimmt überhand.
 (Chor): Das Huus . . .
10. Drum sött halt Niemer zanke,
 Wär i dem Hүүsli wohnt;
 Und Gott vo Härze danke,
 Daß er is eisder schoont.
 Wär ohni Gott will huuse,
 Chund sicher z'letst uf Gant.
 (Chor): Das Huus , . .
11. Mit Gott föhnd afo huuse
 Und löhnd enand mit Fried,
 's chund gwüß alls besser uuse,
 Und anderst gihds es nihd.
 Nur Gott und Rueh und Friede,
 Erthend is 's Vatterland.
 (Chor): O Huus genannt
 Liebs Schwytzerland!
 Du stohst i Gottes Hand.

Aus dem „Bernermarsch“.

Träm, träm, träderidi! Alli Manne standet i!
 die vo 'r Emme, die vo 'r Aare, stark und frei i Not und G'fahre,
 Träm, träm, träderidi! Alli Manne standet i!

Träm, träm, träderidi! Mir wei freii Schwyzer sy!
 Rüeft is 's Land zum Schutz a d'Gränze, lue, wie d'Auge allne glänze!
 Träm, träm, träderidi! Mir wei freii Schwyzer sy!

Träm, träm, träderidi! Uese Mutz isch gern derby!
 Stelled ne a d'Spitzli füre: Sapperlot, er zwingt ech's düre!
 Träm, träm, träderidi! Uese Mutz isch gern derby!

Träm, träm, träderidi! Bis zum Tod mueß g'stritte sy!
 Ueser Buebe müesse säge: Si sy g'storbe üsret wäge.
 Träm, träm, träderidi! Bis zum Tod mueß g'stritte sy!

Us em: 's Schwyzerhüsli.

Leonhard Widmer [1808—1868].

I han es Hüsli nett und blank
 Im Unterwaldnerland,
 Es ist umgeh vo Fichte schlank
 Und lehnt a d'Felsewand.

Es bebt nüd vor em Wetterstrahl,
 Wenn's ringsum bruust und stürmt;
 I glaub', im ganzen Erdetal
 Sig keis, das Gott so schirmt.

Det obe, fast am Himmel lyt's
 Und 's Vaterland, das heißt me d'Schwyz.
 Mys himmlisch Land, mys Alpeland,
 My liebi, liebi, schöni Schwyz.

Aus dem Volkslied: Schwyzerheimweh.

Von Joh. Rud. Wyß [1781—1830]. Bern.

Herz, mys Herz, worum so trurig, und was soll das Ach und Weh?
 's ist so schön in frömde Lande: Herz, mys Herz, was fehlt der meh?

Was mehr fehlt? Es fehlt mehr alles! Bi so gar verlore hie!
 Syg es schön i frömde Lande, doch es Heimet wird es nie.

Ach, i d's Heimet möcht' i wieder, aber bald, du Liebe, bald,
 Möcht' zum Ätti, möcht' zum Müetti, möcht' zu Berg u Fels u Wald!

Möcht' uf Flüeh u Hörner styge, möcht' am heiterblaue See —
 Wo der Bach vom Felse schumet, üsers Dörfli wieder gseh!

Keine het is lieb hie usse, keine git so fründli d'Hand,
 U kes Chindli will mer lache, wi diheim im Schwyzerland!

Uf und furt! u füehr mi wieder, wo's mer jung so wohl isch gsy!
Ha nit Lust u ha nit Friede, bis ig i mim Dörfli bi!

Herz, mys Herz! i Gottes Name, 's ist es Lyde, gib di dri!
Will's der Herr, so cha-n-er helfe, daß mer bald im Heimet sy.

Aus: Blumen aus der Heimat.

Von Jakob Stutz [1801—1877]. Zürcher Oberland.

Chränzli vo Blume us Wiesen und Feld, Rösli vo Hägen im Wald!
Chränzli! de machst mer so wohl und so weh, hän ich mi Lebzig kei
süberers gseh; Blueme vo heime sind drin.

Rösli! er lachet so fründli mi a, säget mer grüseli viel, führet mi
hei, uf die waldige Höh, löh mi mi Chindezit neu wieder gseh. Rösli
vo heime, wie schön!

Zeiget mer, ach, e so dütlü und chlor, oben am Wiesli de Hag,
wien er voll Bluest und mit Rösliene rot grad wie en Chranz um die
Weid umme goht, wo i so glückli gsi bi.

Hän i nüt Strüüßli und Chränzli dört gmacht, gjuchzet nnd gsungen
und grüeft, Hüttli uufbauen und Öfeli dri! ach, und wie liecht und wie
wohl ist mer gsi! 's wird mer wohl nümme e so.

Blueme vo heime! Wärs mögli emol, blüeted er doch uf mim
Grab! Bliht mer en Fründ, bis mis Stündli wird schlo, bitti, so setz
mer und pflanz mer doch no Blueme vo heime uf's Grab.

Aus der Idylle „De Herr Dokter“. [Zürcher Mundart].

Von August Corrodi [1827—1885].

Heimet, i säge, de laast nid los! — Mit heimliche Mächte
Hebst ein immer am Bündel, wie d'Mueter s' Chind am e Schnupftuech,
Gaht men usen i d'Wält, was gist eim mit na bim Abschied?
Heiwehsame streust eim i's Herz, e heimliche Hampfle
Faht er au nid grad z'chymen a, nu, se wartet er d'Zyt ab,
Eis Jahr, zwei oder zächni; denn faht's a druckeu und schürge
Schwellen und wahlen im Herz, dänn trybet die Chymli i d'Höchi,
Gneht vom Tau der Erinnerung a hei, vo chumbrigem Räge,
Unglückbläschen und was es dann sei — es setzt si es Geistli
Z'Nacht zu dim Bett, schwätzt schwizerdütsch, verzellt der vo heime,
Zeiget der Vatter und Mueter und was d' diheime na Liebs häst,
Maalet der d'Schneeberg vor und z'oberst uf luftiger Zinne
Schynt 's wyß Chrüz im rote Fäld und winkt der vo wytem.

*

*

*

D'Sprach? . . . Die lamer nid schälte, das hieß der Mueter en Schimpf tue.
Zürütütsch, dich grüez-i wider mit freudigem Herze,
Bade-n-und schwadere wider i dine stärkede Flute!
Zürütütsch, du umhüllst-mi wider as gschmeidige Schlafrock,

Schmiegst-di iedem Gedanken a, und schüttist es Füllhorn
 Wort vor-mer us, für alles und iedes; und wär-i en Sprachma,
 Wett-i vu dir e Grammatik schribe, mer wettid denn luege,
 Weli-Sprach e richeri hett, di griechisch nid usgna! . . .
 Bist au es bitzeli ruch und säged d'Nachbere vu-der,
 Seigist en Flüechlichratte, en ebigs Gwitter mit Hagel,
 Blitz und Tunder und gstorbenem Vech und derige Gwalte:
 Mögeds ja rächt ha echli, aber weißt, s'ist luter Vergeustig,
 Gar nüt anders, vergunned-der d'Chraft und di markigi Sprachgwalt.

Heimed.

[Schwyzer-Mundart (Einsiedeln)].

Im Bärmland ist my Heimed gsy,
 Im stille Alpetal.
 Ha müöße furt a bloe See.
 O weles Parädys! —
 Ä Heimed isch ä keini meh.

Mi ninnt halt d'Sunne nüd mit eim,
 Wo i dr Heimed schynt.
 Wo's Tschüüppli eim vergülded hät,
 Die erste Chindetraum,
 Und 's Muotters Aug bim Nachtgibät.

Aus dem: „Schwäbelpfyfli“ von Meinrad Lienert.

Mit gefl. Erlaubnis des Verfassers und des Verlags H. R. Sauer-
 länder & Co., Aarau

Hei go, nit elei lo!* [Solothurner Mundart].

Am Chilchhof chumm i spot verby,
 Und blybe stoh
 Und dänke no,
 Wär alls scho mueß do unde sy!
 Es isch nid wyt:
 E wyße Stei, wo's Müeti lyt.
 Und allmol mueß i lyde dra,
 As ig em nüt me säge cha.
 Ha's elei glo,
 Bi nit heicho! —
 Jetz cha-n-i warte. wie-n-i will,
 Und lose lang, 's blybt totestill.
 Do fohts im Chilchturn afo schloh,
 Es isch, i heig ne Stimm vernoh:
 „Heigo,
 Nit elei lo!
 Gling glang!
 Dänk dra dys Läbe lang!
 Dänk dra, alli Tag und Stund,
 As kei Tote meh umme chunnt!“

Joseph Reinhart.

Fabriglerma.* [Solothurner Mundart].

- | | |
|---|---|
| 1. Hi-n-und här und uf und ab,
Sächs mol zäche Stund,
Lueg nit uf und dank nit dra,
Bis der Sunndig chunnt!
2. Hi-n-und här und uf und ab,
Früeh vom Tag bis spot,
Dänk nit, was derhinder lyt,
's goht um's liebe Brot. | 3. Hi-n-und här und uf und ab,
Früeh vom Tag bis z'Nacht,
Wo me schöni Sache traumt
Und me drob erwacht.
4. Ha-n-emol e Vogel gseh
Einisch z'Nacht im Traum.
Sind em d'Fäcke bunde gsi
Undreme grüne Baum. |
|---|---|

Joseph Reinhart.

* Mit gefl. Bewilligung des Verfassers und des Verlags, A. Francke. Bern, aus „Im grüne Chlee“.

Zur Verlobung.* [Zürcher Mundart].

- | | |
|--|--|
| 1. Was gsehn i do? Es Pärli!
Das luegt so fründli dri.
I lies em us den Auge,
Es mues es Glück drin si.
2. Nüd eis, wo we-n-es Fürli
Bim erste Huch vergahd.
Es Blüemli, wo-n-im Bise
Und Blast si wehrt und stahd. | 3. Ganz tuf und zhinderst une
Glänzt öppis wie-n-en Stern.
Es sind zwei wißi Tübli,
Säid jedes: hä di gern.
4. Sie fäcket und sie fladred,
Jetzt flüget s' uf. Wohi?
In blaue Himmel ine.
Det wänd s' diheime si. |
|--|--|

Ernst Eschmann.

Ereignis.*

„Jä Fereli, jä Fereli,
 De tuest ja hüt we lätz!
 Dur's Hüsli uf, dur's Hüsli ab
 Was nimmst ä fürig Sätz?

„O Muetterli, o Muetterli,
 Gäll häsch es nanig gseh,
 Im Zeindli uf der Winde
 Ganz wiß, wie frische Schnee,

Do pipset's und do chrüschlet's
 Und güggslet scho echli. —
 Es Näst voll jungi Chätzli
 Und's Miggeli derbi!“

Ernst Eschmann.

* Aus: Fäst im Hus. Versli, Rätsel, Gschichtli und Stückli von Ernst Eschmann. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Abdruck unter gefl. Genehmigung des Verfassers und des Verlags.

* De Joggeli gohd in-'n Hennestall.

Es ist am-me-n-Ort e chlys Buebli g'see ond das Buebli hed die g'fählt G'wanet g'khaa, as's all vom Esse-n-eweg off e-n-Abtrete hed wele.

Das Buebli heg Joggeli g'khäaße ond hed halt au no nütz vo Höflikeits- ond Aastandsforme g'weßt. Er hed denn gad eppe g'sääd: „Muetter i sött off's Läubli.“ Emool ist Joggelis Vetter-Götti vo Walzehuuse-n-ine choo ond hed au dei z'Mettag g'gesse.

Vor s' zom Tisch sönd, sääd d'Muetter no zom Joggeli, wenn er denn wider off 's Häfeli mös, söll er denn gad säge: „Muetter i möcht in-'n Hennestall.“ Wo s' doo bald g'gesse g'khaa händ, hed de Joggeli all g'gigampfet ond 'zöcklet met de Bäane. Doo frooget de Vetter-Götti an-em,

worom as er all e so gnappi. De Joggeli ist off emool gaanz rüebi gsee ond hed d'Hand in-'n Rogge hendere g'hebet ond gsääd:

„I bi halt graad vor emme Wyli im Hennestall gsee.“

* Evas Töchtere.

Emool ha-n-i ebe-n-au am-me-n Ort en Vortrag g'khaa, ond an e paar Zilete -n-e chly fääst g'kääset.¹

Wil so vil Fraue-n-ond Jumpfere dei g'see sönd, ha-n-i doo zo dene Lüüte g'sääd: „I mues doo näbes e paar Syte-n-öberhopfe. die Dame, wo do hinne sönd, chönntid sös no Aastoß neh' draa.“

Wo-n-i doo öber all's abe n-en Augenblick alee g'see bi. choond denn eeni am-mi zue, — jää gad e wäächi² nobli Frau — ond lööslet³ mer ase-n-öbersttellegezügs⁴ i's Ohr ie:

„Losid, töörft i nüd disebe paar Blättli met hee neh', wo-n-er hüt z'Oobet öberhopft händ?“

¹ In Bezug auf die Sittsamkeit zweideutig geredet. ² schön gekleidet. ³ flüstern (Abstammung von „leise reden“. ⁴ in mutwilliger Weise.

* De Chemifeger.

Es ist a de Freie Strooß e Frau g'see, — joo gäär e rychi Frau, — aber en jede Chemifeger hed Chritz¹ g'khaa met-ere, will's Hoor a de Zeene g'khaa hed, anstatt off-em Chopf. I ha doo ebe-n-au möse dei here.

Sobald i zom Hus y choo bi, ha-n-i möse myni Schlappe-n-abzüe ond e paar Hoorschueh² aalegge, ond denn isch mer off Schrett ond Trett no-e g'gloffe ond hed mer vorzue zääget was i mös mache. Si ist met mer i d'Chochi ond i ali Zimmer ond i d'Wäschchochi, es ist halt ebe-n-chly e-n-oovertrauti³ g'see, ond hed wele ha as d'Sach hoorg'nau g'macht weer. Di eene Chemeler⁴ sönd denn ebe gottlos vetaubet abb-ere ond hend-esch denn oozwäädüüti⁵ z'merkid g'gee, aber i ha nütz deglyche'tue, ond ha off's Woertli 'tue wie si's hed wele haa. Z'letscht am End wo-n-i fierti g'see bi, hed's mer no Znüni ufg'stellt ond e Trinkgeld g'gee. I ha doo noo on noo meh dere Kundschaft öberchoo wo's g'hääße hed i hei e so en b'sonderege Linge-n-im Omgang met derege Fraue n-ond böse Wyber.

I ha doozmol ond i spööttere Johre sogäär en Ruef öberchoo off dem Gebiet, ond myni Coleege hend efange-n-ammer g'frooget wie-n-is e-n Aard au aag'schieri.

Aber i mache gäär ke G'häämnuß droß ond nem-me-n-au ke Padent droff.

Wem-me met de Fraue frei ist ond tued graad was s' wend, so isch schuuli guet uuschoo met ene. Ali wo's dei nüd gaanz freie hend sölid's gad emool probiere; es besseret handomm! Ond im Große ganze momme halt d'Lüüt neh wie's sönd, ond teenke-n-es hei-yd all Lüüt ierni Mogge.

¹ Anstände. ² Wollschuhe (Finken). ³ Mißtrauische. ⁴ Kaminfeger. ⁵ unzweideutig.

* Aus: J. Hartmann, Appezeller Gschichte. Verlag von Arnold Bopp, Zürich. Mit gefl. Genehmigung des Verlages abgedruckt.

D's Annemarei.

Annemarei! Dä Name tönt mir i de'n Ohre wi-n-es heimeligs Fürabeglütt us mym aute Dörfli u mahnet mi a di schönste Tage vo myr lustigste Buebezyt. I ha Tante müeße zu-n-im säge. Aber es isch gar nid my Tante gsi, nume 'n-en auti Jumpfere, wo mer vo Hut u Haar nüt isch verwandt gsi. Si het mi der tuusig Gottswiue-n uf-gläse u si mynere-n erbarmet, vo wäge-n-i hät süsch hinger u vorfer niemer gha wo si mynere-n ahgnoh hät, u het mi erzoge wi-n-e Muetter. Es het wäge dessi säwber nid der Huufe g'ha, d's Annemarei u het nume-n-us sym Verdienstli müeße läbe. Es het hauptäntisch guet chönne brodiere-n u säwbi Zyt sy di 'brodierte Pantoffle-n u Fuubettchüssi neue no bsüchiger gsi weder hüttigstags. Weder es het gruusam weneli derby usegluegt.

I cha mi fasch nid a d's Annemarei bsinne, oder i gseih's am Pfäischter hocke, mit der Brodierete-n-i syne magere gäwbschelige Häng. Die guet Hang wo mer my ersti Schnudernase 'n-abgwünscht u d's erst Pappeli g'chochet het.

Es sy sider mängs Jahr vergange u die gueti Hang isch längschte-n-uf däm heimelige Chiuchhof verwäse, aber we's mer sider hie u da eso rächt vom Tüfu nache schlächt g'gange-n-isch un es mi mängisch tüecht het, es syg nümme zum prestiere, su het es mi mängisch tüecht i gspühr se wider, u de het sich mys Eländ verschloffe-n-un i ha a d's Annemarei täicht, wi-n-es es guets un es liebs syg gsi mit mer, u de het's mi aube tüecht, d'Sach syg doch nid so bodebös un i bi wieder 'guraschierte worde.

*

*

*

Di gueti Seew! Si het e kurlige Gloube g'ha. Z'Bredig isch si so viu i weis nie g'gange u nie het si eso rächt vo Härze g'wätteret, wi einisch wo si mit ere Nachberrfrau isch z'Versammlig gsy. So viu i ha chönne merke-n-isch auwäg vo Gebätserhörige d'Red gsy, u das guet Annemarei isch vo dene Wundergschichtli fuchstüfuwiuds worde. „Das isch tumme verruckte Züüg“, het's gseit, „mi cha doch üsem Herrgott nid zuenuete, das er sich ume-n-es jeders Museloch söu umtue. D'Lüt söue z'ersch säwber öppis tue u we's de no nid geit, henusode, de chame de gäng no mit Bäte probiere. We-n-i bis zur hütige Stung öppis ha wöue ha, su ha-n-i ömu no gäng säwber müeße zur Sach luege-n-un es isch no nie ke Ängu vom Himu ache cho u het mer Schmutz i d'Pfanne ta wen i nid ha vermöge z'choufe. U wär mer's anders seit versteit's nid besser! Punktum!

So het ungefähr ds Glaubebekenntniß g'heiße, wo Annemarei em angere Morge-n-abgleit het. Aber säwb Mau wo-n-i chrankne bi gsi, da het es zue mir g'luegt wi-n-e Häftlimacher u het mer pybääpelet wi di bescht Muetter. U wo du z'Strübste für gsi isch un i usser Gfahr bi gsi un em Ostermorge-n-erwache, du het es mer es schoggoladigs Osterhäsli mit eme-ne Huttli vou gfärbtne-n Eierli vor z'Bettli gstewt gha u het gar gruusam wou g'läbt a myr chyndlige Freud. Un i cha sider di Osterhäsli neue nie meh aluege, ohne das es mir ungerem Schilehblätz a'fahst gramsle; es tücht mi de aube, es zünti mer no einisch es Liechtli us myr schöne Buebezyt i mys jitzig Läbe-n-ubere.

Aus: „Mys Dörfli“ vom C. A. Loosli.

Volkslied in schwäbischer Mundart.

- | | |
|--|--|
| 1. Es kommt e lustigs bueble
und singt dur wald und feald;
so heazig und so lieble
geit's kois maih uf der wealt. | 3. Sei gsichtle glitzt wia d'sonna,
sei hauch isch bluamaduft,
und d'äugela sind gesponna
us bloer Himmelsluft. |
| 2. Wia lacht's mit rausabäkla
oin doch so freundli a!
Wia golde sinket d'lökla
ufs bluamaröckle na! | 4. Vergißmeinnichtla winket
vom gstromta seiteband,
und farbaperla blinket
am grüena morgagwand. |

Am Vogelnescht.

Schwäbisch.

Horch, 's zwitschert was em Büschle drenn
 mit Stemmle gar so fei ~ !
 Ond guck, a Fenk fliegt ab ond zue,
 fliegt us'm Busch ond nei ~ .

Jetzt schleich herzue ond duckt de leis,
 due d'Zweigle vonanand,
 no stät, no stät, fahr sachde zue!
 En Obacht nemm dei ~ Hand.

Siehscht's Neschtle en de Zweigle drenn
 von Feederle ond Heu?
 Ond siebe gelbe Schnäbele,
 di bibberet us der Streu.

Ond guck, dort kommt der alde Fenk,
 der bringt a Fuederle;
 jo, jo, was oin am gernschde hot,
 des ischt doch's Muederle.

Ond guck! jetz dont se d'Schnäbel uf
 wië uf Kommandowort —
 jetz due mer's z'lieb, daß 's Alt nex merkt,
 mach d'Zweigle zue — schleich fort! W. Stein.

Mädele, ruck, ruck, ruck !

Schwäbisch.

Mädele, guck, guck, guck in meine schwarze Auge, du kannst dei
 lieblichs Bildle drinne schau. Guck no recht dreinei, du mußt drinne
 sei; bist du drinne z'Haus, kommst au nimme raus. Mädele, guck, guck,
 guck in meine schwarze Auge, du kannst dei lieblichs Bildle drinne schau.

Und hast nie g'juchzt aus volla Brust.

Oberösterreichisch.

Und hast nie g'juchzt aus volla Brust
 und nie recht herzli g'lacht,
 und hat an Vögerln eahna G'sang [ihr]
 dir nie viel Freid'n bracht,
 und habm da a nie Bleamön g'falln [dir, Blumen]
 und nie die Stern af d'Nacht
 aft hat da insa Herrgott nie [unser]
 sei Himmötür afg'macht. Karl Achleitner.

Wia d'Leut sei soll'n.

Oberbayerisch.

Kopf und Herz am recht'n Fleck,
 's Wort frisch von da Leba weg,
 an hellen Blick, an guat'n Mag'n
 der aa was z'widas kann vatrag'n,¹
 für d'Not und s'Unglück offen Hand,
 a Liab fürs freie Vaterland —
 und an Hamur² frisch, g'sund und recht,
 kurz „deutsch“ bal d'Leut san, na' san's recht.³
 P. Anzinger.

¹ Etwas, das ihm zuwider ist. ² Humor. ³ so (bald), hernach.

A Bixal afn Ruckn.

Tiroler Volkslied.

A Bixal afn Ruckn, an Gamsbärt am Huat,
 a Dianal im Herzn, das mächt an frischn Muat.

Und a Bixal zum Schiaßn, an Raffring zum Schlagn,
 a Dianal zum Gernhåbn muaß a frische Bua hån.

Und kimp åft da Kirchtåg, dâ göah ma zun Tånz,
 da Seppal füahrt's Nanal, die Greatl da Hån.

Mei Schâtzerl.

Kärntner Lied von Thomas Koschat.

Gott Väter in Himmel hât mei Schâtzerl gern g'mögt,
 und hât ihr ins Miaderl zwa Apflan verstêckt.
 Drauf nimmt er von Goldflächs an Tschüppel dervon
 und hât ihn mein Schâtzerl af ihr Köpfe 'nauf 'thån.

Und dâ just von an Bamlan a schönes Kerschle âber lâcht,
 so hât er ihr 's Goscherl gånz roth dâmit g'mâcht.
 Doch weil dâs zur Schönheit noch ållweil nit g'långt,
 hât er ihr stätt Äugerln zwa Vergißmeinnit g'schenkt.

O Diarnle tiaf drunt im Tâl.

Volkslied aus Kärnten.

O Diarnle tiaf-drunt im Tâl,	Mei Herz hât hâlt lei zwa Tön,
jautz aufa zu mir amâl!	die Glockn und dein Stimm so schön;
Es is jâ gâr lång schon her,	und klingen die vom Tâl herauf,
daß i dei Stimm gern hör.	tuât sich der Himmel auf.

Aus: Unsern liabn guldanan Brautpor!

Steiermärkisch.

„Mei liabs guldanas Brautpor!

Da heundigi Tog is sa schen, as wia wann er von Himel wa gfoln. Don und won laßt er oan ower¹, unser Hergott, an glückselign Tog. Vor funfzg Johrn is ah oana gwen.² Ees zwoa Leutl seids selm³ in unserer liabn Pforkirchn vorn Oldor⁴ gstondn, jung seids gwen, und gern hobbs Enk⁵ ghobb, wir Odam und Ever in Paradeis. Ober Gott Lob und Donk, zan Enk is koan gstrenger Engl kema mitn glüatign⁶ Schwert, der Enk austriebn hät; a freundlicher Engl is kema und hot Enka Lebn und Liab beschützt. Schauts, und wo zwoa Ehleut guat mitanonda lebn, Glück und Freud mitanonda toaln, Kreuz und Leid mitanonda trogn und wia guati Kamerodn zsommenholtn in olln Stuckn schauts, nochher is de Welt jo ah a Paradeis.

Seit funfzg Johrn! Wos is olls gschehn af da Welt! . . . Wos is in unsern liabn Dörfel sid der Zeit olls vagonga. Wia viel Junggselln und Jungfrauna, de ban Enker erstn Hohzat frisch und lusti sein gwen wir a Lercherl in Mai — kaum a hondvul Erdn is von eohna mehr afn Freidhof. Ober Ees zwoa seids stehnbliedn, wir a Feichtnbam und a Lindnbam nebn anondastehn — da Blitz zuckt drüba hin und trifft nit, d'Vögerla baun in Wipfeln eahna Nest und singen. Bravi Kinda hobbs aufzücht, fürs Vodaland und fürn Baurnstond; herzliabi Ehndlleut und Uhrehndlleut⁷ sein nochgruckt, und daß da guadi Loi⁸ nit ohkimbb, des gfreut ins.

. . . . Imeramol woas eahm unsa Hergott nit viel Freud zmochn mitn Leutn af da Welt. Ungrecht seins und foisch⁹ und toan oanonda so viel gern peininga. Und wan er derawegn ima rechtschoffn vadiaßler is gwen, unsa Hergott, do hot er sih mit seini Ellbogn af an Wulknpulsta gloant¹⁰, hot owagschaut auf Enker Haus und hot lacherlad gsogg: „De zwoa Leutl, de gfoln ma. De suln a guldani Hohzat dalebn . . . Und eppa gor a deamantani ah noh. De zwoa Leut gfreun mih, de loß ih banonda¹¹.“ — Und a so hobbs in heundin Tog glückla dalebb. Gern schaut mar Enk on

Und destwegen toan mar Enk heunt ehrerbieti grüaßn. Und destwegen is da heuntigi Tog a Festtog fi di gonz Pfor¹². Und wan die Pöller krochn und die Gloggan klingen, sa is dos wir a Freudngschrei und wir a Donkgebet zan liabn Gott, daß er Enk beschützt hat bis zan heuntin Tog. Und is ah zgleich a deamiatigi Bitt, daß er unsa guldanas Brautpor noh long jung und gsund bleibn lossn sult af der schen Welt.

Ih heb mei Glaserl Wein und die gonz Pfor stimbb ein, wan ih ruaf: Unsern liabn guldanan Brautpor Glück und Segn!“

P. K. Rosegger.

¹ läßt er einen herunter. ² gewesen. ³ ihr zwei Leuten seid damals. ⁴ Altar. ⁵ euch. ⁶ glühenden. ⁷ Enkel und Urenkel. ⁸ gute Leute nicht umkommen. ⁹ falsch. ¹⁰ auf ein Wolkenpolster gelehnt. ¹¹ beieinander. ¹² Pfarr(gemeinde).

D'Liab.

Jos. Steyskal, Graz.

's Herz is a Wies'n, wo d'Liab darnat fließt,
wie a Bach, der von Berg'n in's Tal abischießt.

Oft kannst bis am Grund seg'n, so klar is und rein,
so hell als ob die Sterndl'n sich badet'n drein.

Oft ab'r thuat's rausch'n, als wurd't's nimma still,
als wann's hätt mit den Geistern, den bös'n, ihr Gspiel.

Und geht's amal äba, da nützt da koa Halt,
denn es reißt d'schönsten Bleamerln dir weka mit G'walt.

Und is um dös Bleamerln dir dann no so schwer,
denn da Fleck, wo sö blüeht hab'n, der bleibt nache leer.

Wann kimmst denn hoam?

Niederösterreichisch.

Und wia n'i no oa Bui bin g'wen gewesen
und han i d'Schul geh müaß'n'
da woa'n'i ollwal kreuzfidel —
nua dös tat mi vodriaß'n:

Wann nach da Schul i furt han wöll'n
aufs Feld ganz i da G'hoam, im geheimen
und mi mei Muida hat dawischt Mutter
und g'fragt: „Wann kimmst denn hoam?“

Viel spoda woa's; i woa'r 'oa Ma später
und han mi ehrli g'schund'n,
vo früahauf bis i d'spodi Nacht
han i koa Ruah nöt g'fund'n.

Und wann i furt bi, hat mei Wei'
so manchmal i da G'hoam
dö lia'm Aug'n voll Wossa g'habt lieben, Wasser
und g'fragt: „Wann kimmst denn hoam?“

Am Freidhof draußt zwei Grawer san, Gräber
zwee brave Leut lieg'n drei' liegen darin

's old Muidal is dös oani Leut
und's onda is mei Wei. Weib

I denk an sö, und alli Nacht
siach i' s'voa mir in Troam, sehe

und all' zwee schau'n mi trauri a
und frag'n: „Wann kimmst denn hoam?“ J. F. Dürauer.

Volkslied in obersächsischer Mundart.

Gegend von Meißen.

E liedel in ihren,
war wi's verwiehren?
Sengt dr vogel nich of sein'n boom?
der engel nich im hemmel droom?
E freier, fruher mutt,
e gsung und frehlich blutt,
gieht über geld und gutt.

E trunk in ihren,
 war wi's verwiehren?
 De aarde trenkt ihr wuasser jo¹,
 der amtma trenkt sei gläsel oh.
 Erbst in der wuch raacht siehr²,
 do kimmt e kännel bier
 am sunnt'ch raacht schien derfier³.

¹ Die Erde trinkt ja ihr Wasser. ² recht sehr = sehr viel.
³ schön dafür.

Heut scheint der Mond so schön.

Egerländer [Eger und Umgebung] Volkslied.

Heunt¹ scheint da Mäu(n)² sūa schäi(n),
 mou i za mein Mäidla gäih(n);
 is aa da Weegh wul weit,
 gäih i'n mit latta³ Freud.

Heunt leuchtn hellaf d'Stern,
 i ho ma(n) Mäidl gēan⁴;
 Mäidell, ruck hea za mia(r),
 s'is ja da Bou ba dia(r).

Wenn Gott mia(r) Lebm schenkt,
 wiast a scho(n) du badenkt.
 Äwa⁵ i säg da's fei(n),
 blei(b) ma nēa⁶ treu, nēa treu.

Die eingeklammerten Laute werden nur angedeutet.

¹ heute nacht. ² Mond. ³ lauter. ⁴ gern. ⁵ aber. ⁶ nur.

De Liebe.

Schlesisch.

Kee Schluß gitt's und keen Schlüssel,
 der's Herz verschlissen kinnt,
 daß nich zuletzt de Liebe
 a Eiweg gleiwel find't.

Die kimmt stuckstill geschlichen
 ei's Kämmerle zur Nacht
 und kreucht durch's Herzenstürel
 zum Troome nei ganz sacht.

Und wer se eim Gemütte
 schließt wie an Engel ein:
 der wird schunt hie uf Erden
 as wie eim Himmel sein.

Philo vom Walde.

Mundart aus dem Odenwald [Grafschaft Erbach].

Gelegenheitsgedicht zur Einweihung eines Wirtshausschildes.
[Zum Hirschen].

1. Ich grietz aich all, eer liewe lait,
die eer zum fescht hait kumme seid;
e vivat hoch! de jung und alte!
die noch uf alte braich ebbs halte;
die munder seen zu rechter zeit.
un darum aa senn kumme hait.
2. Jetzt gebb mer's glas her, kummerad,
un halt nor die budell barad!
Deß erschte glas mit purem wei,
es soll zu aller gsundheit sei;
deß zwatte, deß ich drinke aus,
vivat! es gilt dem herschwertshaus! Hirschenwirtshaus
3. Hallo, baßt uf, jetz weis ichs schild,
seht her, de hersch, e koschtba bild!
es is e bild vum Oorewald,
wo's jagdhorn schallt, die bühse knallt.
Ei bravo! mäddeche, aierm fleiß!
Ar kränz verdien kaan klaane preis. Eure Kränze . . .
4. Ich hoff, es werd aich net geraie,
der dag, an dem mer's schild eiweihe;
es is e dag der Fröhlichkeit
in aaner grad net gure zeit;
drum werd es kaaner üwwel daire, deuten
wann mer uns heit deß fescht bereire. bereiten
5. Ich bin halt mool e luschtig seel
un selte bei dem danze fehl;
ich bin e fraind vun muntre lierer, Lieder
vun brave mäddeche, traie brüerer; treuen Brüdern
un habb ich noch e schöppche wei,
do kann ich erscht recht luschtig sei.

D'r Erlkenig.

In oberelsässisch-französischer Mundart.

Vum Güshti Göthe.

Wer rittet so spot par la nuit et le vent?
Daß isch d'r Babbe mit sim enfant.
Er hat sie Seehnle güet im Arm,
Er hebt en sicher und hebt en warm.

„Mon enfant, dü bisch so bleich und so blaß,
Worum isch die Schürle so voll angoisse?“
„Gsiehsch nitt d'r Erlkenig mit Schweif un Krone?“
„Sall isch e Nebelstreif, Gott vrdonne! . . .“

„Mon cher enfant, kumm, gang Dü mit mir,
 Gar scheni jeux mach ich mit Dir,
 Gar scheni Bliemle wachse am Strand,
 Un mi Mueder hat mang guldig vêtement, . . .“

„Mi Babbe, mi Babbe, un witn nit lose,
 Was mir d'r Erlekenig verspricht für chose?““

„Sig rüehig, sois tranquille, halt d'Schnute, mon fils,
 D'r Wind macht in de Blättre sie Grijf!“

„Mon cher enfant, kumm mit m'r waidli,
 Ich will d'r zeige flotte Maidli!
 Si tanze luschtig, wenn andri schnorche,
 All' Sunntig z'Hünige im Storche . . .“

„Mon cher Babbe, un sieh'sch nitt derre
 's Erlkenigs Techtere um finstere Örtle?““

„Mon fils, sois tranquille, ich gsieh's jo gnaü,
 Es schine die alte Widle so graü!“

„Mon enfant, mich reizt ta belle figure.
 Un kunnscht nitt vo salber, so brüch ich G'walt, je t'assure!“
 „Mi Babbe, mi Babbe! i ka der's nur saje,
 D'r Erlekenig packt mi am Kraje!““

D'r Babbe kriegt e Ganshüt, und rittet drüf,
 In sine bras thüet 's Kind e Schnüf,
 Er kummt ans Hüs: O Sankt Ballinores,
 In sine bras isch's Kind — — kapores!

Müllheimer Tageblatt.

D'r Lufbellung. [Der Luftballon].

Elsässisch.

Klei Kind, was grinsch un lüegsch eso greinst, weinst
 dim Lufbellung, dim rote, no,
 wo dü hasch lo üswitsche?
 Wisch dine Träne-n-ab nur gschwind
 un laß ne fahre mit em Wind,
 de kasch ne nimm verwitsche.

Bol wird's nur noch e Dupfe si,
 denn züe de Wolke fliegt er hi
 un tüet wie sie verschwinde.
 So gehts grad mit de Träim un Plän,
 wo mir so schön als mängmol sähn
 im Lewe sich ifinde.

Träumen
 gar manchmal

Se lache-n-uns gar frindlich a,
 m'r meine 's Glick erowert z'ha
 un wänn 's als nitt lo fahre;
 uf eimol awer nimmt's d'r Wind!
 Wisch dine Träne-n-ab, klei Kind,
 me müeß se-n-ewe spare.

und wollen es ganz
 und gar nicht
 fahren lassen

R. Lustig.

*

*

*

Dialektlied.

E Lied im Dialekt
 söll rusche wie en Wasserfall,
 tar chlöpfe wie en Geislechnall
 und priggele wie Sekt.
 's mues schmecke wie en Maiechranz,
 und chyde wie en Chilbitanz,
 wo Höll und Himmel weckt.
 Schö, wie im Märli d'Osterfee,
 und klar und frisch wie Alpeschnee,
 söll 's sy, und doch nid gschleckt.

Otto Nägeli.

* * *

Die Mundarten.

Die letzte Entwicklungsform der gewöhnlichen Ausdrucksweise des Volkes sind unsere Mundarten. Besonders für uns Schweizer sind sie die eigentliche Muttersprache. Was wir im Hause und im Freien, bei der Arbeit und bei den Vergnügen, in Lust und Leid, denken und fühlen, drücken wir meist in der Mundart aus. In ihr kost die Mutter mit dem Kind: „Rite, rite, Rößli“, tröstet es: „Heile, heile, Säge“, lehrt es beten: „Engeli, Engeli Zitli, weck mi morn bizitli“, oder: „I g'höre-n-es Glöggli“. Viele dieser einfachen Kindersprüche reichen Jahrhunderte zurück, ja wurzeln wie die beiden zuerst genannten im uralten, heidnischen Volksglauben; sind doch z. B. die drei Mareien nichts anderes als die drei Schicksalsgöttinnen. *

In der Mundart auch legen die Eltern und die Schule der untersten Stufen im Kinde die Grundsätze zu einem bürgerlich brauchbaren und sittlich guten Menschen: „Tüend d'Türen-uf! Es chunnt en Ma“; „Buebe, Buebe, liebi Buebe, fünd doch au kei Händel a“; „Frisch mues mis Buebli rede“; „'s ist trurig, wie's dem Joggeli gaht“; „Inestechen-umeschlah, use-

* Anmerkung. Vergleiche dazu:

Zum Geschweigen der Kinder.

Schweig stilla g'schwind, ma ~ loibes Kind!
 Da Woutzl* kummt und nimmt de mit.
 Schweig stilla g'schwind un halt da ~ Mäul,
 Er is schau drass'n mit sein Gäul.

* auch Woud, Woudl = Wodan, wilder Jäger.

zieh und abelah“; „De Chämifeger gaht dur d'Straß“ usw. Schlicht und natürlich erzählen auch die Kinder selber in der Mundart von ihrer Liebe zur Mutter, dem Vater als Vorbild, von ihren Beobachtungen, ihren Erlebnissen und ihrer Phantasiewelt.

„Die lieb Seel hät mi mängi Stund
Uf ihre Hände träit
Und 's Schönst und 's Bescht us ihrem Mund
Mir tüüf is Herz ie glaid.
Das cha nu 's Muetterli.

R. Kunz.

„I will emal de Vater si“, meint ein kleiner Gernegroß; „Juhe, de Frühlig chunnd jetzt bald, De Winter mueß si striche“; „Morn ist Fastnacht, hu, wie prächtig“: „Juhe! de Märt ist wieder da!“ jauchzt es aus der Kinderbrust. Diese in echt kindlich natürlichem Geist und Empfinden gedichteten Verse sind nicht nur eine Freude der Kinder, sondern auch eine Erfrischung des Gemütes für die Erwachsenen. Aus der Tiefe der Seele steigen die Bilder unbewußt genossenen Jugendglückes.

O Juggedzyt, o Juggedzyt,
Wie-n-ist dir d'Wält so hell und wyt!
Voll Glöggli hanged alli Bäum,
Und 's Herz voll wunderschöni Träum
Und 's Glück a jedem Augelid,
Nu wäisch es nid, nu wäisch es nid.

J. C. Heer.

Aber nicht nur das sich verhärtende Gemüt wird durch solche Lieder erfrischt, viele an das Tun und die Ausdrucksweise der Kinder angefügte ernstere Betrachtungen machen diese Kinderpoesie auch zu einer vorzüglichen Geistesnahrung des ganzen Volkes. Oder wird uns das folgende Kindergedicht nicht nachdenklich stimmen?

Was de Hansli wott gäh.

Gescht hän i de Hansli gfroget:
Los, was wottsch du gäh?
Weisch es scho, so tue mers säge;
's würd mi wunder näh.
Zerschte-n-isch das Bürschtli stille,
Luegt mi nu so a.
Entli seit's ganz zueversichtli:
Was echt? Denk en Ma!
I ha heimli müese lache
Ab dem churze Bscheid
Und drufabe tenk i bi mer:
De redsch nüd so leid.

Gäbs us alle Schwizerbuebe
 Manne frisch, voll Muet;
 Denn stünd gwüß in eusem Ländli
 Alles recht und guet. Gottfried Gretler.

Wegen ihrer schlichten Natürlichkeit eignet sich die Mundart namentlich auch für Liebeslieder. Bald in einfacher, treuherziger Weise, bald aber auch in neckischer, -ja sogar derber Art geben die Liebenden ihrer Sehnsucht Ausdruck.

A dr Ost're hemmer Hochsig!
 Zwängt 'r ohni Bsinne.
 Äch und wien is will verbärge,
 's juchsed i mer inne.

*

Los, äs Finkli pfyfft im Baum!
 Mein, 's will öppis säge.
 's Finkli rüöft: s' ist Zyt, s' ist Zyt!
 's gruont uf Wäg und Stäge.

Vögeli, gang gleitig hei,
 Flüg zuo's Schätzlis Hüsli!
 Säg, wän's grad am Pfeister stoht,
 Grüöß di Gott, liebs Gspüsli! Meinrad Lienert.

*

*

*

Weggeleit.

Won-n-ig z'Nacht zum Meitli bi,
 Ist der Moon cho zünde,
 As ig 's Hüsli hinderm Wald
 Besser chönnti finde.

Bis ig 's Hüsli funde ha,
 Isch er mer 's cho zeige.
 „Wyter, Moon, bruchsch nümme z'cho,
 Chönne's jetz eleige!“ Joseph Reinhart.

Reimsprüche aus der Volkspoesie.

1. Meitli, i will d'r en Batze gäh,
 Wenn d'mi last es Chüßli näh.
 „Bisch du nid e närrsches Chind?
 B'halt din Batze und chüß mi gschwind.“
2. Min Schatz ist kei Zucker,
 Wie bi-n-i so froh!
 Sünst hett' i ne g'esse,
 Jez ha-n-i ne no!“
3. Brambeeristüdli,
 Brambeeribluest —
 Ha einist e Schatz gha,
 Jez ha-n-i e Wuest.

4. I ha-n-e schöns Schätzli,
Wenn's mer nu blibt;
I stell es i's Gärtli,
'aß 's d'Spatze vertribt!
5. 's ist mer eigeli nid so leid,
Wenn mer scho min Schatz abseit.
Seit er mer ab, so bi-n-i froh,
Uf en andere lueg i scho.
6. Mit Freude si mer zäme cho,
Mit Freude tüe mer scheide;
I will si gern d'm Hergott lo,
Si wird em wol verleide.

Neben den Liedern, welche der Ausdruck der Liebessehnsucht und des Liebesglückes sind, neben den Trotsliedchen und neckischen Reimsprüchen gibt es natürlich auch Gedichte der Klage über den verschmähenden, treulosen oder gestorbenen Geliebten.

My Schatz ist vertloffe;
Kei Mäntsch weiß wohi,
Jetzt g'seht's jedes Göifli,
Wie bleich as i bi.

*

I han em müeße true,
Hät Auge ka chnistblo,
Blo Auge hend guet heusche,
Was hett em ich nüd to.

Meinrad Lienert.

Die Liebenden suchen ihren Liebeskummer in der Fremde zu vergessen. Meist ist es umsonst. Sie sind so mit der Heimat verwachsen, daß sie unausstehbar unter dem Heimweh leiden. Und ist auch vielleicht nicht die Liebe die Ursache, daß sie in andere Gegenden oder Länder gezogen sind, sondern der Wunsch, die Welt und das Leben kennen zu lernen, oder auch der Erwerb, so treibt das Heimweh doch Tausende und Abertausende wieder in die Heimat zurück oder macht ihnen den Aufenthalt in der Fremde zur Qual. Besonders uns Schweizern liegt dieses Weh im Blut. Unwiderstehlich zieht es uns zurück nach den heimatlichen Bergen mit ihren herrlichen Alpenweiden, nach den blauen Seen, sprudelnden Bergbächen, tosenden Wasserfällen, den Silberströmen, lachenden Auen, fruchtbaren Obstgärten und wogenden Getreidefeldern, den blühenden Dörfern und prächtigen Städten, dem geselligen und heimeligen Leben. So verherrlichen auch viele Schriftsprach- und Mundartlieder unser Heimatland oder Teile desselben.

Myn Zürisee.

Gott grüetz-di, o Gott grüetz-di,	I myne Heiwehträume,
Myn liebe Zürisee,	Myn liebe Zürisee,
Wie han-is doch erplanget,	Han-i di tusigmale
Dich endli widerz'g'seh.	E deweg vor-mer g'seh.
Gottlob, iez ha-di wider,	Und bin-i dänn verwachet,
Wie bist so klar so, so blau,	Wie trurig bin-i g'sy.
Daß si de Himmel spieglet	Jez aber ha-di wider,
Und d'Berg und Dörfer au.	Jez g'hörst du wider my.

Und dörft i's Höchst mir weusche,
 I weusch-ti-mer nüd meh,
 Als immer bi-der z'blybe,
 Myn liebe, liebe See.

Emilie Locher-Werling.

Auch Meinrad Lienert preist die Schönheit des Zürichsees:

„Wo cha me öppis Schöners gseh,
 As afangs Mai de Zürisee
 Mit syné grüne Hügle.“

Sein „Heiwili“ ist nicht nur ein Lied der Liebe, sondern auch der Sehnsucht nach den Schwyzerbergen.

O chöti is Bärgland!	Ä gfreutri Sunne
O chöti uf d'Weid!	Chunt übere Grot.
Wo d'Alpewind umgönd,	's ist eim, mi heig Fäke;
Und wo me cha lache	's ist eim, mi sött flüge
Ab Chrüz und ab Leid.	Se wyt as d'Wält goht.

Und d'Stärnli im Weidgras,
 Und die himmelwärts,
 Und 's Stärnli-im Äugli,
 Si luoged eim alli
 Vil wärmer is Härz.

Meinrad Lienert. 's Heiwili.

Ein Heimwehlied ist auch sein Gedicht:

Sihlsee.

I gseh di lang scho i dä Träume,
 Sihlsee, Bärgwasser klar und blo;
 Und wien äs Lüftli chunt cho fäume abnehmen
 Äs Morgenäbeli dervo;
 Und wie das a dä Tannebäume
 Ufstygt und äntli muoß vergoh,
 Das git ä See für mynesglyche,
 Wo gare bloi Wasser hend,
 Und gare tüönd dur d'Stuude stryche,
 Wo still und heimli Rose stönd.
 Wo 's Aug voll hend vo Zaubersprüche,
 As d'Wasserfraue ufechönd.

O Seeli, vilicht g'sehn is nümme
 Wie d'spieglist mys grüön Heimedland!
 Wie gäre köirti d'Gloggestimme,
 Wänn s' spot druf g'speisted umenand.
 Dä wetti wyt driuse schwimme,
 Bis löscht im Härz dr Heiwehbrand. Meinrad Lienert.

Verherrlicht Meinrad Lienert sein Schwyzerland, so findet
 Johannes Brassel das Rheintal von wunderbarer Schönheit:

Mis Dörfli.

1. Mis herzig Dörfli dört am Rhy,
 Lit grad mitts uf der Welt.
 Der Herrgott hat wol gwißt, wohi
 Er Sammagrethe stellt.
6. 's Schönst lit vor dir. Was luegst so wit?
 Herrgott, wie's Herz oem lacht,
 Stond d'Bömm i schöner Früehligsyt
 I so-n-er Bluest und Pracht.
7. Du seahst ko Stroß, du seahst ko Huus,
 Vom ganze Dörfli meh,
 Denn über's Dach und 's Kämme uus
 Hangt lutter Blüeteschnee.
8. De Kerchtorn nu mit guldnem Knopf
 Luegt über Dorf und Feld,
 Die Gwündernas streckt Hals und Kopf
 Schier bis a's Himmelszelt.

Stolz ist auch der Thurgauer auf seine Heimat:

1. De Thurgi ist e prächtigs Land,
 Glaub's no, soß wer i taub,
 Ond wänn's vil Wy ond Öpfel get,
 So häm-mer Gält wie Laub.
3. E bravi Frau ond liebi Chend,
 E Huus ned z'groß, ned z'chly,
 Ond z'schaffe gnueg, do cha me jo
 Wol glücklech si deby.

Am Abend grüßt noch der Säntis, über und über rot.
 Gilt der Gruß nicht seiner Braut? Weit und breit könnte er
 auch keine brävere und schönere finden.

7. Ond glaubsch es ned, so chomm im Mäi
 I's Bluest, so wyß wie Schnee,
 Was gelt's, du gest dänn sälber zue,
 Es chönn nünt Schöners ge!
8. Drom isch's mer o vil lieber jo
 Als Hüüfe Guet ond Gält;
 Chorzom, my Ländli gäb i ned
 Om alles i der Wält!

Und wie schön ist nicht das Glarnerländchen:

1. Üusers Ländli ist nu chly,
Aber schü, was will-me mih?
Chänd, ir liebe Lüt, emal,
Und es gfallt ech überall.
23. 's ist nüd groß, mer wüessed's schu,
Doch mer dörfed's luege luh;
Säged nu, ir hebed's gsih,
Und dernah. was wänd si mih?
24. Wie-n-e Bruut im Hochsetgwand
Ist im Summer ds Glarnerland;
Auh der Winter staht em a.
Mer wänd's guet in Ehre ha!

Kaspar Zwicky-Laager.

So hat fast jeder Fleck Schweizererde seine wunderbaren Schönheiten oder seine geheimen Reize und auch ihren Verherrlicher. Und wie die einzelnen Teile, so verdient auch das Ganze gepriesen zu werden.

„Wie schön hät Üserherrged
Nüd 's Schwyzerländli gmacht!“

rühmt Meinrad Lienert unsere Heimat. Wie wäre es da möglich, daß auf diesem eigenartigen Lande nicht auch die Leute ihr bestimmtes Gepräge erhielten, bei dem ein herbes Selbstbewußtsein nicht unwesentlich ist?

Und was ig ha vo heime,
Das träg i mit mer no:
Es isch e herte Schwyzergring,
Wo meint, es göih no nit so gschwing
Und 's Dach vom alte Schwyzerhuus
Halt no 'n-es Wätter us.

Jos. Reinhart.

* * *

Aber die Mundart ist nicht nur gleichsam der Ausdruck des Volksgemütes und des Volkscharakters, sondern sie bietet auch ein hohes wissenschaftliches Interesse. Sie bildet die Brücke zum Übergang ins Mittel- und Althochdeutsche und damit in die germanische Sprachwissenschaft; sie ist damit auch ein Schlüssel zum Verständnis der Schriftsprache. Die Mundarten sind aber auch deren unentbehrliche und unversieglige Quellbäche.

Im großen ganzen hat sich in unsern Dialekten noch der Lautstand des Mittelalters erhalten, ja in einzelnen Gegenden haben viele Wörter fast vollständig den Charakter des Alt-

hochdeutschen bewahrt; denn je nach der größern oder kleinern Abgeschlossenheit des Gebietes, je nach den Siedelungs- und Bevölkerungsmischungsverhältnissen sind die Mundarten auf einem ursprünglicheren Stand stehen geblieben oder haben sich mehr abgeschliffen und sind namentlich auch, besonders in neuester Zeit, stark von der Schriftsprache beeinflußt worden. Die Schweiz hat sich noch als das mundartlichste Gebiet erhalten; in ihr finden wir auch, wie auf einer Musterkarte zusammengedrängt, vielfach die seltsamsten Formen.

Welch gewaltige Unterschiede sich zwischen den verschiedenen Dialekten vorfinden, ersehen wir schon aus einem kurzen Vergleich einiger Mundartproben. Unser Wort „Mutter“, niederösterreichisch Muida, Muidal, elsässisch Müeder, ist im schwyzerischen Muoter (Muotter) noch auf dem mittelalterlichen Lautstand stehen geblieben, in den meisten Gegenden der Schweiz aber zu der abgeschwächten Form „Muetter, Muetti, Muetterli“ übergegangen. Wie verschieden klingen das Glarnerische „schü“, das Schwyzerische „schöin“, das Obersächsische „schien“, das Steierische „schen“, das Thurgauische „schö“, das Zürcherische „schön“! „Chunnt, kummt, choond, kimmt, kommt; gaht, geit (geiht), gieht“, goht; nüt, nünt, nütz, nix, nex; Chileturm, Chilcheturm, Chilchturm, Chircheturm, Kerchtorn, Cherecheturm; Brambeeri, Brämer, Brämele, Brumbeeri, Bruubeier lassen sich zum Teil nur schwer als die gleichen Wörter erkennen. Z. B. nur das Wort Mond: Māno [Wallis], Mane (B.), Mu (Gl.), Mūn (Gr.), Ma, Mo, Moon, läßt uns ganze mundartliche Gebiete voneinander unterscheiden. Für Ameise finden sich beispielsweise nur in der Schweiz folgende mundartliche Formen: Ämeise, Ämeisa, Ameisse, Ämese, Ämesse, Ämeß, Ammässe, Omese, Äbese, Anbeisa, Ambeisse, Ambeißli, Ambeißki, Ampeisse, Umbeisse, Umpeisse, Umbeise, Abeisi, Abeissi, Handbeißi, Hambeißi, Hampeißi, Humbeisse, Hōbeißi, Empeis(s)le, Enggeisle, Ambeißge, Hambeißge, Ambeizgi, Ambetzgi, Ambitzgi, Hambitzgi, Ambitzli, Ambeßli, Ämbesse, Imbiße, Wumbitzgi, Wurmbitzgi, Wurmeßli, Wurmeisi, Wurmeißi, Wurmäusli, Wurmasle, Wurmbasle, Wurmbäseli, Umbasle, Humbasle, Hobäsle, Obäsle, Wombasle, Wurmwasle, Wambusle.

Wie mannigfaltig sind die Mundart-Ausdrücke für das Veilchen (*viola adorata* oder *arvensis*). Von dem ursprünglich lateinischen Wort haben sich folgende Abarten gebildet: Viöli, Viöli, Viönli, Vihönli, Vinönli, Vinehönli, Vinehündli, Vigenöneli, Visenöndi, Viserenöndli, Vigeli, Veigeli, Veieli, Veietli, Veiöli,

Guviönli, Guvihönli, Gufenönli, Gufehönli, Gufenöli, Gifenönli, Vigenönli, Aviönli, Haviönli, Affenöli, Affihöndli, Ofenöndli, Schmöckerönli.

Da ist es begreiflich, daß oft ein Dialekt auch einem Mundart-Sprechenden nur schwer oder gar nicht verständlich ist und er einem Hochdeutschen wie eine ganz fremde Sprache klingt; denn wie bei einer Fremdsprache ist sogar von einer Mundart zur andern der Wortschatz zum Teil ein anderer, während die Differenz im Wortklang meist noch viel größer ist.

Meiner Mundart sind z. B. folgende Wörter fremd oder werden in anderem Sinne angewendet: Abäkbock (Scheitstock), abegusle=herunterhäkeln, Aatrauf=Dachtraufe, Uustag [Ustig]=Frühling, arig = seltsam, änze = tadeln, abflachse = durchprügeln, abläschle = ablocken, Äcke = Nacken, ääke = jammern, Ääki = Jammerer, Quälgeist, albe = ehemals, aräble = anfahren (anrempeeln), Artefüfi=Schwarzwurzel, Arleb=Schulferien, Bachtele = Glockenblume, baffe = schwatzen, Baffi = Plappermaul, bärze = ächzen, stöhnen, batte = nützen, (etwas) abtragen, beite = warten, pfirre=heranschwirren, -wirbeln, pfose, pfosle = trippeln, pfüpfle = fast herausplatzen mit Lachen, kichern, bjorne = heulen, zetern, byste = pusten, keuchen, Bekilöiter = Geschirrflicker, Bluug = Täuschung, Trug, bräisle = schmoren, Buote = Schnupftabakdose, bloog = durchsichtig, zart, bröige = die Stimme verstellen, Büneposterli = Vogelscheuche, buschig = rührig, regsam, B'stöckt = Jauchegrube, prägle = rösten, schmoren, brodeln, prasseln, pralatzge = flunkernd-, prahlerisch reden, bryse = schnüren, durchziehen, nesteln, Brysnadle = Durchziehnadel, Brätsch = Klaps, Prügel, brätsche = prügeln, klatschen, chädere = schreien, zanken, chafle = schmieren, sudeln, Chaffi = Schmierfink, chare = schmieren, chäre = klagen, chirble = röcheln, rasselnd atmen, Chyster = Heiserkeit, chysterig = heiser, chlöne = wehklagen, jammern, Chlöti = Klotz, Grobian, Chlupf = (plötzlicher) Schreck, chlüpfig = leicht zu erschrecken, Chniepi = saumseliger Mensch, Chnüder = Knirps, Wicht, chosle = im Wasser herumpantschen, schmutzige Arbeit verrichten, sudeln, Chosli = Schmierfink, Chidli = Pflanzenschoß, Pflanzenstengel, d'Chappe schrote = den Text lesen, den Meister zeigen, Chrumme = Schweinekoben, chuppe = schmollen, Chlack = Spalte, Schrund; Riß, Sprung (an der Hand), Chrache = tiefe, enge Schlucht, Täber = Aufregung, Verwirrung, Kopflosigkeit, dampe = schwatzen, plauschen, Damp = Geschwätz, tanggle = kneten, dāsele = liebkosen, schmeicheln, dorfe = plaudern, Tonner = Tagelöhner, Tagmergof = Taglöhners-

kind, tromsigg = quer, verkehrt, Trümel = Lippe, Tschäder = Geklapper, Gerassel, tschaagge = einherschleichen, sich schleppen, tschalpe = (einher) schlurfen, Tschalpi = Tropf, Nachtreter, tschärbis = quer, verkehrt, tschärpele = einherschleichen, -trippeln, tube = schmollen, trotzen, Tubli = Schmoller, Trotzkopf, düderle = verlauten lassen, verblümt auf etwas anspielen, Tümpfi = Beute, Bug, Dußla = Buckel, dreiß = säumen, zögern, tyre = schlendern, fääsche = (ein)wickeln, Fääschi = Wickelzeug, Fäschiband = Wickelzeug, eitue = gleichwohl, etsches = etwas, frue = froh, flüttere = flattern, Flüderrockli = Backfisch, fäume = abnehmen, Gänterli = Schränkchen, Gali = Flegel, Töpel, Gimpel, Ghüder = Kehrlicht, Plunder, Ghürsch = Wirrwarr, Durcheinander, Gitzgnäpper = Geizhals, glarig = bunt, grell, glarigrot = knallrot, Gloschli = Unterrock, grauere = schlummern, Günsch = Endefinken, Ghüti = Schar, ä Cheuggi = eine Entschiedene, Resolute, G'spüslig = Gespons, Schatz, glyßele = verstohlen blicken, gschmuecht = elend, blöde, ghye = seelisch angreifen, gnäiste = Funken sprühen, galandriere = appetisieren, (bildl.) zurechtstutzen, fein machen, G'schläsmets = Rauchfleisch, g'schläsmig = welk, Grompere = Grundbirnen, Kartoffeln, jöisle (jeseln) = klagen, Hoschtet = Baumgarten, Här-gummel = Kartoffeln, hüntsch = stark, Hoötsch = Schlampe, hootschig = nachlässig, liederlich, kantsem = zutraulich, kurlig = sonderbar, seltsam, Lanzig = Lenz, Loubfläcke = Sommerprossen, Löffterli = Fensterflügelchen (Schiebfensterchen), müpfe = stoßen, puffen, Mektig (Meckti) = Mittwoch, muere = morgen, miecht = matt, maugle = dämmern, medig = wahrhaftig, bei Gott, mulblettle = Mundharmonika spielen, Rystetschupp = Flachshaar, räuke = erröten, röisch = entschlossen, Söl = Narr, Scharöti = Gesichtsrose, schytter = gebrechlich, altersschwach, Schminggel = Zierbengel, Spinnhuppele = Spinngewebe, Söderi = Schweinekerl, usöd = roh, schonungslos, schuime = melken, übersünig = ausgelassen, tolldreist, umedyche = herumschleichen, uwattlig = ungeschickt, ungebärdig, unanständig, useprieste = herausbrüllen, sich verbräme = sich rußig machen, verhürsche = verwirren, verwickeln, verhürschet = verworren, wirr, von Sinnen, vermöükt = heimlich, verblümt, verchrose = zermalmen, zerquetschen, vergible = (fast) aus der Haut fahren, vergehen (vor Ungeduld), verhootsche = verlegen, vertube = austrotzen, ausbrummen, sich wieder zufrieden geben, wäffele = aufbegehren, brummen, walbe = lehnen, walpele = wackeln, schaukeln, wärweise = hin- und herraten, wattlig = freundlich, artig, zaagge = trödeln, drucksen,

säumen, zäpfle = ausspotten, zybe = glitschen, Zybi = Glitschbahn, ziggle = necken, sticheln, zuune = nützen, wirken; das zuunet = das wirkt! Züttel = Tropf, Waschappen, Zwächeli = Handtuch, Zwaspel, Zwaspli = Quecksilber, Hampelmann.

Viele dieser mundartlichen Wörter stehen nun durch ihren Lautstand dem Mittel- und Althochdeutschen viel näher, als das bei den schriftsprachlichen Bezeichnungen der Fall ist. So ist das Wort Turn, wie es sich z. B. noch in Chilchturn (Bern) und Chercheturn (Appenzell) vorfindet, nichts anderes als das mhd. turn, [lat. turris; Luther schreibt noch thurn und thurm; wahrscheinlich wurde es in der Form „turn“ etwa ums Jahr 1000 aus Ostfrankreich entlehnt].

Brambeeristüdlī, Brambeeribluest weisen noch das ahd. brāma (f), bramo (m) und das mhd. brāme = Dornstrauch auf. Auch in der Mundart kann aber das Gefühl für die lautliche Zusammengehörigkeit verloren gehen. So sagt man z. B. in meiner engern Heimat (bei Elgg) noch Brāmetörn, Brāmestude, aber Brumbeeri [Brombeere, ahd. brāmbēri, mhd. brāmbēr].

Aus Chännel, Chängel, mhd. z. B. känel, kenel, ahd. chānali können wir noch das lat. Grundwort canālis [von canna = Rohr] = Röhre, Rinne erkennen. Dazu gehört natürlich das Fremdwort Kanal.

Das bei uns noch sehr häufig gehörte ifädme (ifädle) — bei Goethe findet sich in Werthers Leiden die Form abfädme — enthält noch das indogermanische **m**, welches dann im Auslaut in **n** übergegangen ist, sich aber in Ableitungssilben bis ins Mhd. und in den Mundarten bis in die Gegenwart erhalten hat: Besen, Bësem, ahd. bësamo, mhd. bës(e)me, bësem; Boden, Bodem, ahd. bodem; (vgl. Bodmer) Busen, Buesem, ahd. buosam, buosum, mhd. buosem (buosen); Faden, Fadem, ahd. fadam, fadem, mhd. vadem (n.); Gaden, Gadem, (vgl. Gadmental), ahd. gadem, gadam, mhd. gadem, gaden (Haus von nur einem Gemach, Kammer, hochgelegener Verschlag). In Württemberg, Luxemburg ist das alte **m** bewahrt geblieben.

Brosme = Brosamen steht noch in engsten lautlichem Zusammenhang mit ahd. brosmā, mhd. brosem, bros(e)me. Unser schweizerdeutsches „gsi“, dem mhd. gesîn entsprechend, ist noch ein Überbleibsel des **es**-Stammes, der gemeinsam mit zwei andern sich noch in den Konjugationsformen des Verbs „sein“ erhalten hat. Reste dieser es-Wurzel haben wir noch in **ist**, **sind**, **seid** [sollte richtiger seit geschrieben werden], **sei**, **seien** [Sie]. Der zweite Stamm liegt den Formen, die mit **b** beginnen, zu-

grunde, also **bin** und **bist**, sowie in dem mundartlichen Imperativ **bis** [z. B. „bis stille“]. Die dritte Wurzel wēs finden wir in war (was), waren, gewesen. Schon im Mittelalter hat sich diese letztere Partizipform als die gebräuchlichere durchgesetzt [vgl. gewest, g'west, g'wen, g'wä].

Singt Thomas Koschat: „Verlassen, verlassen, verlässen bin i! Wia der Stan af der Strâßen, ka Diandle mât mi!“ oder: „Hâb ka Traurigkeit 'kennt, ist mein Dirn zu mir 'kum, doch dâs Schicksâl wâr hât, hât a den Trost mir g'num“, so decken sich Diandle und Dirn dem Wortsinne nach selbstverständlich keineswegs mit dem Schriftdeutschen Dirne, sondern haben, wie allgemein in den bayrisch-österreichischen Mundarten, die ursprüngliche Bedeutung Mädchen, Jungfrau, modern ausgedrückt „Fräulein“.

Entsprechend dem mhd. Präsens: ich kume, wir komen, sagen wir mundartlich „ich chumme, mer chömmmed“. In der Schriftsprache ist dann später die Einzahl den Formen mit o angeglichen worden. Das Verb geht zurück auf ahd. quëman, got qiman. Davon abgeleitet hatte man die Präsensform (ich) quimu [vgl. das got. Vaterunser: quimai thiudinassus theins], von welcher sich das bayrisch-österreichische „kemma (kimm), kimmst, kimmt entwickelt hat. Das ahd. quëman hat sich noch erhalten in bequem=(was einem) zukömmlich (ist), [z. B. es sich bequem machen]. Mit der Zeit hat dieses dann auch einen Bedeutungswandel durchgemacht und den Sinn von „träge, nachlässig“ angenommen.

Die Verschiedenheit des Anlautes in kommen und (be)quem erklärt sich daraus, daß man in der alten Sprache Lippen-gaumenlaute hatte, indem k, g und h mit einem w-artigen Laute — jetzt noch in qu erhalten — verbunden wurden. In den einen Sprachen blieb dann nur der w-, in den andern nur der Gaumenlaut. Daher sind z. B. lat. venio [frz. venir] und das deutsche „kommen“ verwandte Wörter. Man glaubt, daß jenes sich aus „gvemio“ entwickelt und dann den Gaumenlaut verloren habe, während quëman, durch Ausstoßung des w-Lautes [wie sie vor e und o erfolgen konnte], zu „kommen“ geworden sei.

Das schwäbisch-schweizerische „Bluest“, mhd. bluost, geht auf die idg. Wurzel bhlôs, verwandt mit bhlô=blühen, zurück und ist eigentlich das gleiche Wort wie das aus dem Lateinischen herübergenommene Hauptwort Flor [daneben Flora, florieren von florere (für flösere)]. Vgl. Lautverschiebung. Der Lautverschiedenheit in blühen — Blust ist parallel zu setzen die in

brennen [urspr. nur ein n, vgl. engl. to burn] — Brunst, gönnen — Gunst, trauen — Trost, altgerm. spanan [locken, reizen] — Gespenst [Lockung, Trugbild], spinnen [engl. to spin] — Gespinst, ferner die in kommen — (An)kunft, vernehmen (mhd. vernemen) — Vernunft, ziemen [zëman] = Zunft.

Auf die wichtigste Übereinstimmung der Mundarten mit dem Mittelhochdeutschen, nämlich die der Binnenvokale, sei hier nur hingewiesen. [Vgl. Hus — hus, Hüser — hiuser, mī — mein, sowie die Diphthonge ië, ue, üe: lieb, guet, süeß.]

Beispiele für die ungleich durchgeführte Diphthongisierung sind: frei — fry, drei — dri, schreie — schrie, g'heie — g'kie, boue — buwe, g'schroue — g'schru(w)e, Stei — Sta, keine (aber „ken Ma“) — kaan(er), auch — aa (ah).

Oft haben Orte, die geographisch nur 1—2 Stunden auseinanderliegen, schon ganz bedeutende Unterschiede in der Lautfärbung. So ist es z. B. in meiner engern Heimat, wo sich die Mundart des Schauenberggebietes schon etwas abhebt von derjenigen in Elgg und noch viel mehr von der in Schneit, Hagenbuch und Aadorf, sowie der des Tößtals. Das in das Ohr fallendste Kennzeichen ist dabei das helle und das dunkle a und das o [Mā (helles a), Mā (dunkles a), Mō]. Es mag sich darin z. T. der Charakter der Leute spiegeln; noch mehr aber sind diese Verschiedenheiten offenbar der Ausdruck der regionalen Abgeschiedenheit und der verschiedenen wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit.

So ergibt sich von weltabgelegenen Gebieten vielfach auch ohne weiteres der Zusammenhang der Mundart mit dem Althochdeutschen. Aus einer Studie über die Mundart von Visperterminen im Wallis von Dr. Elisa Wipf will ich hierüber z. B. nur folgendes anführen: Den gleichen Lautstand wie im ahd., oder wenigstens einen sehr ähnlichen, haben folgende Wörter: aro=Adler, fano=Fahne, garto=Garten, hano=Hahn, wado(m)=Wade, wana [ahd. hwanân]=woher, waso=Rasen, leffil (ahd. leffil)=Löffel, hell (hella)=Hölle, ermil (ermillo)=Ärmel, henna=Henne, senno=Senn, rëba=Rebe, schnëcko (snëcko)=Schnecke, gidígu (gidigan)=dicht, gibu=(ich)gebe, hímil (himil)=Himmel, hirni=Hirn, ígil (igil)=Igel, wisla(f), ahd. wisula=Wiesel, hilffu=hilfe, brunno=Brunnen, sunna=Sonne, mucka=Mücke, zunga=Zunge, wolla=Wolle, oba, obana=oben, māno=Mond, mānot=Monat, rīffo (rīfo, älter hrīffo)=Reif, taga=Tage, hirta=Hirte, forna=vorn, mīnero, mīnera=meiner, nimu=nehme, lisu=lese, Dat. Plural tagu=Tagen, wortu=Worten, sēlu=

Seelen, hirtu = Hirten. Ganz altdeutschen Klang haben auch: fārund = fahrend, offundi = offen, an œbundi matta = eine ebene Matte, karipfet = gereift, giblāgot = geplagt, antbrennu = anzünden, antbrinnu = entbrennen, in Brand geraten [früher brennen und brinnen; brennen als faktitives Verb = brinnen machen], arfillu = erfüllen, bigœgnu = begegnen, bigriffu = begreifen, bitsalu = bezahlen, gibredigot = gepredigt, gikhältot = verwahrt, verborren, gibibinot = gezittert, gitswurnot = gezwirnt.

Wenn nun auch zwar die meisten Mundarten bei weitem nicht so viele Anklänge an eine etwa ein Jahrtausend verflossene Zeit aufweisen, so haben doch sehr viele mit dem Ahd. eine große Vorliebe für die volltönenden Vokale gemeinsam. Man vergleiche z. B. hierüber das Volkslied in schwäbischer Mundart mit seinen prächtigen vokalreichen Wörtern: rausabäkla, bluamaröckli, bluamaduft, äugela, gesponna, gstromta, farbaperla, morgagwand, oder aus der steiermärkischen Ansprache bei Anlaß der goldenen Hochzeit: guldanan, Poradeis, keman, mitanonda, vagonga, guadi, imeramol, deamiatigi. Aus andern Mundarten seien z. B. hier angeführt: wia, müaß'n, Huat, Schiaßn, Bleamön, gigrynut, verzärtlut, oani, gibättut, i da G'hoam.

Häufig fehlt den mundartlichen Wörtern der konsonantische Abschluß, wie er in den entsprechenden hochdeutschen Bezeichnungen vorhanden ist: Wī, (Wei), sī, mī, g'reue, lache, rede, i d'Schuel, oa Bui, koa Ma, Juggedzyt, ei's Kämmerle; ferner: nua (dös tat mi) vodriaß'n, viel spoda woa's, voll Wossa g'habt, voa mir, latta Freud, nēa treu, āwa, volla Brust, insa Herrgott, von da Leba weg, vatrag'n, Vodaland, oder dann: Himmötür, Chiuchhof, viu, auwäg, fuchstüfuwiud, Ängu, Himu, wōue, ōmu, sāwber. Es handelt sich vor allem um den n-, r- oder l-Abschluß. Auch das t wird häufig weggelassen: Predig, isch, u, un (für und), nich, bisch, glaubsch es nid, wotsch es; ebenso das ch: i, mī, sī, Zūri, Vergißmeinnit. Offenbar erfolgt diese Weglassung namentlich aus Bequemlichkeitsgründen. Die Artikulation wird im allgemeinen so gewählt, daß die einzelnen Laute räumlich nicht weit auseinander gebildet werden müssen und die Sprechbewegungen keinen so großen Kraftaufwand nötig machen. Man vergleiche z. B. die Intensität, welche für die Aussprache obiger Ausdrücke mundartlich und schriftsprachlich notwendig ist. Wir Schweizer im besondern bevorzugen mehr die Kehllaute und die Gaumenartikulation, während

beim hochdeutschen Sprechen allgemein mehr die vorderen Mundpartien in Anwendung kommen. Fast ohne weiteres übertragen wir diese Lautbildung auch auf das Hochdeutsche, und so hat die Aussprache der meisten „Hochdeutsch“ sprechenden Schweizer eine etwas dialektische Färbung.

Selbstverständlich ist die Weglassung von Lauten in den einzelnen Mundarten ganz verschieden, ja sie erfolgt auch in ein und demselben Dialekt nicht gleichmäßig, z. B.: „di“, „ha“, aber „din Huet“ und „ha-n-i“. Unter Umständen werden auch nicht Laute weggelassen, sondern zum bequemen Sprechen solche eingesetzt. Unsere schweizerischen [allgemein alamannischen] Mundarten unterscheiden sich zum Teil von den andern geradezu durch ein eingeschobenes „n“ (vergl. z. B. Appenzeller- und Berner-Mundart: nemm-n-au (ke Patent droff), wo-n-er, wi-n-es, zu-n-im).

Der Grundsatz des kleineren Kraftmaßes beim Sprechen läßt sich besonders auch aus der Angleichung (Assimilation) der Laute erkennen. Sie besteht in dem Bestreben, zwei nebeneinanderstehende Mitlaute ähnlich oder gleich zu machen. Ihr ist z. B. die Bildung von Amboß, Eimer, empfangen, empfinden, empor, Imbiß, Himbeere, Homburg, Bamberg, Wimper, Württemberg [an(e)bôz, einber, enpfâhen, enpfinden, enbor, inbiȝ, hintber, Hohenburg, Babenberg, wintbrâ, Wirtenberc] zuzuschreiben; durch sie sind Hoffart (hôchvart), dumm (tump) Kummer (kumber), Krümmung (krümbe), Lamm (lamb), und Zimmer (zimber) entstanden. [Mundartlich noch jetzt vielfach kümbere, chrümbe (Verb), Zimberma, zimbere]. Im Dialekt hat man z. T. die gleichen Beispiele für die Assimilation. Als andere seien hier noch angeführt: Hampfle (Handvoll), Bettmümpfeli (-Mundvoll), samft [Nibelungenlied: samfter tôt], Sammergrete (St. Margrethen), Bemsel, Epperi (Erdbeeren), gömmer [gönd mir = gehen wir], lömmer (lassen wir), wämmer (wänd mir), simmer (sind wir).

Durch Auslassung von Lauten und Zusammenziehung von Wörtern gewinnen so die Mundarten noch weiter an Einfachheit gegenüber der Schriftsprache. Man vergleiche z. B. Arvel, (Armvoll) Appizeller, Afikat (Advokat), Bungert (Baumgarten), Wingert (Weingarten), morn, nanig (noch nicht), Firabig, (Feierabend), amme Dunstig (an einem Donnerstag), abez'cha (herunterzukommen), uezie (hinaufziehen) mit den entsprechenden schriftsprachlichen Ausdrücken. Es ist natürlich nicht gesagt, daß ein aus weniger Lauten zusammengesetztes Wort auch leichter

zu sprechen sei; auch zeigen sich in den Mundarten selber sehr große Verschiedenheiten; aber aus sehr vielen Beispielen ergibt sich meines Erachtens doch ohne weiteres die außerordentliche Einfachheit der mundartlichen Ausdrucksweise. Zum Vergleich führe ich an:

La mi ga!	[6 Laute].	I(ch) ha z'Abig g'ha.	[11(12) Laute].
Lass(e) mich gehen!	[11(12) „].	Ich habe zu Abend gehabt.	[19 „].
Me cha's sta la.	[10 „].	Wottscht ächt cha?	[10 „].
Man kann es stehen lassen.	[19 „].	Willst du kommen?	[15 „].
Ha's elei glo	[10 „].	Bi nit heicho.	[10 „].
Hab' es allein gelassen.	[17 „].	Bin nicht heimgekommen.	[18 „].

Bei größern Sätzen und bei verschiedenen Mundarten finden sich die Verkürzungen natürlich nicht in gleichem Maße; doch machen sie z. B. auch etwa $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{3}$ aus. Zur Veranschaulichung sei hier aus Ernst, Proben deutscher Mundarten, folgender Satz gewählt:

Salzburg:	Wie vül' Toglina mainös Vaada'n hab'm Brad im Überfluß, i aba vaderb vo Hunga. [59 Laute.]
Amberg (Oberpfalz-Bayern):	Wei vil Toglenâ hoben ba man Vodan Broud in Ibafluß, und i mouß dou no dahungan. [63 Laute.]
Regensburg:	Wöi viel Tagwerka habn bei mein Vadan Bräud in Übafluß, und i måuß da no voa Hunga sterbn. [71 Laute.]
München:	Wie vill Täglehna haben bei mein'n Voda Brod g'nue, und i mueß do no' dahungan. [58 Laute.]
Vorarlberg:	Wie viel Taglühner mi's Vaters heand z'iësset gnug, und ih hië gaär nünt. [55 Laute.]
Zürich:	Wie vill Taglöhner vo mim Vater händ z'esse gnueg, und ich mueß fast sterbe vor Hunger. [65 Laute.]
Berner Oberland:	Wie vil Tagwaner hat myn Alt, die hei z'esse mieh wangnue, un imueß vor Hunger drufgo. [65 Laute.]
Straßburg:	Wi vil Talöner bi mi'm Vater hänn Brot im Überfluß, ich aber geh vor Hung'r zu grund. [62 Laute.]
Fulda:	Bö vil Toalöhner hot min Voter, de Brot de Füll hohn, ohn ich verderb do Hongers. [58 Laute.]
Würzburg:	Bei mein Vottar kämm a lost Daglühner überflüssi brüt, un hiar starb i Hungarsch. [60 Laute.]
Obersachsen:	Wi veel Tagelüner hat nich mei Vat'r, de alle Bruds de Fülle han, un ich v'rdärbe hi ver Hung'r. [67 Laute.]
Hochdeutsch:	Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die mehr als genug zu essen haben, und ich muß vor Hunger [fast] draufgehen. [78 (od. 82) Laute.]
	Oder: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot in Hülle und Fülle, und ich muß fast vor Hunger sterben. [76 Laute.]

Nebenbei sei hier noch auf die verschiedenen Formen für Tagelöhner, Vater, Brot, Überfluß aufmerksam gemacht.

Sehr häufig, und in der Mundart noch mehr als in der Schriftsprache, sind auch die Verkürzungen von Personennamen: Heiri, Chueri, Sepp, Edi, Bäbe, Züs, Käther usw.

Wenn also die Mundarten im allgemeinen offenbar einfacher und kürzer sind als die entsprechenden schriftsprachlichen Ausdrücke, so kann immerhin auch das Gegenteil der Fall sein. Das ergibt sich z. B. aus sehr vielen Formen für die Wörter Ameise und Veilchen.

All diese lautlichen Verschiedenheiten haben dazu geführt, die hochdeutschen Mundarten einzuteilen wie folgt:

I. Oberdeutsch.

Die hochdeutsche Lautverschiebung ist hier am vollständigsten. Verkleinerungssilbe -le, -el, -erl. Die alten mhd. Zwielaute ie, uo, üe sind Doppellaute geblieben, auch wo sie verändert sind. Beim Zusammentreffen von Selbstlauten zweier Wörter bleibt ein sonst ausfallender Mitlaut erhalten oder es wird ein n eingeschoben. Anlautendes st und sp werden immer scht und schp gesprochen.

A. Schwäbisch-Alamannisch.

1. Alamannisch: Die deutsche Schweiz, Vorarlberg, die Landschaften östlich und nördlich vom Bodensee und am Südrande des Schwarzwaldes.

Die alten Längen î, û, ü sind im allgemeinen erhalten geblieben; ch ist anlautend und nach e und i ein ebenso rauher Kehllaut wie nach a; die Wortschlüsse sind durch Abwerfung oft verstümmelt [i, bi]; unbetontes i oder e, häufig auch Mitlaute, werden ausgelassen [g'seh, nid]; st und sp werden in- und auslautend scht und schp gesprochen. Verkleinerungssilbe -li.

2. Elsässisch. Elsaß ohne den Nordrand, Baden vom Feldberg bis nach Rastatt hin.

Es unterscheidet sich vom Alamannischen besonders durch die Umwandlung des û zu ü oder noch eher zu ü. [lüegsch, üswitsche, tüet, güet, züe.]

3. Schwäbisch. Im Königreich Württemberg und im bayerischen Schwaben.

Die altdeutschen Selbstlaute \hat{i} , \hat{u} , \hat{u} sind in ei (gesprochen $\acute{e}i$), au (gesprochen $\acute{o}u$) und eu (gesprochen $\acute{e}i$) verwandelt. Vor den Nasallauten n und m werden i, u und ü zu e, o, e (ö) [nemm, sonna, kommt]. Wo ein n ausfällt (z. B. vor s), tritt eine starke Nasalierung des vorausgehenden Vokals ein [koĩs, feĩ, deĩ], eine schwächere, wo das n erhalten bleibt oĩn. St und sp werden wie im Alamanischen unrein gesprochen. Verkleinerungssilbe -le [Büeble, Gsichtle, Mädele, Bildle].

B. Bayerisch-Österreichisch.

1. Altbayrisch-Österreichisch. (Behagel unterscheidet diese Dialektgruppe in eine mittel- und eine südbayrische.)

- a) Ober- und Niederbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich;
- b) Steiermark, Kärnten, Sprachinseln in der Krain, in Ungarn, im Banat und in der Bukowina.

Nach Ernst, Proben deutscher Mundart.

Für mhd. \hat{i} , \hat{u} , iu (\hat{u}) steht ai, au, ei oder ai [mei (Schatzerl), Poradeis, Freidhof, jautz' aufa]; an Stelle der mhd. ie, uo, üe finden sich Zwielausbildungen mit a: ia, ua, üa [wia, Liab, guat, thuat, grüaßn, glüatign]; das helle hochdeutsche a klingt wie å oder o Schlågn, håbn, [Brautpor, Tog, gfoln, don und won]; statt eines unbetonten e ist ein a gesetzt [guldanan, keman, vagonga]; mhd. ei ist hier zu oa geworden [oan, koan, zwoa, i woaß nit]; l, r und n sind oft kaum hörbar; [volla, Leba]; wird das n ausgelassen, so hat der vorangehende Vokal in der Regel eine nasale Färbung [kõa Halt, mei ~ Mo ~]; st wird nur im Anlaut und nach r unrein gesprochen [schtehst, ersch, aber finster]; neben dem-n- findet sich auch noch das r- als Bindelaut [wir a Freudngschrei und wir a Donkgebet]; Verkleinerungssilbe auf -el, 'l, erl [Dörfel, Dianal, Bixal, Leutl, Greatl, Miaderl, Schätzerl, Goscherl]. Ganz alte Formen sind ees (ös) und enk [Ees zwoa Leutl, und gern hobbs Enk ghobb].

2. Oberbayrisch. [Oberpfälzisch und Westböhmisches.] Egerländer-, Tepler-, Nürnbergische Mundart, sowie Dialekt der Talbucht nördlich vom Bayrischen Wald.

Für nhd. ie steht ei, öi, oi [su wöi (so wie), ma loibes Kind].

Aus: Der Schlosser und sein Gesell:

Meister: „Su wöi mer arbet, ißt mehr ah;
bei dir geiht's nit asu,
su langsam haut no kaner g'feilt
und ißt su g'schwink wöi du.“

Gesell: „Ja“, sagt der G'sell, „dös waß i scho,
haut alls sein gout'n Grund;
des Ess'n wöhrt halt goar nit lang,
die Ärbet verzi Stund. [vierzehn]

Wenn aner möißt den ganz'n Tog
in an Stück ess'n fort,
thöts aff die Letz su langsam göih
als wöi ban Feil'n dort.“

Im Oberbayrischen sagt man gout (gut), Bou (Bub), d. h. für mhd. und bayrisches uo, nhd. u setzt man ou.

II. Mitteldeutsch.

Das Mitteldeutsche ist in der Hauptsache oberdeutsch, enthält aber viele niederdeutsche Einflüsse. Auf ihm hat sich vor allem die hochdeutsche Schriftsprache aufgebaut.

Es zerfällt in das Ostmitteldeutsche [Schlesische, Obersächsische, (Meißen) und Thüringische] und das Westmitteldeutsche oder Fränkische [Ostfränkische (Sächsische Vogtland, vom Thüringerwald bis zum Spessart, sowie zur Rhön), Rheinfränkische (Deutsch-Lothringen ohne die Moselgegend, die Rheinpfalz, große Teile von Hessen-Nassau) und Moselfränkische (Mosellandschaften, Luxemburg, Eifel und Westerwald)]. Das besonders bezeichnende Merkmal des Mitteldeutschen sind im allgemeinen die einfachen Längen \bar{i} , \bar{u} , $\bar{ü}$ für die mhd. und oberdeutschen mundartlichen Diphthonge ie , uo ($üe$), $üe$ [lieb, gut, früh: lieb, $g\acute{u}ot$ ($g\acute{u}et$) $fr\acute{u}e$]. Ein weiteres auffälliges Beispiel seiner Übereinstimmung mit der Schriftsprache haben wir in den Verben gehen, stehen, haben, lassen, [Fränkisch: $g\acute{e}n$, $st\acute{e}n$, haben, $l\acute{a}zen$], deren Formen unserer Mundart auf $g\acute{a}n$, $st\acute{a}n$, $h\acute{a}n$, $l\acute{a}n$ beruhen.

* * *

Von den schweizerischen Mundarten besitzen wir noch keine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Einteilung. Meist unterscheiden wir die verschiedenen Dialekte nach den Kantonen; doch sind selbstverständlich die Kantone keine sprachlichen Einheiten, und die politischen und die mundartlichen Grenzen fallen keineswegs zusammen. Ein Versuch, unsere

Mundarten in eine östliche und westliche Gruppe zu scheiden, stützt sich z. B. auf die Endungen in der Mehrzahl des Präsens Indikativ bei mehrsilbiger Form. In den östlichen Mundarten sind die Endungen in allen drei Personen der Mehrzahl gleich: *mer*, *ir*, *si* *lachən* (d), bzw. *əd* (at) *id* (it); in den westlichen dagegen sind höchstens die 1. und 3. Person gleich, im allgemeinen aber alle drei verschieden: 1. **-e** (-u, -o); 2. **-ed**, -et; 3. **-end**, -und, -ind, [**mər**, **wir** (wr) *saegə*, **ir** *saeged*, **si** *saegend* [Wallis auch noch *si* *saegund*]. Die Grenze zwischen diesen beiden Hauptgruppen zieht sich von Laufenburg am Rhein östlich zur Aare, dann etwas dieser entlang und geht dann westlich von Wohlen und vom Sempachersee nach Süden, wendet sich südlich von Wolhusen zur Grenze von Luzern und Unterwalden gegen das Briener Rothorn, dann zum Titlis und von dort nach dem Gotthard. Zu der westlichen Gruppe gehört auch das Walsergebiet [z. B. Rheinwald, Davos]. Wahrscheinlich sind diese Walser Graubündens und Vorarlbergs ihrem Ursprung nach deutsche Walliser. — Bei den einsilbigen Wörtern sind die Verhältnisse ähnlich: *mər* *tuənd* oder *tūənd* bzw. *tue* oder *tüe*. Die Grenze dieser einsilbigen Formen deckt sich fast mit der oben beschriebenen, verläuft aber in den Kantonen Aargau, Solothurn und Luzern etwas westlicher.

Nach einer zweiten allgemeinen Erscheinung bei den Mundarten der Schweiz kann man auch ein nördliches und ein südliches Gebiet unterscheiden. Diese Einteilung beruht auf der verschiedenen Behandlung der alten Längen \bar{i} , \bar{u} , $\bar{ü}$. Allgemein heißt es: $\bar{F}igə$, $\bar{sch}inə$, $\bar{schn}üfə$, $\bar{gr}üsə$, $\bar{h}üser$, $\bar{g}üdə$. Vor Vokalen (im Hiatus) sind nun im Norden an Stelle der einfachen Laute Diphtonge getreten: *schneiə*, *freiər*, *bouə*, (ver)souə, *nöuər*, *tröui* (treue); der Süden dagegen hat die alten Längen auch in diesen Stellungen bewahrt: *schnyə*, *fryər*, *bu(w)ə*, *versüə*, *nü(w)ər*, *trüi* (Hündli). Die Grenze zwischen dem diphtongierenden und dem nicht diphtongierenden Gebiet verläuft südlich von Murten zum Thunersee, dessen Nordrand entlang zum Briener Rothorn, dann in einem flachen Bogen an Luzern und Zug vorbei zum oberen Zürichsee, über den Speer und noch einen Teil des Appenzeller Hinterlandes umfassend, zum Wallensee zurück und von dort der Glarner Grenze folgend gegen Thuis. Im südlichen Sprachgebiet finden sich das äußere Schanfigg und Engelberg als zwei Sprachinseln mit vollständig durchgeführter Diphtongierung. In Beziehung mit dieser Diphtongierungserscheinung steht die Erhaltung des alten \bar{a} im

südlichen Sprachgebiet [Strāß, Mā, lā, gā], während im nördlichen Strōß, Mō (Mond), lō, gō gesprochen wird. Die Grenze deckt sich nicht durchweg mit der vorher erwähnten.

* *

Während der Lautstand der Mundarten namentlich erst in der Neuzeit durch die Schule, durch Bücher und Zeitungen, die Vereine, den Verkehr mit Behörden, durch Handel und Industrie, das gesteigerte Reise- und Verkehrswesen stark beeinflusst worden ist, hat der Wortschatz von jeher größere Veränderungen erfahren. Gelehrte-, amtliche-, kirchliche- und technische Ausdrücke sind in großer Zahl aus dem Hochdeutschen und den Fremdsprachen eingedrungen. Besonders unsere schweizerischen Dialekte sind als Grenzmundarten gegen verschiedene Sprachgebiete und wahrscheinlich auch infolge des Reislaufens reichlich mit Fremdwörtern durchsetzt. Ich meine damit natürlich die gewöhnliche Mundart und nicht die Sprache von Personen, welche durch eine „affektierte“ Redeweise sich auffällig machen und den Anschein von Bildung geben wollen, wie etwa die Oberstin Fels in Corrodis Lustspiel; „Wie d'Warret würkt“, oder diejenige in Schriftwerken, durch welche ein bestimmtes „Milieu“ wiedergegeben werden soll, wie z. B. in Rudolf von Tavel; „Jä gäll, so geit's“. [Beispielsweise: „Ds jabot und ds gilet si voll Schnupf gsi und nid grad am süberschte. Aber tadellos isch sy Frisur gsi, sträng à la Louis XVI. und a de Maniere het me däm Herr agmerkt, daß er e fyni Schuel düregmacht het.“] In unsern schweizerischen Mundarten finden sich z. B. folgende zum Teil ganz allgemein gebräuchliche Fremdwörter: afenge [enfin]; Almäri und Almäli [mlat. armarium, almarium, almaria und aus diesem frz. armoire]; Ammelette; aparti, apartis [lat. a parte]; Pajaß = Hanswurst, Possenreißer, [entweder aus dem it. baja = Spaß, bajaccia = schlechter Spaß, Possen oder dem it. pagliaccio = Strohsack (wegen seiner weiten, sackähnlichen Bekleidung)]; Burffett [Buffert, Boffet, Pufet] = Buffet; Budick [boutique]; estemiere [estimer]; Fazzenetli [it. fazzoletto = Taschentuch]; Gelärētli = Wanduhr [scherzhafter Ausdruck für: Quelle heure est-il?]; Guraschi [courage]; Kummidant [commandant]; kujoniere [frz. coïonner = nichtswürdig behandeln]; Marderschloß [Maler-, Malle-, Maletschloß (mallette = kleiner Koffer)] = Vorlegeschloß; partu [par tout] = durchaus, über alles; Puntenöri [point d'honneur] = Ehrenpunkt; Stabelle

[Schabelle, fr. escabeau = Schemel] = Stuhl; Schöpe, Tschoppe = Männer-Rock [aus dem Romanischen und dort aus dem Arabischen entlehnt (gúbba = weiter Männerrock, dazu Joppe, Juppe, jupe, jupon, it. cioppa = langes Überkleid, scherzhaft Frauen-Unterrock)].

Es ergibt sich aber aus den angeführten Beispielen, daß der Volksmund diese Fremdwörter keineswegs unverändert beibehält, sondern sie nach der ihm passenden Art umformt, und zwar manchmal in solchem Maße, daß man das ursprüngliche Wort kaum mehr zu erkennen vermag.

So hat die Mundart, sogar wo sie von ganz fremden Ausdrücken durchsetzt ist, viel mehr den Geruch der Scholle an sich als die Schriftsprache. Damit fehlt ihr aber deren großartige Aneignungsfähigkeit, die Geschmeidigkeit, sich in den Geist der entgegengesetztesten, selbst der fremdesten und fernsten Dinge einzuleben. Vor den Regionen, wo die tiefsten und höchsten Fragen der Menschheit behandelt werden, weicht sie scheu zurück. Sie wird nie einer Dichtung im Sinne von Goethe's „Prometheus“ oder Schiller's „Künstlern“ das Leben schenken, nie eine Tragödie wie Shakespeare's „Romeo und Julia“ auf die Welt der Bretter bringen, nie ein Heldengedicht wie die „Nibelungen“ zeugen, nie mit dem Löwen Freiligrath's durch die farbenglühende Wüste streifen. [J. C. Heer.] Dafür ist sie aber auch weitaus mehr als die Schriftsprache imstande, uns einen Einblick in die Volksseele zu gewähren, uns das einfache, gesunde Volksempfinden, das allgemein Menschliche, das natürlich Lebenbejahende und nicht das Leben-Zersetzende zu schildern und vielleicht dadurch auch eher ein kräftiges Lebensgefühl und eine gesunde Volkskraft zu wecken und zu stärken, als es durch philosophische und dichterische Werke über die „höchsten“ Menschheitsfragen geschieht, bei welch letztern es sich zum großen Teil doch nur um Wahrscheinlichkeits- und Phantasiewerte handelt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht auch sehr ernste Lebensfragen, Ansichten über Lebensglück und -schicksal zur Sprache kommen oder wenigstens aufgeworfen werden. Aber sie wachsen in einfacher, ungezwungener Weise aus dem Volksempfinden oder aus dem Naturbild heraus. Zum Beispiel:

Trülle.

Was gampled det as Nachbers Hus?

Ä Eiker gaigled Trülle us.

Si kyt — und alls ist stille.

Eichhörnchen; gaukelt

„gheit“, fällt

Arm Eiker sind mir Mäntschehind;
 Und useghänkt i Wält und Wind
 Ist d'Ärde, üs'ri Trülle,

Meinrad Lienert.

Den von Rousseau ausgeführten Gedanken, daß Kunst und Wissenschaft nicht dazu beigetragen haben, das Glücksgefühl der Menschen zu erhöhen, drückt der gleiche Dichter durch folgende Strophe aus:

Vil besser hend's d'Mäntsche,
 Au gschuolter sind s'scho,
 Dr Himmel und d'Auge
 Sind nüme se blo.

Und wenn jedem aufmerksamen Beobachter die düstern und düstersten Seiten des menschlichen Lebens nicht fremd bleiben können und wenn auf jedem Menschenfreund die Sonderbarkeit und häufig die Grausamkeit des Schicksals oft wie ein Alp lasten muß, so ist doch schließlich das einzig Richtige, daß ein kräftiges Lebensgefühl wieder sieghaft durchbreche.

Dr rot Spiegel.

Das ist bis hütigstags dr Bruch:
 's luogt jede blöiß sym eig'ne Buch
 Und lot die and're zabble;
 Und wo me luogt und wo me goht,
 Ist d'Wält vom Brüöderbluot zündrot,
 Voll Kain und voll Able.

Bi Chly und Groß 's glych Hellespiel.
 Es schwänkt ei Hand vergifted Pfyl,
 Und disi d'Fridesfahne.
 Und ligged s'troffe wie dr Blitz,
 Chunt 's Fähdli mit em rote Chrütz
 Und doktered s'baldane, [später]

Eis Tier frißt 's ander uf dr Wält;
 Alls Mord und Tod i Wald und Fäld.
 's lauft Bluot äs wien ä Brunne.
 Us jedem Härz und Aug lauft Bluot.
 Ä jede Tag ä Bluotsündfluot, —
 Dri spigled si d'Frau Sunne.

Meinrad Lienert.

Man vergleiche mit diesem Schluß denjenigen der Erzählung „Der Schellenkönig“ vom gleichen Dichter.

So sehen wir, daß auch in der Mundartpoesie als Leitgedanke verwendet werden kann, wie der Menschen hauptsächlichstes Sinnen und Trachten darauf ausgeht, die Welt zum

Himmel oder zur Hölle zu machen, und wie die Natur teilnahmslos die einen zermalmt, die andern zum Licht emporhebt.

Hier wird gefreit und anderswo begraben.
Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Einem wunderbaren Alpenstausee vergleichbar, der das tiefe Blau des Himmels spiegelt und — kristallklar — bis auf den Grund sehen läßt, aber dessen vom rauhen Bergsturm aufgepeitschte Wellen auch wild an die Dämme branden und alles zu verheeren drohen, so offenbart die Mundart, weitaus mehr als die Schriftsprache, den Charakter der Volksseele.

Alle diejenigen, denen an der Vielgestaltigkeit und der sich von unten stets erneuernden Kraft des Lebens etwas gelegen ist, werden sich daher nur mit Wehmut mit dem Gedanken vertraut machen können, daß einmal eine „uniforme“ Schriftsprache ausschließlich zu herrschen ausersehen sei, und bei all denen, welchen die Mundart noch die eigentliche Muttersprache ist, werden die folgenden Worte des Schulmeisters in den „Immergrünen“ von Meinrad Lienert — hier nur für die Schweizermundarten gesetzt — wahrscheinlich einen Widerhall finden :

„Es ist jammerschade genug, daß unsere schöne Schweizer-sprache so auf die Seite gedrückt und immer mehr überpinselt wird, wie ein fertiges altes Kunstwerk. Jede kleine Kröte von einem Schulbuben meint schon, sie dürfe verachtungsvoll mit den von auswärts bekommenen Wasserfarben darüber fludern. Alles wird verschulmeistert. Alles wird versteift und ausgeplättet wie Herrenkragen. Wehren wir uns gegen den rundum gehobelten Schliff unserer bleichsüchtigen höhern Töchter!“

Ja, ein einfaches, sinniges, sogar auch etwas derbes Landmädchen ist die Mundart, nicht so weltgewandt und gebildet wie ihre vornehme Stadtschwester, aber mit tiefgründigen Märchenaugen, voll herzerfrischender Natürlichkeit und gesunder Schönheit. Wer sollte sie nicht gern haben?

Die Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen.

Am Ausgange der mittelhochdeutschen Sprachperiode ist wieder eine neue Lautbewegung zu beobachten. Diese nahm in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts in Niederösterreich ihren Anfang, verbreitete sich dann bis zum 14. Jahrhundert in ganz

Deutschösterreich, verpflanzte sich nach Bayern und Ostfranken und erfaßte nach und nach das übrige hochdeutsche Sprachgebiet. Zur Verbreitung dieser Änderung trug namentlich auch die aufkommende Buchdruckerkunst bei, weil die Buchdrucker durch die Anwendung dieser einheitlicheren Sprache auf einen größeren Absatz ihrer Werke hoffen konnten. Diese ganze Lautbewegung vollzog sich etwa bis im 16. Jahrhundert. Die Schweiz leistete zähen Widerstand; in ihren Mundarten behielt sie — wie schon ausgeführt — in der Hauptsache bis heute den alten Lautstand bei.

Die neue Lautbewegung bestand in der Veränderung von **i** in **ei**, **û** in **au**, **iu** (ü) in **eu**:

^âwin (^âwî), ^âmîn (^âmî), ^âwîp (^âwîb), stîgen (^âstîge) = Wein, mein, Weib, steigen: **i** wurde zu **ei**;

^hûs, ^hmûs, ^hûs, ^hûf, ^hgrûs = Haus, Maus, aus, auf, Graus: **û** verwandelte sich in **au**;

hiute, liute, briute, triu(w)e [Ausfall des w] = heute, Leute, Bräute, Treue: aus **iu** entstand **eu** (**äu**).

Eine andere Veränderung ist der Übergang von **ou** in **au**, **öu** in **äu**:

boum, böume, troum, tröume, louf, löufte (Läufe), geloube, gelöubic = Baum, Bäume usw.

Ursprüngliches **ei** blieb mit Ausnahme weniger Fälle, wo es zu **ai** wurde:

reine minne, groẞer arebeit, weinen unde klagen, friheit;
aber: meie = Mai, keiser = Kaiser, leie = Laie, weise = Waise.

Der Umlaut von **a** wurde häufig mit **ä** bezeichnet:

vert [farn] = fährt,	beche = bäche,
tete = täte,	rëchen = rächen,
bër = Bär,	elter = älter;

dagegen ist „Eltern“ nicht umgelautet worden.

An Stelle der Diphtonge **iä**, **uo**, **üe** sind einfache Laute **i** [geschrieben ie], **u** und **ü** getreten:

dienen = dienen, hiä = hieß	} iä wurde zu einfachem i [ie];
Diäb = Dieb, liät = Lied	
liäb = lieb, diä = die	
muoter = Mutter, suochen = suchen	} uo [jetzt ue] verwandelte sich in u ;
tuot = tut, muost = muß	
wuohs = wuchs, buoch = Buch	
füezen = Füßen, füeren = führen	} Statt üe hat man nun einfaches ü .
wüest = wüst, küener = kühner	
müed = müd, müese = müssen	

Mittelhochdeutsches **u** [ü] wurde vor Nasalen oft zu **o** [ö]:

sunne = Sonne,	sumer = Sommer	} Aus u entstand o ;
wunne = Wonne,	b'sunders = besonders	
gewunnen = gewonnen,	sun = Sohn	} ü wurde zu ö.
geswummen = geschwommen,	kunnen = konnten	
kü nec (-ic) = König,	mü get = mö get	
mü nec = Mönch	künne = könne	
süne = Söhne,	küniginne = Königin	

Mittelhochdeutsches **e** verwandelte sich in Neuhochdeutsches **ö**:

leffel = Löffel.	schepfen = schöpfen,
leschen = löschen,	ergetzen = ergötzen, [s' Leid ergetze]
welben = wölben,	helle = Hölle.

Außer diesen Umwandlungen der Selbstlaute sind besonders noch die Verlängerung der Stammsilbe durch Dehnung des Stammvokals in offener Silbe oder dann die Verdoppelung der Stammkonsonanten die Kennzeichen der neuhochdeutschen Sprache.

So heißt es:

väter = Väter, klāgen = klāgen, sāgen = sāgen	} ā wurde zu ā;
trāgen = trāgen, hāben = hāben, schāden = Schāden	
nēmen = nehmen, lēgen = lēgen, gēben = gēben	} ē zu ē;
wēr = wēr, hēben = hēben, lēben = lēben	
līgen = liegen, sīdelen = siedeln [ansiedeln], vride = Friede	} ī zu ī [ge-
villichte = vielleicht, nīder = nieder, schīle = schielen	
öven = Öfen, öbe = öben, betrōgen = betrōgen	} ō zu ō.
bōge = Bogen, hōln = hōlen, gelōgen = gelōgen, bōde = Böden	

In sache, brächen, waschen, leschen, beche, ergetzen liegen von altersher geschlossene Silben vor; daher sind die Vokale kurz geblieben.

Bei gebliebener Kürze ist im Nhd. in der Regel der folgende Konsonant verdoppelt worden:

kōmen = kommen, hāmer = Hammer, sūmer = Sommer	} Vokal bleibt kurz, Stammkonsonant verdoppelt sich.
sīte = Sitte, schāte = Schatten, blēter = Blätter	
gerīten = geritten, bīten = bitten, ketene = Kette	

Wird eine ursprüngliche Länge [in offener Silbe!] zur Kürzung, so wird der Stammkonsonant ebenfalls verdoppelt:

jāmer [jōmere] = Jammer, wāfen = Waffen, hāte = hatte.

Wichtig ist ferner noch, daß der Wechsel im In- und Auslaut meist zu gunsten des Inlautes ausgeglichen wurde:

tac, tages = Tag, Tages, pflac, pflēgen = pflag, pflegen,
wip, wībes = Weib, Weibes, liep, liebe = lieb, Liebe,
sah, sehen = sah, sehen.

Nach **u**-haltigen Vokalen ist **w** stets geschwunden:

vrouwen = Frauen, vröuwen = freuen, triuwe = Treue, buwen = bauen.

An Stelle von **j** ist ein **h** getreten in draejen = drehen, blüejen = blühen.

In ruowe ist das **w** durch ein **h** ersetzt worden.

Die Verbindungen mit **s** waren ursprünglich alle rein: **sc, sl, sw, sm, sn, sp, st**.

Es hieß:

fors**con** = forschen, scôni = schön, scôno = schon, **sc**;

slägen = schlagen, beslozzen = beschlossen, slüzzelin = Schlüssel-
lein, **sl**;

swelgen = schwelgen, sweifen = schweifen, swért = Schwert,
swal[we] = Schwalbe (engl. swallow), **sw**;

smiegen = schmiegen, smiden = schmieden, smecken = [übel]
riechen, **sm**;

sniden = schneiden, sniâ, snî = Schnee, snël = schnell, **sn**.

Da begann im 13. Jahrhundert auf alamannischem Boden eine Lautveränderung, welche das **s** in diesen Verbindungen in ein **sch** verwandelte. Auch **sp** und **st** wurden so umgelauteet. [Mundart: Geischt, Kaschpar.] An der Grenze des niederdeutschen Sprachgebietes machte die Bewegung Halt. In Mitteldeutschland, das für den Ausbau der neuhochdeutschen Sprache besonders wichtig war, folgte man am Wortanfang der alamannischen Beeinflussung, im Wortinnern und Wortende aber der niederdeutschen, d. h. man hielt an der bis dahin üblichen Aussprache fest und sprach die Lautverbindung rein, also:

Span = **Schpan**, aber lispeln, Wespe;

Stahl = **Schtahl**, aber rasten, **ist**.

Norddeutsche hört man häufig alle **st** und **sp** rein sprechen, was für das eigentlich hochdeutsche Sprachgebiet wieder nicht richtig ist.

Die Entstehung einer gemeinsamen Schriftsprache.

Unter den deutschen Mundarten nahmen nach und nach diejenigen Mitteldeutschlands eine herrschende Stellung ein. Der Grund liegt darin, daß damals die mitteldeutschen Staaten, namentlich die beiden Sachsen, sehr wichtig waren. Von dort aus wurden auch die östlichen Gebiete germanisiert, die Slawen also zurückgedrängt. In Mitteldeutschland befanden sich auch

die wichtigsten Druckereien [Nürnberg, Worms, Mainz, Frankfurt, Leipzig, Wittenberg], die mehr und mehr für die Ausbreitung einer allgemeinen deutschen Sprache von größtem Einfluß waren.

Diese allgemeine Sprache, also unsere Schriftsprache, ist in der Hauptsache aus der kaiserlichen-kursächsischen Kanzleisprache hervorgegangen. Seit dem 14. Jahrhundert zog sich das Lateinische immer mehr aus den Urkunden zurück, und das Deutsche wurde Kanzleisprache. Es ist diese Änderung vor allem den böhmisch-luxemburgischen Königen [1347—1437, Karl IV., Wenzel, Sigismund] zu verdanken. Durch sie wurde eine deutsche kaiserliche Kanzleisprache eingeführt. Zur Zeit Friedrichs III. [1440—1493] wurde diese auch von den mächtigsten mitteldeutschen Fürsten, z. B. dem Kurfürsten von Sachsen, angenommen; immerhin verwendete jede Kanzlei dazu auch noch ihre eigenen Formen und vermischte so die beiden. Andere Fürsten und viele Städte suchten die Sprache ihrer Erlasse ebenfalls derjenigen der kaiserlichen Kanzlei anzunähern. In ihr waren auch die in Mainz gedruckten Reichtagsabschiede abgefaßt. Auch die sächsischen Hochschulen zu Leipzig, Erfurt und Wittenberg wählten sie für ihre amtlichen Berichte.

Als nun Luther die Bibelübersetzung schuf, lag es natürlich im Interesse der Sache, der Übertragung diejenige Sprache zugrunde zu legen, welche schon die allgemeinste Verbreitung besaß, also die kaiserliche-kursächsische Kanzleisprache, [Kapitel 69 der Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland. Alle reichsstedte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unseres Fürsten cantzeley. Darumb ist auch die gemeinste deutsche Sprache; Kaiser Maximilian und churfürst Friedrich, hertzog von Sachsen haben im römischen reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprach zusammengezogen.“

Aber die kaiserliche-kursächsische Kanzleisprache war für ein so gewaltiges Sprachwerk viel zu einseitig, zu wortarm und zu abstrakt; sie konnte für Luther nur in der Rechtschreibung, den Wortformen und teilweise im Satzbau maßgebend sein; den Wortschatz mußte er besonders aus seiner heimischen, meißnerischen Mundart schöpfen. Daß diese sächsische, d. h. mitteldeutsche Mundart, eben infolge ihrer Mittelstellung, im-

stande war, das niederdeutsche und dann auch das oberdeutsche Sprachgebiet für sich zu gewinnen, ist dabei als eine besonders glückliche Fügung zu bezeichnen. Als Geistlicher und Professor trat Luther natürlich mit Leuten aus allen Ständen und mit Gebildeten aus allen deutschen Gauen in mündlichen und schriftlichen Verkehr und gewann dabei vieles für den Ausbau der Sprache. [„Man mus die mutter jm Hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen mann auf dem markt drumb fragen, vnd denselbigen auff das Maul sehen, wie sie reden, vnd darnach dolmetschen.“] So erlangte seine Sprache ihre Trefflichkeit, Klarheit, Anschaulichkeit, Natürlichkeit und Frische, die ihr zur allgemeinen Einführung einen durchschlagenden Erfolg sicherten. Von großer Wichtigkeit war dabei natürlich die ungeheure Verbreitung seiner Werke. In den ersten 14 Tagen wurden von dem Sendschreiben „An den christlichen Adel deutscher Nation“ 4000 Stück verkauft. Luthers auf Blättern verbreitete Lieder wurden überall gelernt und gesungen. Das neue Testament erschien bis 1534 in 16 Auflagen und 54 Nachdrucken. Die Wittenbergische Druckerei von Hans Lufft allein gab in 50 Jahren 100,000 Bibeln heraus.*

Es ließe sich dieser gewaltige Erfolg wohl kaum erklären, wenn der religiöse und doch urwüchsige Gemütston Luthers nicht dem Fühlen und Denken des deutschen Volkes entsprochen hätte. So kann der deutsche Reformator als der eigentliche Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache bezeichnet werden. Selbstverständlich ist diese Schöpfung erst nach und nach entstanden; Luther selbst ist mit seinen Werken gewachsen. Das kann man am besten aus den verschiedenen Bibelausgaben ansehen, z. B.:

1. Originalausgabe 1524:

Der herr ist meyn hirtte,
myr wirt nichts mangeln.
Er lasset¹ mich weyden da
viel gras stehet² vnd furet
mich zum wasser das mich erkulet.

2. Originalausgabe 1534:

DER HERR ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich auff einer
grünen awen, und füret
mich zum frisschen wasser.

Handschrift: ¹ lesst, ² steht.

* Anmerkung. Waren im Jahr 1500 etwa 80 deutsche Bücher veröffentlicht worden, so belief sich ihre Zahl 1524 schon auf 990. Vor dem Krieg betrug die Zahl der Neuveröffentlichungen in Deutschland jährlich etwa 30,000—35,000 Stück. Die neuesten Rotationsmaschinen ermöglichen jede Stunde die Herstellung von 44,000 Zeitungen zu 4, 6, 8, 10 und 12 Seiten. Es können im Druck auch 5 Farben angewendet und damit 52 verschiedene Kombinationen erzielt werden. Es gibt für illustrierte Zeitungen großen Formats Fünffarbenrotationsmaschinen, die

Anfangs tragen Luthers Schriften vorwiegend mitteldeutsches Gepräge. [„Darumb, o Mensch, kanstu dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet, denn worrynn du eynen andern richtist, verdampst du dich selber, syntemal du dasselb thust, das du richtist, denn wir wissen, gottis vrtheil ist nach der warheit, vber die, so solches thun.“] So schreibt er z. B. „richtist, gottis, denkist, werdist, verachtist, abir, odir, ubir“, während im Oberdeutschen schon die Formen mit e durchgedrungen waren. Vom Ende der zwanziger Jahre schrieb er nach oberdeutscher Art nur noch richtest, Gottes usw. Dem Mitteldeutschen hingegen entnahm er die volleren Formen mit der Endung e: Hirte, Rede, Lere [Lehre], Rechte, Leute, Krone, Sünde, Seele, die von den katholischen, oberdeutschen Schriftstellern lange als „protestantisch“ besonders heftig angegriffen wurden.

Gegenüber der jetzigen Schriftsprache bestehen vor allem noch gewaltige Unterschiede in der Rechtschreibung [Kleinschreiben von Substantiven, Verdoppelung von Konsonanten, Setzen von y, w etc].

Zum Vergleich diene noch folgende Stelle:

Vom Nutzen der Geschichte [1538].

ES spricht der hochberühmte Römer, Varro, das die aller beste weise zu leren sey, Wenn man zu dem wort, Exempel oder Beispiel gibt. Denn dieselben machen, das man die Rede klerlicher verstehet, auch viel leichter behelt, Sonst wo die Rede on Exempel gehört wird, Wie gerecht und gut sie jmer ist, Beweget sie doch das Hertz nicht so seer, Ist auch nicht so klar, und wird nicht so fest behalten, Darumb ist ein seer köstlich ding umb die Historien, Denn was die Philosophie, weise Leute, vnd die gantze Vernunft leren oder erdencken kan, Das zum ehrlichen Leben nützlich sey, Das gibt die Historien mit Exempeln vnd Geschichten gewaltiglich,¹ Vnd stellet es gleich für die Augen, Als were man dabey, vnd sehe es also geschehen, alles was vorhin die wort, durch die Lere in die Ohren getragen haben. Da findet man beide, Wie die gethan, ge-

in der Stunde 4000—6000 Exemplare 16-seitiger Zeitungen drucken, falzen, mit Draht heften, aufschneiden und in Abteilungen zu 25 Exemplaren abgezählt oder einzeln auslegen. So erhalten wir für verhältnismäßig sehr wenig Geld prächtige Zeitschriften und Bücher, von denen die Seite nur einige Rappen, ja sogar nur $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ Rappen kostet. Die größten Bibliotheken haben Bestände von einer halben Million bis 3 Millionen Büchern; im 9. Jahrhundert umfaßte eine der größten Büchereien der damaligen Zeit, die des Klosters St. Gallen, etwa 400 Bände. Freilich hatte ein solcher Prachtband — mit einer Kette am Gestell befestigt — den Wert von Tausenden von Franken, und es wurden für einen allein ganze Weinberge und Einkünfte von Kirchen gegeben.

lassen, gelebt haben, So from vnd weise gewest sind, Vnd wie es jnen gangen, Oder wie sie belohnet sind, Auch widerumb, wie die gelebt haben, So böse und vnuerstendig gewest sind, Vnd wie sie dafür bezalet sind.

VND wenn mans gründlich besinnēt, So sind aus den Historien vnd Geschichten, fast alle Rechte, Kunst, guter Raht, Warnung, drewen, schrecken, trösten, stercken, vnterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit, sampt allen Tugenden u.s.w. als aus einem lebendigen Brunnen, gequollen, Das macht, die Historien sind nichts anders, denn Anzeigung, Gedechnis, vnd merckmal göttlicher Werk und Vrteil, Wie er die Welt, Sonderlich die Menschen, erhalt, regirt, hindert, fördert, straffet vnd ehret, Nach dem ein jglicher verdienet, böses oder gutes. Vnd ob gleich viel sind, Die Gott nicht erkennen noch achten, Noch müssen sie sich an die Exmpel vnd Historien stossen, Vnd fürchten, das jnen nicht auch gehe, Wie dem vnd dem, So durch die Historien werden fürgebildet,² Dadurch sie heiter bewegt werden, denn so man sie schlecht mit blossen worten des Rechts oder Lere, abhelt, vnd jnen weret, Wie wir denn lesen, Nicht allein in der heiligen Schrift, Sondern auch in den Heidnischen büchern, Wie sie einführen und fürhalten der Vorfarn Exempel, Wort vnd Werck, Wo sie etwas erheben wollen bei dem Volck, Oder wenn sie fürhaben³ zu leren, ermanen, warnen, abschrecken.

DARUMB sind auch die Historienschreiber, die aller nützlichsten Leute, vnd besten Lehrer, Das man sie nimermehr gnug kan ehren, loben, oder dancksagen, Vnd solt das sein ein Werk der grossen Herrn, als Keiser, König u. s. w.

¹ wirkam — genau so. ² im Bilde hingestellt. ³ vorwärts bringen.

Welche Verdienste um die Förderung der deutschen Sprache man Luther zuschrieb, können wir z. B. aus den folgenden Gedichten jener Zeit ersehen:

Aus der „Historia Vom christlichen wandel und seligen Ende D. Martini Lutheri“.

SVm̃ma, was er hat aussgericht,
In kürtz ist zu erzelen nicht.
Durch jn ist widr komen an tag,
Das man nu recht Deudsch reden mag.
BRacht auch die gantz Bibel ins Deudsch
Mit grosser arbeit, mü̃h vnd -vleis,
Der Kirch zu nutz vnd Gott zu preis;
So klar als sein im Deudschen hat künd,
Wie mans gwis am werck spürt vnd find,
Das, Gott lob, mit frucht lesen kan
Die heilig Schriff nu jederman.

Franz Scharfschmied (1546)

Aus „Ein newes Geistliches Lied von Martino Luthero“.

. sein Bücher all desgleichen,
 die er durch Gottes Geist vnd Krafft
 geschrieben vnd gelehret:
 hat marck vnd safft, es trifft vnd hafft,
 wers lieset oder höret
 Die Deutsche Sprach nach rechter art
 hat Er auff's new poliret,
 So klar, verständlich, rein vnd zart,
 wie Deutscher Sprach gebüret.
 Sölchs alle die Gottfürchtig sein,
 mit Gottes lob bekennen,
 den Luther Deutscher Sprach gemein
 als jhren Vater nennen.

Vom Sengermeister (der Kurfürsten von Sachsen) Johann Walther 1564.

Zwar war nun durch Luther und seine Zeit der Grund für die neuhochdeutsche Schriftsprache gelegt; doch dauerte es, selbst in protestantischen Gegenden, noch lange, bis sie sich gegen die Mundarten durchzusetzen imstande war. Bis etwa um 1800 handelte es sich namentlich um eine Vereinheitlichung der Büchersprache; seit dem 19. Jahrhundert äußert sie sich mehr und mehr auch im Sprechen. Der Norden Deutschlands zeigte sich in der Annahme der Einheitssprache weniger zurückhaltend als der Süden. Von etwa 1620 an wurde dort die „lutherische“ Sprache in amtlichen Berichten, religiösen Schriften, vor allem Bibelnachdrucken, aber auch für Predigten fast allgemein angewendet. Im Süden setzten religiöse, politische und landschaftliche Verhältnisse größeren Widerstand entgegen. Die Sprache des bedeutendsten deutschen Dichters zur Zeit Luthers, nämlich des Nürnbergers Hans Sachs [1494—1576], weicht beträchtlich von der des Reformators ab.

Auf den Namen Johann Sachso. 1563.*

Ich hab gleich 6000 gedicht
 On drithalb hundert zw-gericht:
 Heiliger schrift, cristlicher leer,
 Auch weltlich sprüech zu zuecht und eer,
 Nemlich manch fröliche comedi,
 Nach-spiel und manch trawrig tragedi,

* Bis 1563 hatte H. S. etwa 5750 Dichtungen mit nahezu 500,000 Versen abgefaßt. Sein ganzes Lebenswerk umfaßt etwa 6200 Dichtungen, nämlich über 4400 Meistergesänge und 1800 Spruchdichtungen, worunter mehrere hundert dramatische Werke.

Schöne gsprech und lobsprüech der thuegent,
 All laster gschent zu ler der juegent,
 Clar vil histori und parabel,
 Hernach lecherlich schwenck und fabel —
 Solch als spruchweis und maistergsanck.
 O got, dir sey lob, eer und danck!

Auf gute und böse Gäste. 1571.

Wer messig drincket guetten wein,
 Fridlich und frölich ist, allein,
 Oder hat erlich gest, gros oder klein:
 Das sind die liebsten geste mein.
 Welich gest aber geren zancken und grein
 Und füellen sich wie wilde schwein,
 Und ob der keiner köm herein —
 So künd wir doch frölicher sein.

Zuchtspruch für seine Frau Barbara. 1572.

Mensch, hab geduelدت in dem elent,
 Wen dir got her auff erden sent
 Durch sein vetterlich, guetig hent,
 Due bues und dich von sünden went:
 So nembst ein cristlich, selig ent.

*

*

*

In den katholischen Gebieten verhielt man sich besonders ablehnend gegenüber der „lutherischen“ Sprache. Um den Einfluß des Reformators zu untergraben, veröffentlichten katholische Gelehrte andere Bibelübersetzungen, in denen sie nur die kaiserliche Kanzleisprache anwendeten [Bibelübersetzung von Dr. Eck]. In Wort und Schrift traten die Gegner, wie z. B. Murner [„Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“] dem Reformator entgegen. Dabei waren selbstverständlich nicht nur religiöse Gründe maßgebend:

Wan der ochs verwürfft das ioch
 Vnd das roß sein kumat noch,
 Vnd der buer laufft von dem pflug,
 So geschehe dem ackern nit genug.
 Ja, wan ir in der freiheit weren,
 Die ir so felschlich ietz begeren,
 So dunckt mich ie, es wer nit gut,
 Vnd watten lengest in dem blut.
 Doch seht euch für, vnd treffens zil!
 Ich glaub, das got nit leiden wil.

Thomas Murner: Das baner der freiheit.

Aber schließlich sahen auch die heftigsten Feinde Luthers den nutzlosen Widerstand ein, und von der Mitte des 18. Jahrhunderts an konnte nichts mehr den endgültigen Siegeslauf der gemeinsamen Schriftsprache hemmen. Um die Reinheit derselben, namentlich auch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und nach demselben, war es freilich noch sehr schlimm bestellt. Übermächtig war besonders der französische Einfluß. Als Beleg hierfür seien folgende Beispiele angeführt:

Erster Pilsener Schluß. [In heutiger Schreibweise].

[49 Generale, Obersten und Regimentskommandeure verpflichten sich mit Hand und Mund, Wallenstein „bis zum letzten Blutstropfen treu zu sein“].

Zu wissen hiermit und in Kraft dieses: Demnach wir hierunter beschriebene sämtliche General-Offiziere, Obristen und andere der Regimenter Kommandanten gewisse Nachricht bekommen, maßgestalt der durchleuchtige, hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau &c. wegen vielfach empfangener Disgusti Ihro zugezogener hochschmerzlicher Injurien und wider sie angestellter gefährlicher Machinationen, sowohl verweigerter notwendiger, unentbehrlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittieren und sich zu retirieren gänzlich entschlossen, und aber wir in Erwägung, daß durch solche Ihr fürstl. Gn. vorhabende Resignation nicht allein Ihr Kays. Maj. Dienst, das bonum publicum und die Khay. Armaden leiden, ja gar unfehlbar zu Grunde gehen, besonders wir auch sämtlich und ein jeglicher insonderheit, als die wir unsere einzige Hoffnung gnädiger Erkenntnis unserer getreuen Dienste jederzeit zu Ihr fürstl. Gn. gesetzt, auf deroselben Fürstl. Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit all unser Vermögen, zusamt unserem Leben treuherzig dargestreckt, wenn wir dergestalt Ihr Fürstl. Gn. Patrocinii und allzeit verspürter gnädiger Versorg beraubt werden sollten, in äußerste Ruin und Verderben geraten würden, dessen uns auch keine andere Hoffnung machen dürften; insonderheit wenn wir, aller vielfältig deswegen vorgegangener Exempel zu geschweigen, uns allein auf der unlängst von Herrn von Questenberg dahin produzierte Khays. Instruktion und dessen Inhalt reflektieren, solches alles nicht allein mit hochbestürztem Gemüt vernommen, besonders auch nicht unbillig, unsere und der ganzen Armada unfehlbare gänzliche Zerrüttung und Untergang zu verhüten, Ihr fürstl. Gn. &c. &c. durch solche vorhabende Resignation alle, uns und unsere armen Soldaten, über den Kopf schwebende Not, Elend und Ruin unterthänig durch (titul) Herrn Feldmarschall von Ilow &c, und demselben adjungierte vier Obriste, also Herrn Obristen Mohrwaldt, Bredaw, Losi und Hendersen remonstrieren und daraus dergestalt uns nicht zu lassen, besonders weiter mit Ihrer Gnade, Huld, Protektion und väterlicher Fürsorge uns beizuwohnen, sehnlich ersuchen und bitten lassen, Ihr Fürstl. Gn. &c. auf unser unnachlässiges, sehnliches Flehen und Bitten Ihro zu mehrberührter Resignation stattlich angeführte sehr bewegliche Motiven soweit zurückgesetzt, daß sie noch eine Zeit lang, damit sie sehen, was

für Mittel zur Unterhaltung der Armada geschaffet werden möchten, bei uns zuvor bleiben und ohne unser ausdrückliches Vorwissen und Willen von uns und der Armada sich nicht zu begeben gnädig sich resolvieret: Als thun wir auch hingegen uns sämtlich und ein jeglicher insonderheit kräftigster, beständigster Form Rechtens und anstatt eines körperlichen Eides hiermit verpflichten, bei Hochgedachter Ihr Fürstl. Gn. &c. diesfalls ehrbar und getreu zu halten, anf keinerlei Weise von denselben uns zu separieren, zu trennen noch trennen zu lassen, besonders alles dasselbe, so zu Ihrer und der Armada Consueration gereicht, neben Ihr Fürstl. Gn. &c. äußerster Möglichkeit zu befördern und bei, neben und für dieselbe alles unsere bis zu den letzten Blutstropfen ungespart aufzusetzen, wie wir denn auch, im Fall einer oder der andere* unseres Mittels diesem zuwiderhandeln und sich absondern wollte, sämtlich und ein jeder insonderheit den- oder dieselben wie treulose, eidesvergessene Leute zu verfolgen und an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen. Solches alles ehrbar und ohne alle Gefährde aufrichtig zu halten, haben wir zu mehrerer Bestätigung dieses eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

So geschehen im Hauptquartier Pilsen, den zwölften Januarii Anno 1634. [Folgen die Unterschriften.]

* Original: vnßers mittellß diesem zuewider handeln vnndt sich absondern wolte, sambtlich vndt ein jeder inn sonderheit, den oder dieselbe wie treuloße Aydts vergeßene Leuth zuuerfolgen vndt an dessen Haab vndt Güethern, Leib vndt Leben unß zurechnen schuldig vndt verbunden sein sollen vndt wollen. Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtig zue halten, haben wir zue mehrer bestettiegung dieses Eygenhandlich vnterschieden vndt Besiegelt. So geschehen im Hautb Quartier Pilsen, den zwölften January Anno 1634.

Anmerkung des Verf.: Unterschreiben, So viel Ihr wollt! Verschoont mich nur mit Lesen. - Übrigens unterzeichneten die meisten vor dem Bankett, nicht im Taumel eines Rausches.

Eine Abschwächung des ersten- ist der **zweite Pilsener-Schluß.**

Er zeigt an der Spitze Wallensteins eigene Namenszeichnung, trägt aber sonst nur die Unterschriften von 30 Obristen; unter andern fehlen bereits Piccolomini, Isolani und Buttler.

Den Nürnberger Sieg über Gustav Adolf meldete Wallenstein dem Kaiser folgendermaßen: So hat sich der König bei dieser *impressa* (it. *impresa* = Unternehmen) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein, er hat auch sein Volk über die Maßen *discouragiret* (fr. = entmutigt), daß er sie so *hazardosamente* (span. = auf gut Glück) angeführt, daß sie in vorfallenden Occasionen [lat. = Gelegenheiten] ihm desto weniger trauen werden . . . ,

Schon bei oder vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges schrieb Hermann Fabronius, eig. Schmidt, [1570—1634], ein Schriftsteller, der sonst namentlich lateinische Lieder dichtete, über die Vermengung fremder Ausdrücke mit dem Deutschen:

Wer zu Rom ein wort in der Lateinischen sprachten
Griechisch einmengen wolt, den that man balt auslachen,
Schreibet der weise heydt Cicero an seinen sohn
In seinem sitten buch gar schon.

O Alter sitt! wie würdt man heut zu lachen haben
In Teütschlandt, da man hört so viel frembtes hertragen,
In maßen viel in schrift vndt im reden nicht wissen,
Des Ja genug Zu sein beflissen.

Wie schön würdts stehn, wan der Frantzoz oder Spanische man,
Oder einer aus Welschlandt sich desen würdt massen ahn,
In ihrer mutter sprach einzumengen Teutsche wort:
Bey ihn ist solches vnerhort.

Teütscher, was hindert es, daß Du vor attaquieren,
Vor ruiniren, vor soldatesca vndt laviren,
Vor imprese, vor Dein describirn vudt Camerad
Sprechst, wie dein grosvater g'redt hatt?

Aber ô elendt groß, newe sitten, neues kleydt,
Newe redt, stoltz vnd geytz, vndt die grosse sicherheit
Bringen ins landt mit sich newen krieg, hunger vndt todt
Vom ewigen gerechten Gott.

Um 1638 oder früher schrieb ein uns unbekannter Verfasser:

Ein new Klaglied, Teutsche Michel genannt, wider alle Sprachverderber.

1. Ich teutscher Michel versteh schier nichel nach lat. nihil, auch
In meinem Vatterland, es ist ein schand. nichil, = nichts
Man thut jetzt als wie die Schweden
In meinem Vatterland: pfui dich der schand.
2. Fast jeder Schneider will jetzund leyder
Der Sprach erfahren seyn vnd redt Latein:
Welsch vnd Französisch, halb Japonesisch,
wann er ist voll vnd doll der grobe Knoll. Klotz
3. Der Knecht Matthies spricht Bona dies,
wan er gut morgen sagt vnd grüst die Magd:
Sie wendt den Kragen, thut jhm Dancksagen,
Spricht Deo gratias, Herr Hippocras.
4. Ihr frome Teutschen, man solt euch beutschen,
Das jhr die Muttersprach so wenig acht.
Ihr liebe Herren, das heist nicht mehr
Die Sprach verkehren vnd zerstören. sondern . .

5. Ihr thut alles mischen mit faulen Fischen,
 Und macht ein misch gmesch, ein wüste wäsch:
 Ein faulen Hafenkaß, ein wunderseltzams gfraß:
 Ein gantzes A B C ich nicht versteh. gemeint sind die Fremdwörter

Es folgen nach einer Ausgabe 45, nach einer andern 49 Strophen mit Fremdwörtern, die in 16 [20] Strophen je mit dem gleichen Buchstaben beginnen, z. B.:

6. Was ist armieren, was avisieren,
 was avancieren, attaquieren,
 Was approachieren, archibusieren;
 was arrivieren, accordieren?

In den übrigen Strophen ist mit eingestreuten spottenden Bemerkungen von andern Fremdwörtern die Rede:

17. Was ist das Hauptquartier? ein frässigs wildeß Thier;
 was ist die Garnison? was ein Squadron?
 Was ist die gantze Armee? nur lauter ach vnd weh;
 was ist der Randefuß? ein Habermuß. das Rendezvous

Schlußstrophe:

51. Habt jhr verstanden, mit spott vnnd schanden,
 Wie man die Sprach verkehrt vnd ganz zerstört:
 Ich teutscher Michel versteh schier nichel
 In meinem Vatterland: es ist ein schand.

Die allgemeine Sprachverwilderung hatte die Gründung von Gesellschaften zur Folge, welche sich die Säuberung der deutschen Sprache von der Unmasse der Fremdwörter als nächstes Ziel steckten, dann aber auch die deutsche Poesie pflegen wollten, um durch sie die fremde zu verdrängen. Neben Martin Opitz [1597—1639] setzte sich besonders auch Moscherosch [1601 bis 1669] dieses Ziel. 1650 erschienen in Straßburg von ihm verfaßte Sittenschilderungen der damaligen Zeit unter dem Titel: „Wunderliche wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald“. In dieses Werk hat er auch das angeführte Gedicht fast wörtlich aufgenommen. Im ersten „Gesicht“ schreibt Moscherosch außerdem selber über die Sprachmengerei:

„Ihr mehr als unvernünftige Nachkömlinge! Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zugefallen sein Sprach oder Stim nur änderte? Hastu je eine Katz dem Hund zugefallen bellen; ein Hund der Katzen zu lieb mauchzen hören? Nun sind warhaftig in seiner Natur ein teutsches festes Gemüth und ein schlipferiger wälscher Sinn anderst nicht, als Hund und

Katzen gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Tiere, ihnen wider allen dank nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nemen in eurem Vaterland? Pfui dich der schand!“

Bei der geringen Begabung der damaligen zeitgenössischen deutschen Dichter war indessen an eine rasche Änderung der Verhältnisse kaum zu denken. Ein Beleg dafür, wie einfach man sich die Dichtkunst vorstellte, haben wir in dem 1650 in Nürnberg erschienenen „Poetischen Trichter“ [Die Teutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der Lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen], von Georg Philipp Harsdörffer [1607—1658].

Von größter Bedeutung war natürlich auch, daß die Bildung des Adels und der höhern Gesellschaftsschichten vorherrschend französisch —, die der Gelehrten fast ausschließlich lateinisch war. Preußens erster König, Friedrich Wilhelm I., begünstigte zwar Kunst und Wissenschaft, bevorzugte aber das Französische. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., suchte dann das Ausländische zurückzudrängen, hatte jedoch ein zu einseitiges Interesse am Militär. Folgende Beispiele gewähren uns einigermaßen einen Einblick in die mit Fremdwörtern reich durchsetzte Sprache seines Hofes.

Letzte Seite aus dem Testament Königs Friedrich Wilhelm I.

1722.

[Den ein Regente] der mit honneur in die welt Regirenn will mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flascken faullen weiberlehen, und wen mein lieber Successor erstlich werdet alles in ordre haben als den wierdths so leicht gehen wie ein Pappies de Mühsicken [Musikstück], der liebe Gott hat euch auf den trohn gesetzt nicht zu faullentzen sondern zu arbeiten und seine l. lender wahl [wohl] zu Regiren, leider die meisten Großen Herren seins nicht, sondern Gottlohs lassen Ihren Ministris den willen und occupiren sich mit Metressen und Sardanapalische Fleis [Fleisches] lüste, aber ich habe das feste vertrauen zu meinen lieben Successor das er darinnen mein exempell folgen wirdt und ein exemplaris lehen führen und fleißig arbeiten als den [alsdann] Gott Ihm gewiß sehgenen wierdt. Euer finncancen müßet Ihr selber und allein traktieren und das Komando der Armee selber und allein bestellen und die zwei haupsachen allein disponiren da durch werdet Ihr die ottoritet [Autorität] in der Armee durchs Komando und die liebe wehrgen das [deswegen] Ihr den Knop auf den Beuttell allein habet von eure officir und civil bedinte haben

und von der gantzen welt Respectieret und admiriret werden das Ihr so ein Kluger und Brahwer Regent seidt Da zu verhelpe euch Gott der Almechtige.
Amen.

[Man achte besonders darauf, welche Wörter groß geschrieben sind.]

Im Jahre 1723 schrieb Graf Seckendorf, der österreichische Gesandte am preußischen Hofe, an Prinz Eugen folgendes über das preußische Militär und den König:

... Gewiß ist, daß man von Trouppen an Schönheit, proprietet und Ordnung in der Welt nicht dergleichen sehen kann; und obwohl in exerciren. handgriffen, marchiren und dergleichen viel gezwungenes und affectirtes mit unterlaufft, so sind doch so viel nützliche und ordentliche sachen, die zum handwerk selbst gehören, mit dabey, daß man überhaupt sagen muß, daß nicht das Geringste bey der Armée und den Truppen abgehet

Dies alles nun dirigiret der König einzig und allein und arbeitet anbei in publicis, privat, haushaltung und domainen affairen mit solchen ernst, daß auch kein Taler ausgegeben wird, so von ihm nicht unterzeichnet.

Wer es nicht sieht, kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in der Welt, von waß Verstand Er auch ist, so viel differente sachen in ein tag expediren und selbst thun könnte, als man bey diesen König täglich expedieren sieht; dazu Er den Morgen früh von 3 Uhr bis gegen 10 Uhr verwendet, dann aber mit militär exercitien den Rest des Tages in Berlin zubringt.

Die Erziehung und Bildung Friedrichs des Großen [1740 bis 1786] war, wie bekannt, fast ausschließlich französisch; dennoch hat der große König durch seine innere und äußere Politik deutschen Sinn und deutsches Wesen, deutsche Poesie und Sprache mächtig gefördert. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie“, urteilt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Am Schlusse seiner Schrift: „De la littérature allemande“ schreibt der König: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt.“

Das Deutsch des Königs selbst ist begreiflicherweise mit vielen Fremdwörtern durchsetzt.

Zwei Tage nach der von ihm gegen die Österreicher unter Daun verlorenen Schlacht bei Kolin schrieb Friedrich der Große

am 20. Juni 1757 an den General Prinz Moritz von Anhalt-Dessau:

„Ich bin heute, ohngeachtet des großen Unglücks des 18., mit klingendem Spiel und der größten Fiertät um 3 Uhr von Prag aufgebrochen und bin hier angekommen, ohne nichts Feindliches zu finden. Bei unserem Ungelücke muß unsere gute Contenance die Sache, so viel möglich reparieren, und denke ich, morgen ein Lager zu nehmen“

Seine große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, schrieb übrigens durchaus kein besseres Deutsch. Als Beispiel hierfür sei eines Ihrer Schreiben an den Staatskanzler, den Fürsten Kaunitz, angeführt:

„Die hungerischen stände haben mir ein regal unanimiter mit großem applauso von 700,000 fl. accordirt. es wars allezeit gebräuchlich aber nicht so vill und nicht mit solchem applauso, weillen selbes heut oder morgen komen dürfte, so möchts eine lateinische anrede, wo so wohl meine erkantlichkeit vor die willfähigkeit als auch Versichern das alles was sie in dieser diäte noch bis dato sich bezeugt gegen mir sie auch gewis erkantlich und versichernd das einer gutte gebrauch in denen jetzigen zeiten machen werden. Dises könnte besser und gnädiger gesetzt werden.“

[Ohne Datum und Unterschrift].

[Man achte auf die Orthographie der beiden Schreiben; sie mutet einen fast an wie diejenige zweier verschiedener Jahrhunderte.]

*

*

*

Die Dichtersprache freilich hatte sich damals schon lange zu größerer Reinheit und Feinheit durchgerungen. [Paul Gerhardt (1607—1676): Kirchenlieder, z. B.: Wie soll ich dich empfangen? O Haupt voll Blut und Wunden; Befehl du deine Wege; Gottsched (1700—1766): Säuberung der Sprache von Fremdwörtern, gründlichere Durchbildung des Schriftdeutschen, Weckung eines größern Interesses für deutsche Sprache und Literatur und Ausbreitung derselben; Bodmer (1698—1783): Förderer der Literatur; Haller (1708—1777): Die Alpen; Hagedorn (1708—1754): z. B. Johann der muntere Seifensieder; Rabener (1714—1771): Satiriker; Gellert (1715—1769): Fabeln, Kirchenlieder; Lichtwer (1719—1783): Fabeln (Der kleine Töffel, Die seltsamen Menschen); Gleim (1719—1803): Fabeln (Die Eiche und der Kürbis); Preußische Kriegslieder von einem Grenadier; E. v. Kleist (1715—1759): Der Frühling; Irin. Einige dieser Dichter, so z. B. Gellert und Rabener, waren Mitarbeiter der während anderthalb Jahrzehnten sehr wichtigen Bremer Beiträge.] Neben Gottsched hat in der vorklassischen Zeit offenbar Gellert am meisten zu einer größern Wertschätzung

des Deutschen beigetragen. Durch seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, durch seinen schalkhaften Humor und die Anmut seiner Sprache bezauberte er alle. [Die Geschichte von dem Hute, Der Bauer und sein Sohn, Der Tanzbär; Kirchenlieder: Dies ist der Tag, den Gott gemacht; Mein erst Gefühl sei Preis und Dank; Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht]. „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched“, urteilte Friedrich der Große über ihn. Die Geschichte hat sein Urteil bestätigt.

Aber noch ganz andere Männer kamen. Um Haupteslänge ragen die drei Dichterfürsten Lessing, Goethe und Schiller aus ihnen hervor. Diese vor allem schufen die prächtigsten Baudenkmäler der deutschen Sprache, in einer Form, die mit wenigen Ausnahmen jetzt noch für uns maßgebend und vorbildlich ist.

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

C. F. Meyer.

„Wenn die Könige baun, haben die Kärner zu tun.“ In der Literatur haben sie noch viel mehr Arbeit, wenn die Könige gebaut haben. Aber bedarf nicht auch die Natur Zeiten der Sammlung?

Als Allegorie für das wunderbare Werden der hochdeutschen Schriftsprache aber, die Geister, welche sie geschaffen haben, die Werke, welche von diesen erzeugt worden sind, ist man versucht, zum Teil Mahomets Gesang von Goethe zu verwenden:

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick.

— — — — —
Jünglingfrisch
Tanzte er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

— — — — —
Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

— — — — —

Bäche schmiegen
 Sich gesellig an. Nun tritt er
 In die Eb'ne silberprangend,
 Und die Eb'ne prangt mit ihm,
 Und die Flüsse von der Eb'ne
 Und die Bäche von den Bergen
 Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
 Bruder, nimm die Brüder mit,
 Mit zu deinem alten Vater,
 Zu dem ew'gen Ozean.

— — — — —

Kommt ihr alle! —
 Und nun schwillt er
 Herrlicher; ein ganz Geschlechte
 Trägt den Fürsten hoch empor!
 Und im rollenden Triumphe
 Gibt er Ländern Namen, Städte
 Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
 Läßt der Türme Flammengipfel,
 Marmorhäuser, eine Schöpfung
 Seiner Fülle hinter sich.

*

*

*

Die Schweiz hat sich lange Zeit gegen die allgemeine deutsche Schriftsprache ziemlich ablehnend verhalten; die Unterschiede waren so bedeutend, daß auch die „Gebildeten“ das Hochdeutsche vielfach nicht verstanden. So hielt es 1522 der Buchdrucker Adam Petri in Basel für notwendig, seinem Nachdruck des Lutherischen Testaments ein Wortverzeichnis der „ausländischen“ Wörter beizufügen. „Ich hab gemerkt, daß nicht jedermann verstehn mag etliche Wörter im jetzt gründlich verdeutschten Neuen Testament; doch hätten dieselbigen nicht ohne Schaden mögen verwandelt werden; drum hab ich lassen dieselbigen auf unser Hochdeutsch auslegen.“ Da werden „ähnlich, albern, bange, beben“ übersetzt mit „glich (gleich), nerrisch (fantestisch), engstich (ängstlich), bidmen*; für „darben, empören, plötzlich“ steht „nott-, armut leiden, erheben, gehlings (gählings — jählings)“; „flehen, fühlen, gedeihen, gehorchen“ sind erklärt durch „bitten, empfinden, wachsen, gehorsamen“; „besudeln, prüfen, ernten“ sind „verdeutscht“ durch „verunreinigen“.

* Rosegger (Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß): „Ja freilich Bub“, entgegnete er [Pate Jochem], „es donnert was! es ist ein Erdbidn.“

(beflecken), mercken (erkennen), schneiden“, und „Eifer, Lippe, Aufschub, Geheimnis“ sind durch „Ernst, Lefze, Verzug, Heimlichkeit“ wiedergegeben. „Ufer, Ziege, Träne, Topf, Hügel, Halle, Grenze“ waren damals Fremdwörter für die Schweiz und Süddeutschland. Zwingli, Niklaus Manuel, Bullinger redeten und schrieben in Mundart.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam, freilich etwas weniger als in Deutschland, durch den politischen Einfluß Frankreichs, Spaniens und Italiens, sowie durch den Fremddienst, die Vorliebe für romanische, meist lateinische Fremdwörter auf. In der Vorrede zur Heutelina [1658; Heluetia = Helvetia], einer mit sehr vielen lateinischen Wörtern durchsetzten Beschreibung einer Schweizerreise, schreibt der Verleger in der Vorrede: [„Wenn der Verfasser länger gelebt hätte, würde er] gewißlichen diesen Tractatum noch selbst viel besser illustriren, wie auch die Beschreibung der übrigen provincien, welche er albereit mit gleichmäßiger maniera zu adumbriren (entwerfen) angefangen, zu vollständiger complirung bringen und continuiren wollen.“

Freilich gab es auch dazumal unverdorbenes Deutsch. So lautet aus dem Jahr 1650 ein Spruch in einem zürcherischen Neujahrsblatt:

Die lieben Kinderlein den Zweiglinen nacharten,
weil sie zu biegen seind, eh sie zu alt erharten.
Zu bleiben lasterlär zu werden tugendvoll
sie von der Wiege her man recht erziehen soll.
Denn wie ein alter Baum nicht anderst wird gebogen
so bleibet auch der Mensch, gleich wie er ist erzogen.
Drum wer an Kindern will erleben Freud und Ehr
der spar an ihnen nicht die Ruten, Zucht und Lehr.

Noch im Jahr 1671 aber ermahnt der Rat von Bern seine Geistlichen: „man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgern und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen tue“.

Erst am Ende des 17. Jahrhunderts ist der hochdeutsche Vokalismus in den Büchern und Ratsprotokollen fast allgemein. Aber auch im 18. Jahrhundert war das Schriftdeutsch der Schweizer, auch dasjenige der gebildetsten, vom Hochdeutschen noch weit entfernt. Albrecht von Haller reinigte seine poetischen Erzeugnisse, betitelt „Versuch schweizerischer Gedichte“, mit Hilfe eines hannoveranischen Arztes von zahllosen sprachlichen

„Unarten“ und suchte seine Sprache mit dem Hinweis auf seine Heimat zu entschuldigen. „Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei Andern veraltet sind, und tausend anderer sind in Sachsen im beständigsten Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne Wörterbuch versteht“, heißt es 1743 im Vorwort zur 3. Auflage der Gedichte, und im Vorwort zur 4. Auflage (1748): „Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt.“ (Bachmann, Geograph. Lexikon.) Und doch war Haller der Dichter, über den A. Frey urteilt: „Er gab Deutschland wieder eine poetische Sprache im vollsten Sinne des Wortes, und es ist kein geringerer als Klopstock, der auf dieses Verdienst Hallers hingewiesen hat. Neben vielen andern haben sich Lessing und Wieland und vor allem Schiller an seinen Werken gebildet.“

Währenddem sich Haller wegen seines „schlechten“ Deutschen „entschuldigte“, nahm Bodmer (1698 — 1783) Stellung gegen die ausschließliche Herrschaft des Obersächsischen. „Ich habe mit allem meinen Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner Dialekt die Herrschaft haben sollte,“ schreibt er 1746. Dann mahnt er: „Lasset uns derowegen alle Furcht für den Sachsen beiseyte setzen und unseres Rechts und Eigentums mit der Freyheit bedienen, daß unser Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung seines glücklichen und von Alter hergebrachten Schwunges (dies in Gedanken an die Minnesänger usw.) zu einer für sich selbst bestehenden und für sich zulänglichen Sprache werde.“ Zur Bereicherung der Sprache solle man also auch veraltete und mundartliche Ausdrücke verwenden. Durch Handlungen, Leidenschaften und Charaktere müsse der Dichtkunst vor allem die Erregung des Gemütes gelingen; die Leidenschaft stehe über den Regeln.

Worauf Bodmer damit hinwies, was aber seinem Wesen eigentlich fremd war, das wurde durch Klopstocks Messias praktisch bewiesen. Zürich wurde für eine Zeit lang ein Mittelpunkt für deutsche Sprache und Literatur. „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind,“ urteilt 1752 E. v. Kleist. [Man vergleiche damit das Urteil (des Berners Altmann?) in einem Briefe an Gottsched: „Ich versichere Sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner ent-

standen, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird. ... Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leute; aber in Geist und vernünftigen Sitten werden sie noch lange grobe Schweizer bleiben.“] — Dreißig Jahre später spricht Heinse von einer „erschreckenden“ Zahl in Zürich wohnender Schriftsteller. Neben Bodmer und Breitinger, welche vor allem kritisch und die Literatur fördernd wirkten, neben Klopstock, Wieland und Ewald v. Kleist, seien hier noch besonders Geßner und Lavater (1741—1801) erwähnt. Wie Haller betrachtet auch Salomon Geßner (1730—1788) die Entfernung von der Natur als ein Unglück. [Im „Daphnis“: „Ihr, die ihr unselig die Einfalt der Natur verließet.... ihr geht durch Labyrinth zum Glück; ewig mühsam, ewig unzufrieden irret ihr da.“ — „Ihr Hirten! wie nahe seid ihr dem Glücke! Ruhe und Zufriedenheit bewohnen die stillen Hütten...] Mit seinen idyllischen Dichtungen fand Geßner nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich großen Anklang.

So verweben sich die Fäden: herüber und hinüber findet ein fast ununterbrochener Austausch der Ideen statt, und es stehen die verschiedenen Gebiete in Wechselbeziehungen. In der Schweiz hat man die sprachliche Sonderstellung mehr und mehr aufgegeben und den kurzen Traum Bodmers — einer selbständigen schweizerdeutschen Schriftsprache — endgültig fallen gelassen. Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts kann der Anschluß der deutschsprachlichen Schweiz an die neu-hochdeutsche Gemeinsprache als vollzogen gelten. Zwar verwenden die schweizerischen Schriftsteller — auch noch bis in die Gegenwart — zum Teil unabsichtlich, noch mehr aber mit Absicht und künstlerischer Feinheit, mehr oder weniger mundartliche Ausdrücke; aber in Sprache und Stil dürfen wir sie zu den besten Meistern der deutschen Literatur zählen. Bei den weniger sprachlich Gebildeten ist natürlicherweise die Verwendung von Dialektwörtern um so häufiger und wahlloser, je geringer die Kenntnis der Schriftsprache ist. Nicht selten führt dann das Bestreben, Hochdeutsch zu reden, zu sprachlichen Entgleisungen und wird dadurch zu einer Quelle des Humors. So wirkt es erheiternd, wenn eine biedere Wirtin in einem Dorfwirtshaus ihrem deutschen Gast mit den Worten den Weg weist: „Gehen Sie nur da hinauf und dort um den Ecken ummen; der Bahnhof ist grad dort ennen.“ Doch gibt es unzählige andere, weniger auffällige Beispiele. In der Schweizer Illustrierten Zeitung (Nr. 25 vom 22. Juni 1918) wird z. B. die vielfach

mangelhafte Art unserer Ausdrucksweise folgendermaßen ironisch behandelt: Schwer von Begriff: Ein Herr sagt zu einem andern, der soeben das Theater verließ: „Was haben sie (Sie!) im Theater gegeben?“ — „Zwei Franken“. — „Ich meine, was für ein Stück“. — „Ein Zweifrankenstück“. — „Nein, ich möchte wissen, was die Schauspieler gegeben haben“. — Die Schauspieler haben gar nichts gegeben, die hatten freien Eintritt.“ —

Oft kann man bei uns auch Gebildete in hochdeutsch nicht ganz richtiger Weise sich ausdrücken hören: ein und ein zweitel Kilo (anderthalb); eine bereits (beinahe) neue Maschine; die Fehlbaren (Schuldigen) verurteilen; ein (eine) Eins erhalten; häufig werden auch Wendungen gebraucht wie: der Vortrag wurde vom Präsidenten bestens verdankt [besser: der Präsident dankte ... oder: vom Präsid. ... wurde ... gedankt]; beim Hinschiede [Hinscheiden]; gegen Erkenntlichkeit (Finderlohn) abzugeben bei der Expedition; es ist mir gleich (gleichgültig); einige Linien (Zeilen) schreiben; es nimmt mich wunder, ob .. [ich bin neugierig, ob ..]; es ist keine Leichtigkeit, das zu beweisen (es ist kein leichtes ...); Pfarrer, Doktor studieren (Pfarrer, Doktor werden; Theologie, Medizin studieren).

Nicht selten handelt es sich dabei freilich auch um Grenzfälle, in denen ein älterer Ausdruck von einem neueren zurückgedrängt worden ist, in einzelnen Gebieten aber seine alte Lebenskraft noch erhalten hat, oder auch um solche, in welchen die Sprachformen von Nord und Süd, Ost und West miteinander um die allgemeine Gültigkeit ringen. Politisches, wirtschaftliches und literarisches Übergewicht eines Teils werden dabei meist zur Folge haben, daß auch seine Ausdrucksformen sich eher durchzusetzen imstande sind. Aber den andern kann man damit gewiß noch nicht jede Lebensberechtigung absprechen. Eine vollständige Vereinheitlichung der Sprache würde doch offenbar auch zu deren Erstarrung führen. Ist eine Nichtuniformierung nicht im Sinne der Vielgestaltigkeit des Lebens? Vorläufig braucht uns jedoch vor einer starren Einheitssprache nicht bange zu sein. Bis jetzt kann man eigentlich nur von einer einheitlichen Rechtschreibung sprechen. Aber auch diese ist doch vielfach nur scheinbar. Die Orthographie der Schweiz, Bayerns und Österreichs weicht in vielen Fällen von derjenigen Preußens ab. So schreibt man z. B. in der Schweiz nur Jsrael, Jslam, währenddem in Preußen ausschließlich Jßrael, Jßlam gesetzt werden. Wie es auch amtlich festgelegt ist, sagt man bei uns „der Liter“ und „der Meter“ (vergl. aber „das Barometer,

das Thermometer“); in Preußen dagegen gilt für die beiden Wörter das sächliche Geschlecht. In Österreich und Preußen darf man spassen nur mit ß schreiben, im übrigen deutschen Sprachgebiet auch mit ss. „Mittelst und vermittelt“ gelten in der Schweiz ungefähr gleichberechtigt wie „mittels und vermittels“; für Preußen sind nur die letzteren Formen anerkannt. Wie bei uns, so ist es auch in Österreich noch gestattet, Fremdwörter ihrer Herkunft entsprechend zu schreiben, z. B. Billet, Bouquet, Bureaux, Caprice, Cognac, Compagnie, Compagnon, Comité, Carriere, Carcer, Garderobière, Guirlande, Guitarre, Liqueur, Intrigue, Quai. [Duden: Billett, Bukett, Bureaus oder Bürös, Kaprizie, Kognak, Kompagnie, Kompagnon, Komitee, Karriere, Karzer, Garderobiere, Girlande, Gitarre, Likör, Intrige, Kai.] In Österreich schreibt man: am ersten des Monats, haltmachen, zum Guten wenden, der Gasometer, das Guttapercha, kehrtmachen, gröhlen, hiebei, hiedurch, hiefür, hiegegen, währenddem man in Preußen bevorzugt: am Ersten des Monats, Halt machen, zum guten wenden, das Gasometer, die Guttapercha, Kehrt machen, grölen, hierbei, hierdurch, hierfür, hiergegen. Berta, Bertold, Günter, Tee werden in österreichischer Rechtsschreibart auch noch häufig mit h geschrieben. Dem Brauch der wichtigsten deutschen Sprachgebiete entsprechend gelten als orthographisch richtig: zunichte-, zunutze machen, zugunsten, imstande sein, zuschulden kommen lassen und die getrennten Formen: zu nichte machen usw. Infolge einer verschiedenen Auffassung schreibt man in Österreich kaiserlich und königlich auch bei Titeln von Ämtern und Personen immer klein, in Deutschland dagegen bei solchen groß, z. B. das Kaiserliche Postamt.

In bezug auf die Wortwahl und besonders die Aussprache sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprachgebieten noch viel größer. Die Süddeutschen und die Schweizer wünschen einen freien Samstagnachmittag, die Norddeutschen den Sonnabend; in Süddeutschland und der Schweiz lädt man zum Abendessen ein, in Norddeutschland zum Abendbrot. Im Süden des deutschen Sprachgebietes wendet man vielfach das Wort Unschlitt an, im Norden sagt man dafür Talg; währenddem die Schweizer und die Süddeutschen Pflaumen und Zwetschgen unterscheiden, bezeichnet der Norddeutsche beide mit dem Worte Pflaumen. Zu österreichischen Eigentümlichkeiten gehören Wörter wie Nachhang für Anhang, Obsorge statt Fürsorge, Vorrückung statt Vormarsch, Verkühlung für Erkältung. Bei uns stößt

man beim Trinken zur „Gesundheit“ an, der Wiener wünscht „Heil“; für ihn geht der Zug „frühzeitig“ ab, und er muß eine große Strecke „hinterlegen“.

Erst seit den letzten Jahrzehnten namentlich ist man mehr und mehr bestrebt, auch die Aussprache zu vereinheitlichen. Die deutsche Bühnensprache soll nach und nach zur Muster-aussprache erhoben werden.* Weil aber der Wortklang durch das Wortbild in sehr vielen Fällen fast unmöglich ganz richtig angegeben werden kann und das Hochdeutsche doch zum großen Teil aus Büchern und Zeitungen gelernt wird, gewährt die gemeinsame Schriftsprache noch sehr viel Spielraum zu einer mehr oder weniger mundartlichen Aussprache. Die Schulen, öffentlichen Vorträge, Vereine, Theater, und vor allem auch der in den Städten fast tägliche Verkehr mit Hochdeutsch-Sprechenden werden aber sehr wahrscheinlich auch bei uns mehr und mehr zu einer Vereinheitlichung der Aussprache führen. Für uns Schweizer bedeutet das offenbar eine Preisgabe unserer Mundart und damit zum Teil auch unserer Eigenart. Wenn auch eine solche Einheitssprache ihre Vorteile hat oder hätte — denn an eine vollständige Einheit ist bei der großen Zahl der Leute, der Verschiedenheit der Bildung und der Beschäftigung, der Ausgedehntheit des Gebietes, der Angrenzung an Länder mit andern Sprachen und, immerhin nicht zu übersehen, auch noch infolge einer verschiedenen politischen Zugehörigkeit, kaum zu denken — so kann man dabei vielleicht doch auch zu eifrig sein. Zwar machen die Lautfärbung, die Länge oder Kürze der Vokale und die Weichheit oder Härte der Konsonanten einen wesentlichen und besonders auch sehr auffälligen Teil der Sprache aus, aber sie sind doch nur ein Kleid der Sprache, nicht diese selber; sie geben vielleicht Aufschluß über die Herkunft des Sprechenden, teilweise auch über seine sprachliche Bildung, aber nur eine geringe über seine Bildung überhaupt und seine berufliche Tüchtigkeit und vor allem sozusagen keine über seine Gesinnung als Mensch. Auf diese aber kommt es hauptsächlich an. Es wäre jedenfalls gut gewesen, wenn man allgemein den Erziehungsgrundsatz, daß man die Kinder zu sittlich-guten Menschen haranzubilden habe, schon lange noch viel mehr in den Vordergrund gestellt hätte. Was die Aussprache anbelangt, so wird man ihr vor allem vorerst in den Mittelschulen große Sorgfalt angedeihen lassen müssen; dann

* Siebs: Deutsche Bühnenaussprache.

wächst ein gebildeter Stand heran, der nach und nach ohne weiteres auch die breiteren Volksschichten beeinflussen wird. Und wenn dann schließlich, wie Goethe sich scherzend rechtfertigte, „der Bär noch etwas nach der Höhle brummt, in der er geboren ist“, so wird sich hoffentlich doch niemand darob entsetzen. Gleich wie aber das Notwendige dem Nützlichen und dieses dem Angenehmen vorangeht, so ist auch bei der Sprache die Seele wichtiger als der Geist und dieser wertvoller als die Klangsönheit. Daß beim Sprechen Seele, Geist und Klangsönheit sich vereinigen, ist das Ideal. Ihm sollen wir uns nähern. Es möglichst zu erreichen, ist die Aufgabe der gottbegnadeten Dichter. Ihre Gaben seien gleich goldenen Trauben, die uns aus kristallener Schale geboten werden. Ihre Werke seien wunderbaren Domen vergleichbar, aber auch dem von frischer Bergluft und Himmelsbläue durchfluteten Kirchlein auf freier Bergeshöhe.

Aus: Unsere Muttersprache.

Ein Heiligtum ist uns beschieden,
 Von unsern Ahnen auferbaut;
 Darin erblüht uns sanfter Frieden
 Und klingen Weisen süß und traut.
 Darin erwächst der Brust die Stärke,
 Zu ringen mit des Schicksals Macht;
 Da winkt nach lautem Tagewerke
 Ein stilles Heim voll Märchenpracht.

Wo ist der wunderbare Tempel,
 So schön und herrlich ausgeschmückt,
 Dem ihrer Hoheit heil'gen Stempel
 Die Gottheit selber aufgedrückt?
 Die Muttersprache ist's, die traute,
 Der Dom, der himmelan sich hebt,
 Darin uns grüßen Engellaute
 Und unsere Seelen fromm erhebt.

Wilhelm Idel (1890).

Aus: „Plattdütsch“.

Us' Sprak is as us' Heiden
 ursprünkelk noch un free,
 us' Sprak is deep un mächtig
 un prächtig as de See.

Dar kann'm getrost mit segeln
 där 't wille Lebensmeer;
 se föhrt där Sturm un Brannung
 so männig Schipp hendär.

Min Modersprak, wo klingst du
so söt, un doch so stark!
Wo leew' ick di van Harten,
du Land vull Kraft un Mark.

Franz Poppe [1865—1879].

Aus: „Liedli vu häime“.

Liedli vu häime,
Wie lüütisch so frisch,
Hell wie-n-es Glöggli,
Wänn Fyrabig isch.

Schwänzlich dur's Dörfli
Und gumpisch i d'Flueh,
Tanzisch und lachisch
Und juuchsich derzue.

Ernst Eschmann.

*

*

*

In seinem Buche „Heute und vor Zeiten“ schreibt H. Scharrelmann im Nachwort:

„Alles hat seine Geschichte; und bei manchen unscheinbaren Dingen ist die Geschichte, wenn man sie nur kennt und zu lesen versteht, mehr wert, als das ganze Ding selber. Gerade wie jeder Mensch seine Eltern und Großeltern und Urgroßeltern usw. hat, so hat sie jedes Ding auch. Und wie unsere Eltern uns wohl ähnlich sind, aber doch nicht gerade so wie wir aussehen, und die Großeltern ebenfalls und desgleichen die Ureltern, so sehen auch die Dinge von heute wohl denen vor Zeiten ähnlich, sind ihnen aber doch nicht gleich.“

Wie Scharrelmann es hier von den Personen und Dingen schreibt, so ist es auch bei der Sprache. Wie Hunderte und Tausende daran herumgesonnen und herumgearbeitet haben, bis man imstande war, eine gewöhnliche Nadel oder eine einfache Feder herzustellen, und wie die Herstellung eines Messers sich auf der Arbeit von Hunderten von Menschengeschlechtern aufbaut, so ist eigentlich auch in jedem Wort ein kleinerer oder größerer Abschnitt Kulturgeschichte enthalten. Vielleicht schon vor Jahrtausenden aus dem Volke selber hervorgewachsen, vielleicht von ihm als Lehnwort von einem andern Volk herübergenommen, in der Form mehr oder weniger bewahrt, oder auch abgeschliffen, entstellt, als Bezeichnung für anderes gebraucht, sind die Wörter Denkmäler vergangener Zeiten. Daher enthält auch der Wahlspruch des „Deutschweizerischen Sprachvereins“ den schönen Leitgedanken:

„Pflegt die Muttersprache,
Schützt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort!“

*

*

*

O ihr voll Kraft und voller Milde, die ihr die Seele hebt und beugt,
Ihr edlen deutschen Klanggebilde, aus Schönheit und aus Ernst gezeugt,

— — — — —
Ihr tönnet fort seit grauen Zeiten, und wo ein groß Verhängnis naht,
Wo sich in der Geschicke Schreiten vollendet eine Riesentat:
Da, ob sie klage, ob frohlocke, da schlägt, die beides herrlich kann,
Da schlägt wie eine Schicksalsglocke die deutsche Sprache mächtig an.

— — — — —
O tönnet fort, ihr heil'gen Zungen, darin mein Volk frohlockt und klagt,
Du Saitenspiel, nie ausgeklungen, du Rätsel, niemals ausgesagt!

Aus: „An unsere Sprache“ von Felix Dahn.

